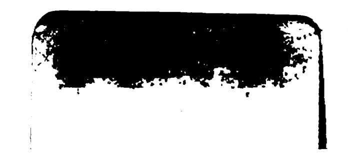




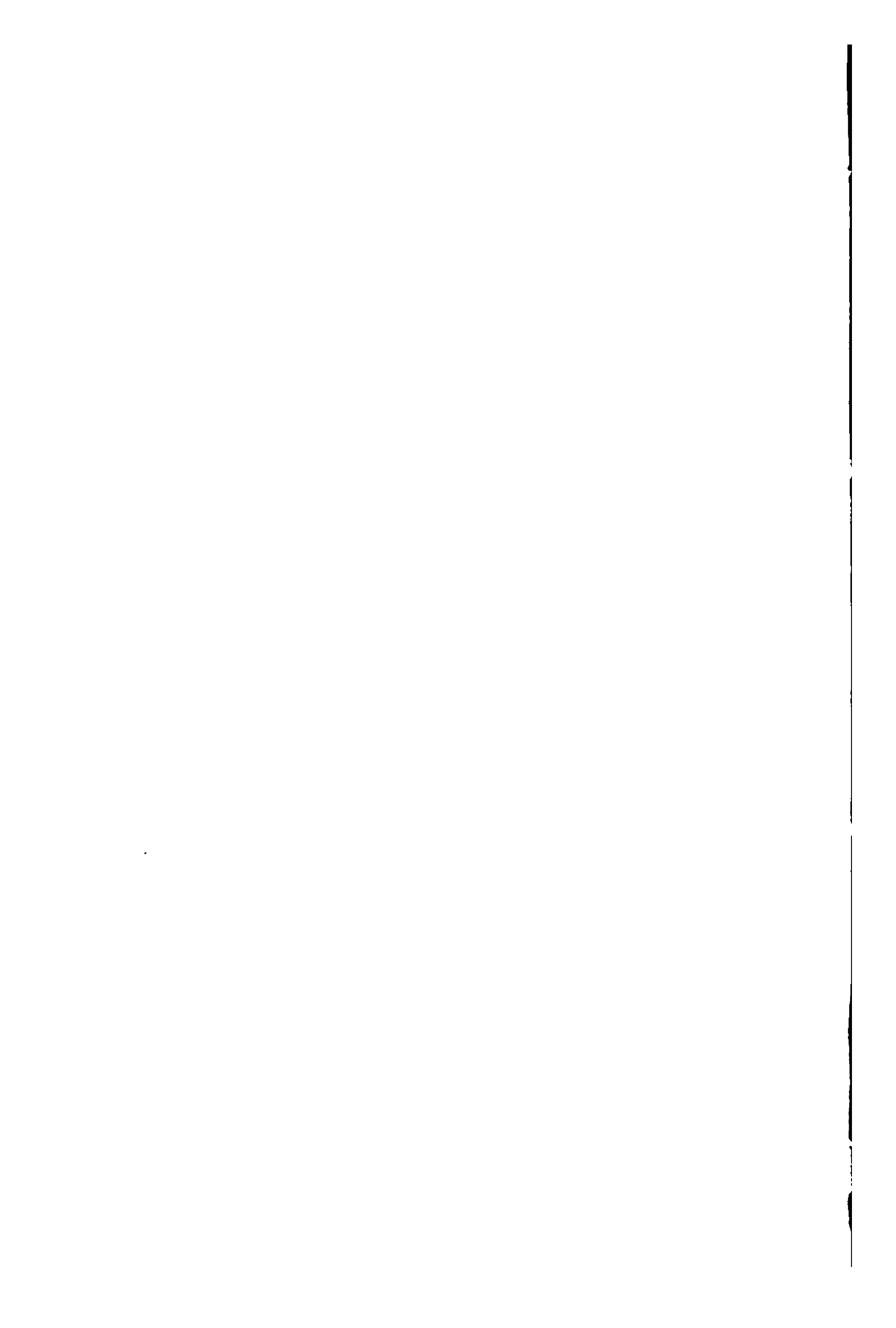














Mokomokai.

# Freundschaftliche Briefe

von

**Gustav Klemm.**

---

Zweite vermehrte Auflage.

---

Leipzig,
Verlag von B. G. Teubner.
1850.

# Vorwort.

Die freundliche Aufnahme, welche meine freundschaftlichen Briefe bei denen gefunden, welche sie gelesen, kann ich nur mit herzlichem Danke erwidern. Ich bin dem Wunsche des Herrn Verlegers, eine neue vermehrte Ausgabe zu veranstalten, daher auch gern nachgekommen und habe einige Beigaben geliefert. Diese bestehen in vier neuen Briefen über die wichtigsten Erscheinungen des chinesischen Wesens und in einer kurzen Uebersicht des Inhalts meiner culturgeschichtlichen Sammlungen, welche die Quelle und der Heerd meiner derartigen Arbeiten sind. Diese Uebersicht findet daher gleich zu Anfange des Buches ihre angemessenste Stelle.

Diese culturgeschichtliche Sammlung hat den Zweck, die Entstehung und den Fortschritt der ver-

schiedenen menschlichen Gewerbs- und Kunsterzeuge aus den von der Natur im Stein-, Pflanzen- und Thierreiche dargebotenen Stoffen und Gestalten durch Thatsachen und Körper nachzuweisen.

Als Einleitung dient eine Sammlung von Schädeln, Schädel- und Gesichtsabgüssen, Büsten, einzelnen Knochen des menschlichen Körpers, wodurch die Scheidung der Menschheit in die passive und active Race nachgewiesen wird, der als Ergänzung eine zahlreiche Sammlung von Abbildungen beigegeben ist. In dieser Abtheilung befindet sich eine altperuanische, guterhaltene Frauenmumie, ein im 4. Bande der Culturgeschichte abgebildeter Menschenschädel mit Haut und Haar aus Neuseeland, altägyptische, germanische und celtische Schädel, eine chinesische Maske aus Papierstoff und dergleichen mehr.

Es folgt die Sammlung derjenigen Stoffe aus dem Thier- und Pflanzenreiche, welche der Mensch zu seiner Nahrung benutzt. Unter den Getraidearten befindet sich Korn aus Pompeji, aus den alten Opferstätten von Bauzen und Schlieben, eine Sammlung von Nüssen, Salzen und dergleichen. Hier haben auch die Narkotica, wie die Tabake aus Afrika, China und dem Orient, sowie die als Wohlgeruch dienenden Harzarten, die chinesischen Kerzen und Parfüms ihre Stelle gefunden.

Die Sammlung der Werkzeuge wird durch diejenigen Naturprodukte eröffnet, welche dem Menschen Anlaß und Stoff dazu geboten haben. Es sind dies theils Pflanzentheile, namentlich Hölzer, Aeste und Wurzeln, theils Steine. Durch den Holzstab verlängert der Mensch seinen Arm, und verstärkt, wenn er den Stock als Hebel erkannt, die Kraft desselben. Mit dem Stein zertrümmert er Gegenstände, wie Knochen und Pflanzenschaalen, wozu seine Hand zu weich, seine Zähne nicht stark genug sind. Von den Wurzeln lernt er die Felsen sprengen, die Steine fassen und sich so die Axt bilden, aus welcher allgemach Hacke und Pflugschaar, Messer, Spieß und Pfeil erwachsen, wie das Bedürfniß und die Fertigkeit zunehmen.

Die Belege zu den hier angedeuteten Sätzen bestehen in einer Sammlung der in der Ast- und Wurzelbildung regelmäßig wiederkehrenden Formen. Es sind dies die haken- und gabelförmigen Aeste, die Wurzeln, die entweder durch Hindernisse in ihrer Entwickelung gehemmt eigenthümliche Krümmungen, Windungen, Knie, Winkel und Schrauben darstellen, oder welche Steintrümmer, die ihnen im Wege waren, eingezwängt oder umschlossen haben. Es folgen Wurzeln, welche sich in der Erde begegnet und durch äußern Druck verbunden und zusammengewachsen, Anlaß

zu den in den Gewerben vorkommenden Holzverbindungen geben haben. Zur weitern Verfolgung dient eine Sammlung von Holzmodellen, welche die namentlich in der Zimmermanns- und Tischlerarbeit vorkommenden Holzverbindungen darstellen.

Daran schließt sich die Sammlung der Geschiebe, nebst den Belegstücken zur Geschichte der Zerklüftung der Felsen, der Bildung von Sand und Humus, sowie eine Uebersicht der gediegenen und vererzten Metalle. Die Sammlung der Geschiebe (s. Culturgeschichte I. 92 f.) ist wie die ganze Sammlung nicht nach den Steinarten oder den Ländern, aus denen sie stammen, sondern nach den Formen geordnet. Sie beginnt mit den säulenförmigen und schließt mit den Keilen und Platten. Beigegeben ist eine Anzahl von Steinen, die nicht von Menschen, sondern durch mechanische Naturkraft oder durch Auswitterung weicher Theile oder durch Pholaden durchlöchert sind.

Die Werkzeuge selbst beginnen mit dem einfachen Stock, der sich theils zur Lanze verlängert, wie die der Australier mit in Feuer gehärteter Spitze, theils zur Keule anschwillt und die mannichfachsten Formen annimmt. Vorhanden sind die kurzen Keulen aus Oberäthiopien, von der Westküste von Afrika, die Keulen der Arrowaken, die längern Keulen der Südseeinsulaner und Amerikaner, sowie die kunstreich ge-

schnitzten Keulen der Tongainseln, von Nukahiwa und Neuseeland.

Nicht minder einfach sind die ursprünglichen Steinwerkzeuge. Es sind dies die Steine, womit Getraide zermalmt und Nüsse und Knochen aufgeschlagen werden, wie wir sie in den Lagerstätten der Urwälder und in den Opferstätten von Bauzen und Malitzschkendorf finden, und aus denen die Handmühle sich herausgebildet hat. Hierher gehören noch die Schleudersteine aus abgerundeten, eiförmigen Geschieben.

Dieses sind die Vorläufer der zusammengesetzten Werkzeuge, unter denen die Axt die älteste und erste Stelle einnimmt. Die Klinge derselben besteht aus einem meiselförmigen Geschiebe, dessen Schneide von menschlicher Hand zugeschliffen ist und das mit dem andern Ende auf einen Holzstiel gelegt und hier durch Harz, Riemen oder Bast befestigt ist. In der Sammlung befindet sich eine sehr reiche Anzahl derartiger Axtklingen aus Basalt, Granit, Wacke, Kieselschiefer und Nephrit aus Europa, Afrika, Amerika und der Südsee. Die Art der Fassung zeigt eine Axt aus dem Nootkasund, deren Klinge aus Diorit in den Mund eines mit Haaren verzierten Menschengesichts eingelassen ist, welches den stärksten Theil des hölzernen Stieles bildet. Vier andere mit Basaltklingen versehene Aexte der Sammlung stammen aus der Südsee,



Mokomokai.

# Freundschaftliche Briefe

von

Gustav Klemm.

Zweite vermehrte Auflage.

Leipzig,
Verlag von B. G. Teubner.
1850.

den Lasso, die Bolas, die Peitschen von Amerika und Afrika vertreten. Von landwirthschaftlichen Werkzeugen finden sich außer den bereits genannten die Pflugschaaren, Schaufeln, Spaten und Sicheln der Hindu und die von Schleswig, auch mehrere dem Mittelalter Europa's angehörige Sicheln, so wie eine Sammlung der bei dem Bergbau üblichen Werkzeuge in Modellen. Dagegen beschränkt sich die Sammlung der Kriegswerkzeuge auf eine geschichtliche Uebersicht der Schleudern und Kugeln, der Feuerschlösser, der Schilde. Unter den Helmen ist das wichtigste der antike Bronzehelm, der vor wenig Jahren in einem Torfmoore bei Beitzsch ohnweit Pfördten nebst Dolchklinge und Armringen gefunden wurde (s. illustr. Zeitung 1847. IX. 167). Dahin gehört auch die Sammlung der Kettelpanzer, deren verschiedene Arten vorhanden sind.

Nächst den menschlichen Werkzeugen ist namentlich die menschliche Wohnung ein Maasstab für die Culturstufen. Für diesen Abschnitt dient als Einleitung eine Sammlung der verschiedenen Nester der Insecten und Vögel; dann eine Sammlung der verschiedenen zum Bau verwendeten Steinarten, wovon die sächsischen Granite, Sandsteine und Kalke, die italienischen Lava- und Marmorarten sehr vollständig vorhanden sind. Daran schließen sich die Bausteine aus gebrannter Erde, meist von historisch interessanten

Gebäuden, die Cemente und Mörtel, die Mosaiken, Glasfenster, Nägel, Schlösser und Schlüssel, letztere in besonderer Vollständigkeit. Demnächst sind die Modelle der grönländischen Winter- und Sommerhütten, dann kleine Modelle deutscher Bauernhäuser und dergleichen vorhanden.

Die menschlichen Fahrzeuge werden durch eine Sammlung Kahn- und Schiffmodelle aus der Südsee, Afrika, Grönland, Java, Indien und Nord- und Südamerika vertreten. Das Modell eines Javanesischen Tausendfußes und der Hamburger Brigg Cäsar, jetzt als Fregatte der deutschen Marine, sind die wesentlichsten Stücke dieser Abtheilung, zu welcher auch die schöngeschnitzten Ruder von Tahiti, einzelne Schifftaue, dann das von teredo novalis zerfressene Schiffbauholz gehören.

Unter den in Haus und Schiff befindlichen Geräthschaften finden wir Besen aus Neuseeland und Afrika, die Schlafstühle und Kissen der Neger, die amerikanische Hängematte, die Brennstoffe, die Feuerzeuge, die indischen und altgermanischen Leuchter, die antiken thönernen Lampen nebst Zubehör.

Es folgt die Sammlung der Kleiderstoffe und Kleidungsstücke. Sie beginnt mit den verschiedenen thierischen und pflanzlichen Faserstoffen, welche die Natur darbietet. Dann folgen die aus

Kokusnußfasern, Palmenblättern, Halmen und Thiersehnen gedrehten und geflochtenen Stricke und Bänder, die Zeuche aus **morus papyrifera**, die Spindeln der Neger mit Baumwolle, die Gewebe der alten Aegypter, Peuaner, die Linnen-, Baumwollen-, Seiden- und Wollstoffe der Chinesen, Afrikaner, Südsee und Europa's. Die eigentlichen Kleider sind wegen des sehr beschränkten Raumes und der Schwierigkeit ihrer Erhaltung nicht in die Sammlung aufgenommen, wohl aber durch eine reiche Sammlung von Abbildungen vertreten. Dagegen fehlt es nicht an einer Sammlung von Handschuhen aus seltneren Stoffen, wie Muschelseide, von Sandalen und Schuhen aus Pflanzen- und Thierstoff aus Amerika, China, dem Orient und den slavischen Landen Europa's, den Hüten der Aleuten, Chinesen, den Mützen der Afrikaner und Malayen.

Die Sammlung der Schmucksachen beginnt gleichermaßen mit den von der Natur in den Edelsteinen, Erden, Federn, Käferpanzern, Zähnen und Perlen dargebotenen Stoffen. Es folgen nun die Halsgehänge aus Stein, Metall, Bernstein, gebrannter Erde, Glas, Federn, Zähnen, Klauen, Muscheln, Perlen, Knochen, Schildkrot, Bast, geflochtenen Menschenhaaren; die verschiedenen Fibulen, Anhängsel, worunter zum Theil Amulette aus Afrika, Neapel, Rußland, China; es folgen die Arm-, Fuß- und Fingerringe

aus Bronze, Eisen, Glas, Stein, Elfenbein, Haar und Knochen, die Ohrgehänge aus denselben Stoffen, die Kämme der Südsee und Afrika's, die Haarnadeln aus Stachelschweinkiel, Bronze, Holz und Perlen, die Beschläge der Gürtel aus den Tschudengräbern am Altai und Abgüsse orientalischer Kleider und Waffenzierden. Hierher gehören ferner die verschiedenen chinesischen, indischen und europäischen Fächer, die amerikanischen Federkronen und Kragen, die zierlichen Spazierstäbe der Häuptlinge der Südsee.

Die Sammlung der Gefäße beginnt mit einer Uebersicht der Thon- und Erdarten, dann natürlichen Schaalen von Würmern und Amphibien, Kürbissen, Nüssen, von Stein; unter den Gefäßen ist besonders vollständig die Sammlung der in Deutschland gefundenen Grabgefäße (gegen 400), dann die der Amerikaner und Afrikaner. Es folgt eine Uebersicht der antiken und mittelalterlichen Gefäße und eine Sammlung der jetzt in Deutschland gebräuchlichen Thongefäße in kleinen Modellen, wozu eine Scherbensammlung Anlaß zu näherer Betrachtung der innern Beschaffenheit, Glasur, Verzierung, Bemalung darbietet. Zu dieser Abtheilung gehört nächstdem die Sammlung der hölzernen und der aus Pflanzenstoff geflochtenen Taschen und Tragesäcke, Beutel und Körbe aus allen Theilen der Erde.

In dieser Abtheilung befinden sich ferner die für besondere Zwecke gefertigten Gefäße, wie die der Chemiker, der Droguisten (z. B. der Elephantenmagen, in welchem ehedem das Rhicinusöl versandt wurde), die Tabakspfeifen und Dosen, die Sparbüchsen, und dergleichen.

Unter den Denkmalen des Privatlebens sind namentlich die Spielsachen der Kinder und die verschiedenen Spiele der Erwachsenen zusammengestellt, sofern diese nicht unter die Kunstdenkmale zu zählen sind.

Die Denkmale des öffentlichen Lebens und Verkehrs umfassen zunächst eine Sammlung von Maaßen und Gewichten, die Runenstäbe, die Kerbhölzer, die Zeitmesser, dann eine Sammlung zur Geschichte der Gestaltung des Geldes, von der Kaurimuschel und der afrikanischen Bastmatte (venticinquo) bis zum geprägten Platinducaten und den französischen Assignaten und dem böhmischen Privatgelde aus Cattun, Papier, Holz, Leder und Blech. Hierher gehören ferner die Marterwerkzeuge des Mittelalters, die armillae der römischen Soldaten, die Medaillen und Orden der Neuzeit, die Scepter aus Bronze und Holz, die altgermanischen Schwurringe, Zaubertrommeln, Amulette.

Zur Geschichte der wissenschaftlichen

Cultur dient eine Sammlung der Schreibstoffe und der Schriftarten von Asien und Europa. Es sind dies Inschriften auf Stein, Metall, gebrannter Erde, Porzellan, Leder, Linnen, Palmblatt, Papier aller Arten, die Schriftröhre, Federn und Pinsel, Tuschen ꝛc., eine Landkartensammlung, Erd- und Himmelskugeln, Zeichnungen ꝛc.

Die Sammlung zur Geschichte der Kunst besteht zunächst aus einer Reihe musikalischer Instrumente aus Afrika, China, der Südsee und Amerika, von der Tanzklapper, Rohrflöte und Muscheltrompete bis zu den Geigen und schönverzierten Lauten, Trompeten und Gongs der Chinesen.

Die Sammlung für die bildende Kunst, bei welcher die Rücksicht auf die beschränkten Räumlichkeiten eines Privatmannes obwalten mußte, besteht vornehmlich in Gegenständen kleinern Formates. Sie beginnt mit den Wurzelgebilden, die man in China zu Ornamenten verwendet; es folgen die plastischen Arbeiten der Neger, Eskimo, Sibirier, die Idole der Südsee, der Mexikaner, Aegypter, Hindu, der Etrusker und der übrigen Europäer in Knochen und Elfenbein, Holz, gebrannter Erde, Stein und Metall, denen zur Ergänzung zahlreiche Gypsabgüsse beigegeben sind. Die Sammlung erstreckt sich über alle Zeitalter und alle Lande der Erde, sie reicht bis in die neueste Zeit und

ist durchaus nach der innern Entwickelung der Kunst geordnet. Einen wesentlichen Theil derselben bildet die Geschichte des Ornaments, wobei zahlreiche Abgüsse und Abdrücke von einzelnen Theilen größerer Gegenstände sich in reicher Fülle vorfinden. Zur Ergänzung dient eine namhafte Sammlung von Abbildungen. Der Umstand, daß bei der Pflege dieses Theiles der Sammlung stets die beschränkte Räumlichkeit berücksichtigt werden mußte, hat den Vortheil erzeugt, daß der Beschauer auf bequeme Art sich einen Ueberblick verschaffen und Vergleiche der verschiedenen Kunstrichtungen anstellen kann.

Dieses ist denn der Inhalt der meinen Arbeiten und Studien zu Grunde liegenden Sammlungen, deren erste Anfänge in die Tage meiner Kindheit, bis in's Jahr **1811** hinaufreichen. Durch ununterbrochene Pflege ist denn möglich geworden, das, gegen **10,000** Nummern umfassende Ganze der demselben zum Grunde liegenden Idee möglichst nahe zu bringen. Dabei habe ich aber mit dem größten Danke der gütigen Unterstützung zu gedenken, welches das Unternehmen bei den zahlreichen geehrten Gönnern und Freunden im In- und Auslande gefunden hat. Eine Mittheilung der Geschichte der Sammlung, welche einer spätern Zeit vorbehalten bleibt, wird auch hierüber das Nähere enthalten.

Somit übergebe ich denn die freundschaftlichen Briefe in vermehrter Anzahl und erneuter Gestalt dem geneigten Leser zu freundlicher und wohlwollender Aufnahme.

Dresden, Mai 1850.

Dr. Gustav Klemm.

# Klagen.

---

## Briefe an eine Freundin.

## Erster Brief.

Klagen? Klagen! ja Klagen, liebe Freundin; ich will klagen, weil alle Welt klagt; er, sie, es klagt; ihr, sie und Sie klagen; da will ich denn auch klagen. Ich bedarf nach den anhaltenden Arbeiten und der Anstrengung dieses Sommers einer Erholung, und da will ich denn klagen. Klagt doch jetzt die ganze Natur der alten Welt, daß die Sommerfreude vorbei; die Bäume klagen, daß man ihnen ihr Obst abgenommen, und die Reben über den Verlust ihrer Trauben, die sie doch so liebevoll ernährt. Die Hühner klagen, daß sie so lang im Stall stecken müssen. Alles klagt; so will auch ich klagen. Wer kann mir dieß wehren? Die Fürsten klagen über die Völker und die Völker über die Fürsten; die Lehrer klagen über ihre naseweisen Schüler, die Schüler aber über ihre Lehrer. Die Männer klagen über die Frauen und letztere natürlich über die Männer. Die Alten klagen über die liebe Jugend und die Jugend klagt über die Alten. Die Dienstboten klagen über die Herrschaften und diese lassen es nicht an Klagen über

die Dienerschaft fehlen. Da nun auch der Bauer über die Ernte klagt, so bin ich fest überzeugt, daß bei dieser allgemeinen Klagerei auch die Erde über die Luft, die Luft über das Wasser, der Mond über die Sonne heftig klagen wird. In der Stille klagen jedenfalls die Butter über die Brotschnitte, zwischen denen sie eingezwängt ist, das Messer über den Löffel und dieser über Messer und Gabel, letztere aber über ihren Stiel, über das Tischtuch und den Tisch, worauf sie liegt.

Man darf manche Sachen und manche Menschen nur ansehen und man wird finden, wenn man nur sonst Blick und Sinn für diese Dinge hat, welches ihre Gesinnung ist. Sie kennen z. B. die beiden alten Reiterpistolen mit Radschlössern, welche in meinem Sommerarbeitszimmer neben einander an dem Pfeilerschränkchen hängen; eine kleine Schießtasche von Seehundsfell, ein messingenes Pulvermaas nebst dem Schlüssel hängen an weiß und rother Schnur dabei. Sehen Sie Sich diese Gruppe genauer an, so werden Sie von selbst auf den Gedanken kommen, daß diese fünf Persönlichkeiten, die doch eigentlich eine Familie bilden, in dem größten Unfrieden beisammen leben. Die Pistolen sind allerdings etwas angelaufen und an den Griffen zu Zeiten etwas bestaubt; die Tasche ist offenbar rauchmuthig, wie Jemand, der nach Tisch zu lange geschlafen hat; der Schlüssel

versteckt sich grollend hinter derselben; das Pulvermaas scheint noch am besten bei Laune zu seyn. Es sind nun allerdings Jahre vergangen, daß ich dieses Schießzeug nicht benutzt habe; es macht mir das Schießen überhaupt weniger Spaß wie früher; Sie wissen, ich werde älter, zum Theil auch bequemer. Und so mögen denn die Pistolen darüber ungehalten seyn, daß ich sie weniger benutze, und verdrüßlich, daß sie nicht mehr an die frische Luft kommen. Möglich ist auch, daß sie sich über die beiden Glasbilder ärgern, die in dem Fenster angebracht sind, durch welches sie früher eine Aussicht in den Garten und auf die Bäume hatten, worauf sich Finken und Sperlinge, Staare und Meisen, je nach der Jahreszeit lustig tummeln. Dabei erinnerten sich wahrscheinlich meine Pistolen an die herrlichen Zielschüsse, welche sie ehedem verrichtet hatten. Diese Freude ist freilich vorbei. Indessen werfen aber jetzt dafür in den Morgenstunden bei Sonnenschein die beiden Glasfenster die schönsten Farben auf die Läufe, und namentlich funkeln die blanken Stellen der Schlösser oftmals im herrlichsten Blau oder Roth. Das Alles aber ändert jedoch nichts in der Sache, und die Pistolen hängen mürrisch und verdrossen an ihren Nägeln und verharren in stummer, langweiliger Klage.

Das ist aber noch ein großes Glück, daß derartige Klagen stumm sind; denn wenn alle Klagen laut würden,

so wär' es in der Welt gleich gar nicht mehr aus zuhalten. Werfen wir nur einen Blick in den Winkel worin meine Spazierstöcke stumm und faul lehnen. Die Gesellschaft ist zwar zahlreich, aber wie das dann allemal der Fall zu sein scheint, auch sehr gemischt. Da ich nicht blos älter, sondern auch, wie Sie ja ebenfalls wissen, bedeutend verständiger worden bin, so pflege ich das Nützliche dem Scheinbaren vorzuziehen. Ehedem kaufte ich mir von Zeit zu Zeit einen zierlichen Stock aus Pfeffer=, Cedern= und anderem kostbaren Holz, und trug denselben auf meinen Berufs= oder Spaziergängen. Seitdem mir aber einmal ein solcher gestohlen nnd ein anderer, als ich einem ungezogenen Jungen einen Hieb über den Rücken pflanzen wollte, zerbrochen, — trage ich gar keinen Stock mehr, als wenn ich denselben gebrauche, auf naturhistorischen Excursionen und Fußwanderungen im Gebürge. Dazu bedarf ich nun freilich eines dauerhaften Gefährten, und der ist mir denn auch in der Person eines zollstarken Birkenstammes erwachsen. Dieser, als der oft gebrauchte, dominirt nun unter meinen Stöcken, die dahero auch verdrüßlich in einem Winkel meiner Naturalienkammer, zum Theil als Repräsentanten der Holzarten, beisammen lehnen. Keiner rührt sich, höchstens macht einmal der eine, wenn etwa Jemand vorübergehend stark auf die Diele tritt, oder mit dem Kleide daran

streift, eine kleine Rutschbewegung und läßt sich polternd auf den Boden nieder, im Fallen seine Cameraden grob anstoßend. Man sieht aber diesen langgestreckten Hölzern die Unzufriedenheit an; die Zwinge wie der Griff, der Schaft wie das eingebohrte Loch, Alles sieht verdrossen und wahrhaft stöckisch aus. Welch ein Glück, daß sie nur selten laut werden. Auch ist es gut, daß sie sich doch wenigstens wieder aufrichten und zurechtstellen lassen, wenn sie sich einmal umgelegt haben, und nicht, wie viele Menschen, Hülfe und Beistand mürrisch abweisen.

Wollten Sie nun aber erst mit Kennerblick in die Reihen meiner Bücher schauen, welch einen stillen Ocean von Klagen würden Sie nicht da entdecken! Die schönen rothen Saffianbände, welche den Guillaume Thomas Raynal so überaus anständig kleiden, sind in offener und steter Klage gegen die allerdings unscheinbaren Pergamentbände begriffen, welche die corpulenten Volumina der allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande umhüllen. Ja diese Rothsaffianbände sind unter einander selbst uneinig, und die zehn Octavbände Text ärgern sich über den Quartband, der den Atlas enthält, und welcher allerdings höhnisch genug vom linken Flügel auf seine kleinern Cameraden herabsieht. Etwas Aehnliches sah ich vor etwa zwanzig Jahren in der Menagerie des Herrn von Aken. Dort war neben den Löwen- und Tigerkästen eine Reihe kleiner Löwen-

äffchen, etwa acht Stück, aufgestellt; neben denselben befand sich eine große Meerkatze, die von Zeit zu Zeit nach der kleinen Gesellschaft herüberlangte, sich ein Mitglied derselben herausholte und dasselbe weidlich durchprügelte, bis der Wärter diesem Unfuge mit einigen Gertenstreichen ein Ende machte. Daß die armen kleinen Löwenäffchen über die Meerkatze klagten, konnte ihnen kein Wohlgesinnter verargen; daß die Meerkatze über den Wärter und dieser über die Thiere, letztere aber über die Zuschauer und deren Neugierde klagten, war ebenfalls ganz in der Ordnung.

Sie ersehen also, daß überall Klage, selbst unter Pistolen, Spazierstöcken, Büchern, Affen, wie ich Ihnen durch die bewährtesten Beispiele bewiesen habe. Bei einiger Aufmerksamkeit würden Sie auch in Ihrem Hühnerstall, unter Ihrem Küchengeräth, in Ihrem Speiseschranke, in Ihrer Garderobe Klagen über Klagen bemerken. Ich habe die Ehre zu versichern, daß ich sogar da Klage entdeckt habe, wo ich sie am wenigsten vermuthet hätte, in meinem Geldbeutel. Denken Sie Sich, da klagte vor Kurzem ein königlich preußischer halber Silbergroschen über unbequeme Lage und ungerechten Druck zwischen und durch ein herzoglich braunschweigisches Zweithalerstück und einem königlich sächsischen Fünfneugroschenstück, die doch wesentlich dadurch gemildert wurde, daß ein Leipzig-Dresdner Eisenbahn-

thaler, die bekanntlich aus weichem Papier bestehen und weiblichen Geschlechts sind, ihn in seinen Schutz genommen und zärtlich umschlungen hatte. Ein mitleidiger königlich sächsischer halber Neugroschen arbeitete sich dem bedrängten Preußen zu Hülfe und Unterstützung herbei, erntete indessen auch gerade keine sonderlichen Danksagungen und Lobgesänge. Ich konnte weiter nichts thun, als den Ring des Geldbeutels fester anziehen, um nur zu verhüthen, daß nicht etwa die übrigen noch im Beutel befindlichen kupfernen und silbernen Vereinsmünzen auch Parthei nähmen, worüber der Eisenbahnthaler noch ärger zerknittert und zerknüllt werden konnte.

Alles klagt, da will denn auch ich mich den Klagenden anschließen. Ich aber richte meine Klage an Sie, theure Freundin, denn ich mag nicht so ins Blaue hinein klagen; meine Stimme sucht ein freundliches Echo, daß sie nicht verschalle, wie die Stimme des klagenden Wanderers in der randlosen öden Wüste. Als galanter Mann bitte ich erst um Erlaubniß zur Klage. Ich kann Ihnen im Voraus versprechen, daß ich Sie nicht mit politischen Klagen belästigen werde. Die Politik hat mehr Organe gefunden, als sie deren eigentlich bedarf; ich will diese Ueberzahl nicht noch vermehren. So lassen Sie denn meiner Anfrage eine freundliche Antwort folgen.

---

## Zweiter Brief.

Ich freue mich herzlich, daß Sie, meine verehrteste Freundin, nicht böse geworden und mir meine Klagen nicht untersagt haben, daß Sie vielmehr darauf hören und mir nöthigenfalls Trost zusprechen wollen. Daß es im Ganzen nicht so toll sey, wie ich es darstellte, darin kann ich Ihnen aber durchaus nicht beistimmen, so sehr ich es auch für meine Pflicht halte, Ihre Ansichten jederzeit möglichst zu den meinigen zu machen. Sie fragen, was meine vortreffliche Laune verdorben, warum ich sie noch mehr verderben wolle. Mein Gott, meine Laune ist ja so wenig verdorben als mein Magen, der Sitz derselben. Aber ich will meine gute Laune noch mehr verbessern, dadurch, daß ich gewisse Unbehaglichkeiten aus meiner Seele entferne und mich derselben entäußere.

Nein, verehrte Freundin, die Masse der Klagen ist eben so endlos, wie die Erscheinungen im menschlichen Leben und die Formen der irdischen Welt. Gehen Sie Morgens aus, das Erste, was Ihnen auf der Straße begegnet, ist gewiß eine Klage, ja ich behaupte, das Erste, was Sie sprechen, ist eine Klage. Ihr Gartenthor geht etwas schwer, Sie verzeihen mir diese unmaasgebliche Bemerkung; denken Sie nicht allemal: ach, wenn doch das abscheuliche Thor nicht so schwer zu

öffnen wäre? — Sehen Sie, Beste, da haben wir die erste Klage. Das Haus, welches dem Ihrigen gegenübersteht, ich meine Nr. 17, ist gewiß seit dem Kriege nicht mit einem neuen Anstrich versehen worden und sieht etwas unsauber aus; unter anderem haben Sie ja selbst gar oft über die blinden Fensterscheiben geklagt. Das Erste, worauf Ihr Blick fällt, nachdem Sie Ihre schwere Thür geschlossen, ist unfehlbar besagtes Haus und allemal zuckt, wenn sie auch nicht laut wird, eine leise Klage darob über Ihre vortreffliche Seele. Es ist ferner sehr oft dagewesen, daß Sie an dem Drücker Ihres Thores sich Dero Handschuh zersprengt haben. Daß nun diese Klage, welche mit Nr. 3 zu bezeichnen sein würde, laut wird, wenigstens die Gestalt eines unwilligen: „da wollt' ich gleich, daß" — oder „daß Dich doch" — annimmt, das findet gewiß bei jedem Wohldenkenden eine willige Entschuldigung. Sie schreiten weiter — ein Theil Ihrer Gasse ist macadamisirt — es kommen Steine des Anstoßes, hier und da, wenn es kurz vorher geregnet hatte, niedliche Miniaturseen, seltener Accumulationen von Geschieben, deren Bestimmung es ist, zerkleint und zur Verbesserung der Straße verwendet zu werden. Sie haben Eile, wollen zur bestimmten Zeit auf der Terrasse oder im großen Garten eintreffen, Sie müssen erwähnten Naturproducten ausweichen, werden etwa durch ein Paar an

einander fahrende Bauerwagen aufgehalten. Die Folge dieser und ähnlicher Zwischenfälle und Hindernisse sind nur Klagen, welche vielleicht von Nr. 4 bis 6, 7, ja sogar bis 8 zählen dürften. Endlich kommen Sie auf das tadellose Granittrottoir; wir nehmen an, daß die Straße nicht durch ein Leichenbegängniß, ein öffentliches Unglück, ein durchgegangenes und umgestürztes Cabriolet übermäßig mit Menschen gefüllt worden. Da bemerken Sie gerade auf Sie lossteuernd Frau von Gelb. „Großer Gott — wie komme ich da vorüber? Kann man denn nicht ungestört über die Straße kommen?“ Meine verehrte Freundin, dieser Ausruf berechtigt mich, die 9. Klage zu notiren, und bedenken Sie, Sie sind noch nicht auf der Brücke. Die Brücke ist bekanntlich im Bau begriffen oder befangen. Es ist heißes, trocknes Wetter, der Wind weht Ihnen den Staub in Ihre blauen Augen, bringt Ihre Locken in Unordnung; Sie sind damit unzufrieden. Oder aber, es ist feuchtes, nebliches Wetter; haben Dero Locken ihre Elasticität bis hierher noch nicht verloren, auf der Brücke findet dieses unangenehme Ereigniß unfehlbar statt. Ach denken Sie, wenn Ihnen das kalte, feuchte Haar recht unmalerisch über Ihre vom Gehen gerötheten Wangen herabhängt, das ist doch in der That sehr unangenehm, und somit erlauben Sie mir, Nr. 10 der Klagen zu bemerken. Endlich ist die Brücke passirt, es ist sonst

nichts Unangenehmes vorgefallen; Sie wenden Sich den Stufen der Terrasse zu — und, wie jeder andere Darüberhinschreitende, bemerken auch Sie, daß diese Sandsteine doch in der That bereits sehr abgetreten sind und es der Aufmerksamkeit bedarf, um keinen Fehltritt zu thun. Die dabei auftauchende leise Klage über die Vergänglichkeit, selbst des Sandsteins, würde die Nummer 11 erhalten.

Soll ich weiter fortfahren? Ich sehe, Sie winken mir schon mit der Hand den Befehl zum Stillschweigen zu, tragen aber jedenfalls die Ueberzeugung davon, daß ich doch wohl Recht habe, wenn ich sage, die Welt ist der Klagen voll.

Und das ist sie auch in der That. Erlauben Sie mir, daß ich Sie noch ein Stückchen Weges begleite. Ich gehe behutsam, denn es hat geregnet und die Sandsteine auf der Terrasse sind vollgesogen, so daß hie und da noch das Wasser steht. Da kommt uns ein Vater, ein Witwer mit seinen beiden Töchtern, entgegen. Die jüngste hat ihr 35., die ältere ihr 40. Jahr bereits zurückgelegt. Ein junges Ehepaar geht vorüber und wir hören noch die verhallenden Worte, welche einen bittern Tadel über die Toilette der jungen Ehefrau enthalten; diese Worte aber sind eine Klage der beiden unverheiratheten Damen über den eignen ehelosen Stand. Alsbald gewahren wir den wachthabenden Sol-

daten, der bereits anderthalb Stunden sein Gewehr allhier spazieren getragen hat. Es schlägt, er horcht auf, eins, zwei, drei — in seinem Gesichte lese ich die Klage über das langsame Verstreichen der Zeit. Ganz anderer Ansicht ist freilich ein junger Herr, dem es gelungen ist, seiner Angebeteten hier zu begegnen. Er spricht lebhaft mit ihr, sein Gesicht stralt von Wonne und Freude. Da hört er die drei Glockenvierteltöne — o weh, er muß enteilen, die Zeit ruft ihn mit eherner Stimme auf sein Büreau. Er reißt sich los, er eilt davon, blickt sich oft im Gehen nach ihr um und hofft auf das Nächstemal; morgen aber schreibt er in sein Tagebuch:

Uebermorgen, übermorgen,
wie langsam schleicht die Zeit;
übermorgen, übermorgen,
und haben jetzt erst heut!
Gestern Abend, gestern Abend
ist so schnell entflohn;
gestern Abend, gestern Abend,
haben heute schon!
Noch zwei Nächte und zwei Tage, ohne sie zu sehn,
lange ein und vierzig Stunden; ach wie wird das gehn!

Es ist dieß ein Lied, was vor Jahren selbst in mir erklungen, und dessen Aechtheit ich dahero verbürgen kann.

Sie erlauben mir, noch ein Stück Weges Ihr Be-

gleiter zu seyn, denn ich lasse mir nicht gern eine Gelegenheit entgehen, das, was ich für wahr halte, Ihnen durch Beispiele zu erläutern. Zwei nette Dienstmädchen begegnen uns; sie sind im lebhaften Gespräch begriffen; was sagt die kleine freundliche Brünette? „Meine gnädige Frau ist gut, wenn nur der Herr nicht so heftig wäre." Die andere aber erwidert tröstend: „ja, bei mir ist es gerade umgekehrt, der Herr ist zu gut, er läßt sich Alles gefallen!" Sie vernahmen so eben zwei Klagen, und wenn Sie den eben vorbeigehenden Hausvätern Gehör schenken, vernehmen Sie: „Ja, es ist arg, die Lebensmittel sind theuer und der Lohn doch gering; wenn es nur bald anders würde." Wir brauchen die Antwort des andern nicht abzuwarten, denn sie enthält sicher nichts Anderes, als eine Klage.

Der Mensch klagt, wenn er den Mund aufthut, und schließt ihn nur, um auf eine Klage zu sinnen. Ich werde mir nächstens die Ehre ausbitten, Sie in die Kunstausstellung begleiten zu dürfen; wir wollen dann gemeinschaftlich auf die Reden der Leute hören, und wenn wir nicht unter hundert Reden achtzig Klagen finden, sollen Sie mich auslachen. Doch es wird Zeit, daß ich umkehre; ich empfehle mich Ihnen! O weh, da trete ich in eines der Wässer des Sandsteins und einige Tropfen treffen Ihr schönes Seidenkleid. Sie

drohen mir mit dem Finger, d. h. Sie klagen, daß der Himmel Ihnen einen so ungeschickten Freund in den Weg geführt. Setzen Sie gefälligst Selbst die zu dieser Klage gehörige Nummer bei, und lassen Sie mit der Klage Ihren Unwillen entschwinden.

---

## Dritter Brief.

Es ist in der That spaßhaft, daß Sie Ihren werthen Brief gleich mit einer Klage beginnen und mir den Vorwurf der Spottsucht machen, mich anklagen, daß ich mich über Sie hätte lustig machen wollen. Sie befehlen mir sodann, einmal mich zu schildern, wie ich in Klagen ausbreche, wenn nicht Alles nach meinem Kopfe geht. Sie vergessen aber, daß ich nie klage, sondern entweder gleich los wettere, wenn die Sache nicht zu ändern ist, oder sofort Anstalt treffe, dem Unbequemen oder Fehlerhaften abzuhelfen. Sie haben mir ja oft gesagt: Ihr ewiges „Ist nicht zu ändern“ oder „Wird auch vorüber gehn“ sey manchmal unerträglich. Doch ich will meine weitern Bemerkungen über diesen Gegenstand für spätere Zeiten aufsparen und jetzt das mir gestellte Thema lösen, nachdem ich nur noch den Satz hingestellt: daß der Mann bei weitem weniger

klagt, als das Weib, und daß die Klage eine moralische Schwäche ist.

Zur Sache also. Ich stehe auf, in der festen Ueberzeugung, daß heute der Himmel hell und rein seyn müsse, da gestern Abend bei Sonnenuntergang kein Wölkchen den Horizont trübte und die Sterne hell funkelten, als ich zu Bett ging. Trotz dieser vortrefflichen Aussichten finde ich heute früh den Himmel mit einem sehr gleichmäßigen Grau überzogen; es regnet allerdings zur Zeit noch nicht, allein es sind die sichersten Vorboten dazu vorhanden. Ich habe eine Landpartie vor, und zwar in eine Gebürgsgegend, welche ohne Sonnenschein einen überaus trübseligen Anblick darbietet. Mit Klagen ist hier nichts gethan; ich fasse daher den Entschluß, zu Hause zu bleiben und eine Arbeit vorzunehmen, die gelegentlich abgethan werden kann. Ich habe nun eben begonnen, als ein Freund eintritt, der mich auffordert, eine Fahrt nach Endorf mitzumachen. Da ich jedoch durchaus nicht liebe, angefangene Arbeiten im Stich zu lassen, den Freund aber als einen großen Virtuosen im Klagen kenne, lehne ich seinen Antrag ab. Denn es ist vorauszusehen, daß der Treffliche bei bevorstehendem Regenwetter und auf den holperigen Vicinalstraßen, den elenden Wirthshäusern, heute aus einem Klageliede in das andere verfallen werde. Al-

lerdings muß ich, ehe er in seinen Wagen steigt, eine große Klage- und Trauerrede über meine Halsstarrigkeit mit anhören. Diese Rede ist jedoch in zehn Minuten vorüber und der Freund rollt seinem Geschick entgegen. Ich setze mich also wieder zu meiner Arbeit nieder, nehme den Faden wieder auf und bin bald mitten in der Sache, nachdem draußen der Regenhimmel ebenfalls seine Arbeit begonnen und recht mit sichtbarer Liebhaberei fortsetzt. Eben glaube ich den Gipfel meiner Arbeit erstiegen zu haben und eine klare Uebersicht des Ganzen gewinnen zu können, als sich Frau von Acht, eine bekannte Schriftstellerin, anmelden läßt. Es regnet — und diesmal habe ich dem Regen diesen Besuch zu danken, da sie recht gut weiß, daß ich bei Regenwetter am sichersten zu Hause zu finden bin. Es hilft nichts, Frau von Acht tritt ein, wir versichern uns gegenseitig unsere Hochachtung, und sie beginnt alsbald auch ihr Klagelied über die Kälte des jetzigen deutschen Publicums, die Impertinenz und Ungalanterie der Recensenten, die Härte der Verleger, und ergeht sich überhaupt in dem Thema, welches alle Schriftstellerinnen so gern abspinnen. Frau von Acht interessirt sich auch für meine Studien und guckt wohl gern einmal in meine Schränke. Nur hat sie, wie die meisten Damen, eine unbezwingliche Aversion gegen Schädel

und Dinge, die aus Gräbern kommen. Der Zufall führt uns vor den Kasten, welcher Hauptschmuck enthält. „Herr Gott, das ist doch nicht etwa Haar?" „Allerdings, meine Gnädige, dieß ist eine Flechte des schönsten blonden Haares, welches, wie die dabei liegenden Fragmente eines versilberten Brautkranzes andeuten, dem Köpfchen einer in der Blüthe ihrer Jahre als Braut verstorbenen, und jedenfalls vor dem Jahre 1700 begrabenen Dame angehört hat. Sie bemerken, wie das oxydirende Metall das blonde Haar an dieser Stelle grün gefärbt hat" — „Ach Gott, ich bemerke noch mehr, den Leichen-, Grab- und Moder-Geruch; nein es ist entsetzlich! ich bitte, schließen Sie den abscheulichen Kasten. Herr Gott, ich bin auf acht Tage um Schlaf und Appetit gebracht. Das Bild der unglücklichen Braut" — —

„Wollen Sie Sich dasselbe vervollständigen," fiel ich ihr in die Rede, „so betrachten Sie nur geneigtest jenen Schädel; bemerken Sie, wie edel die Nase geformt gewesen seyn muß, bemerken Sie die Stellung der Augenhöhlen, übersehen Sie nicht die Jochbeine und die perlenweißen, kleinen, herrlichen Zähne, dazu die Fülle der blonden Locken; alle diese beaux restes lassen schließen, daß deren ehemalige Inhaberin große Aehnlichkeit mit der jungen Gräfin Elisa gehabt haben müsse."

„Ich bitte Sie,“ erwiderte sie, „schlagen wir eine andere Saite an. Diese Perlen?“ — „Diese Perlen,“ mußte ich erwidern, „zierten Hals und Busen einer jungen Dame hohen Standes, deren Gebeine vor wenig Jahren ebenfalls ausgegraben wurden.“

Meine vortreffliche Freundin wurde kleinlaut; sie schob ein Manuscript, was aus ihrer Rocktasche mir, wie die Canonen aus der Schießscharte einer Festungsmauer, entgegen drohete, tiefer hinein; versicherte, daß sie noch den Dr. N... und die Frau von Zett besuchen müsse, klagte über das Wetter, den weiten Weg, und daß bei solchem Wetter es am schwierigsten sey, eine Droschke zu finden. Die Klage, welche so eben auf die Omnibus übergehen zu wollen schien, wurde schnell abgebrochen, denn eben rollte eine leere Droschke die Straße herauf; sie wurde aus dem Fenster angerufen, hielt an und nahm meine Freundin in sich auf.

Ich aber pries mein Geschick, dießmal mit einer Viertelstunde Zeitverlust weggekommen zu seyn, denn es hat sich zugetragen, daß Frau von Acht mich sechs Stunden unterhalten hat. Ich kehrte daher frischen Muthes an meine Arbeit zurück, nehme den Faden wieder auf und bin eben munter daran, als die Hunde einen gewaltigen Lärm anheben. Das Gebell ist jedoch das freudige, rasch aufeinander folgende,

und der Grad der Freude, den es beurkundet, zeigt mir, daß kein anderer Mensch, als der Capitain .... eingetreten ist. Die Hunde lieben ihn zärtlich, weil, wenn er mich zum Spaziergang abholt, er allemal bittet, die beiden Hunde mitzunehmen. Das Erscheinen des Capitains erweckt daher stets die sanguinischesten Hoffnungen bei den Thieren. Richtig, er kommt die Treppe heran, und die Hunde springen um und an ihm herum, wie der Epheu um den Tyrsusstab. Er tritt ein — „Sie arbeiten?“ — Ein wenig! Jetzt heißt es: „Vorwärts Marsch! der Regen ist vorüber, wir können vor Tisch schon noch ein Stündchen gehen. Die Luft ist herrlich und die Felder duften. Nur keine Umstände. Ihr Herren Gelehrten müsset Euch Bewegung machen, sonst versauert Ihr ganz.“

Was will ich machen? Ich brauchte zwei Stunden Zeit, ihm die Nothwendigkeit und Nützlichkeit meiner Arbeit auseinander zu setzen, und so komme ich mit einer Stunde 'weg, die ich noch dazu in frischer Luft verlebe. Zudem hatte ich ja ohnehin die Absicht, den ganzen Tag im Freien zuzubringen; meine Arbeit ist zu zwei Drittheilen fertig, der Schluß ist leichter wie der Anfang, die Hunde wollen auch einmal ins Freie. Ja, Capitain, ich gehe mit. Während nun der Freund die Hunde und die Hunde

den Capitain mit Liebkosungen überhäufen, und sich schließlich in die Haare fahren, weil der Freund den einen einmal mehr gestreichelt, ziehe ich mich an, und wir gehen hinaus in die Felder, über welche bereits Sonnenlichtstreifen wonnig hinblitzen. Der frische Ostwind kämmt das junge Sommerkorn, aus welchem mein schwarzer Windhund wie eine Lufterscheinung von Zeit zu Zeit hoch auftaucht. „Es ist doch prächtig in der Welt, mein alter Freund," ruft der Capitain einmal über das andere, „weiß Gott, ein Esel, der das nicht bei jedem Gang ins Freie fühlt. Nein, schlimmer als der Esel, der sich doch vor Wonne wälzt, wenn er, entladen seiner Bürde, ins Freie kommt und die Last vergißt, die er getragen. Während er unter der Last keucht, denkt er schon an die Freude, die es geben wird, wenn er dann aus dem Stall auf die Wiese rennen kann. Manche Menschen aber jammern über das Leiden oder die Arbeit, während es vorhanden, klagen, wenn es vorüber, und klagen noch, daß sie sich vor der Wiederkehr desselben so sehr fürchten müssen."

„Die Furcht", entgegne ich ihm, „ist doch eigentlich eine Krankheit, wie die Klage eine Schwäche ist. Beide sind unnütz, schädlich, und dennoch sind beide heilbar. Die Klage aber ist eigentlich eine Ungezogenheit."

„Da haben Sie ganz Recht," erwiderte der Capitain; „meine alten Soldaten werden Sie nie klagen hören, am meisten klagen die jungen Gelbschnäbel. Warum? Weil sie sich nicht zu helfen wissen. Wenn wir Anno dreizehn beim Ausrücken schlechtes Wetter vor uns hatten, zogen meine alten Veteranen ihre Mäntel zurecht, rückten den Tschako auf der Wetterseite ins Gesicht und marschirten, nachdem sie einen derben Zug aus der Feldflasche gethan, entschlossen vorwärts. Die neuen Leute aber rückten sich erst den Tschako fest, nachdem der Regen bereits ihr Haar durchnäßt, und wußten sich mit dem Mantel auch nicht zu schützen; und dazu jammerten sie, ernteten aber allemal statt Mitleid nur bittern Spott und Hohn. So war's beim Kochen, beim Bau der Baraken, beim Putzen und überall. Erst nachdem sie sich eingewohnt, hörte ihre Noth und mit der Noth ihre Klage auf."

„Auch ich könnte manche Beispiele von Fußreisenden liefern," erwiderte ich, „die so lange klagten, bis sie sich besannen, daß Abhülfe des Uebels doch zweckmäßig sey. Ich habe gesehen, wie Fußwanderer laut über die Blasen klagten, die sie sich durch ungeschicktes Anlegen der Strümpfe zugezogen, und laut klagend ihre entzündeten Füße auf dieselbe unzweckmäßige, dumme Weise bekleideten, auch durchaus

keine Lehre annahmen, da sie vor lauter Klagen nicht zum Anhören des guten Rathes gelangten."

Unter solchen Gesprächen wurde der Spaziergang fortgesetzt und beendigt, und als ich dann heimkommend die dampfende Suppe auf meinem Tische fand, brachte ich der Hausfrau einen herrlichen Appetit mit; ich langte tapfer zu, hatte gute Laune, und stocherte nicht mit der Gabel klagend und tadelnd auf dem Teller herum.

So haben Sie denn, meine vortrefflichste Freundin, das Bild eines Vormittags, an welchem mir Alles quer ging; Ihr Befehl ist somit erfüllt.

---

## Vierter Brief.

Dacht' ich mir's doch gleich, Ihre Antwort ist eine Klage, daß ich jenen Vormittag nicht der Wahrheit gemäß dargestellt. Sie wollen wissen, daß ich gleich zum frühen Morgen mit meinem Herr Gott über den grauen Himmel gehadert, daß ich den Freund mit seinem Wagen und die Frau von Acht mit ihrem Manuscript zu allen Teufeln gewünscht, daß ich endlich dem Capitain einen wüthenden Blick beim Eintritt zugeworfen und ihn kurz gefragt habe,

ob er nicht wisse, daß ich Vormittags nicht gern mich stören lasse? Ich kann aber auf Ehre versichern, daß ich meinen Bericht ganz der Wahrheit gemäß eingerichtet und daß ich erbötig bin, mich darüber eidlich vernehmen zu lassen. Vor zwanzig Jahren würde mein Benehmen allerdings ein anderes und von der Art, wie Sie dasselbe schildern, gewesen seyn. Wie oft habe ich nicht geklagt über das Wetter, über Mangel an Geld, über Zahnweh, über das Benehmen meiner Lehrer und Freunde, über meine Hunde, meine Schreibmaterialien, meine Wohnung, meinen Ofen u. s. w. Die Klagen gingen oftmals in Schimpfen und in Fluchen über, oft waren Klagen und Flüche so vermischt, daß man kaum eines vom andern unterscheiden konnte.

Wie ich nun aber allgemach die Erfahrung machte, daß meine Klagen zu gar nichts halfen — wie das Wetter troz allen Klagen trübe blieb, wie der Ofen sich durch meine Klagen durchaus nicht bewegen ließ, mehr zu heizen und weniger zu rauchen, und ich einsah, daß in lezterem Falle der Maurer die einzige hülfebringende Person sey — wie ich entdeckte, daß gegen Zahnweh nur Geduld, aber keine Klage helfe, wie ich durch Klagen verständige Männer nur zum Spott, nicht aber zu Rath und Hülfe bewege, — seit dieser Entdeckung änderte ich mein System und

meiner Klagen wurden immer weniger, ja ich hoffe mit Gottes Hülfe mir das Klagen nach ganz abzugewöhnen.

„Auch muß ich bemerken," schreiben Sie mir, „daß Sie Sich ja vorgenommen hatten zu klagen und diese Correspondenz zu diesem Zwecke ausdrücklich eröffnet haben. So klagen Sie denn."

Sehr wahr, meine Gnädige; nur Geduld, es wird schon noch kommen. Vorher aber lassen Sie uns versprochener Maaßen unsern Gang zur Kunstausstellung antreten. Kommen Sie, werthe Freundin.

Wir treten in das Haus und steigen die finstere Treppe hinan. Ein Berliner, der mit seiner Dame hinter uns kommt, sagt zu ihr: „Das Entrée ist bei Gott sehr abschreckend; gelangen wir mit unzerbrochenen Gliedern hinauf, so möge uns dafür Entschädigung werden; ich erwarte nichts Sonderliches."

Lassen wir den Berliner und seine Dame und treten wir ein. „Ach, wie voll das ist, o weh, wie warm!" klagen Sie, und die hinter uns eintretende Berlinerin versichert sofort, daß es unerträglich heiß sey. Aber, verehrte Freundin, wir sind ja nicht hierher gekommen, um eine Veränderung in der Temperatur zu genießen; treten wir also zu den Bildern. Na hier das erste, ein Viehstück von ... recht brav, die Kühe meisterhaft, auch die Ziegen und der Hirte

nebst dem Hunde. Auffassung charakteristisch, Ausführung geschmackvoll und sicher. „Mein Gott, wie sieht der Hund doch so ruppig aus, daß es doch gar keine Hundemaler giebt," klagt der Berliner. Ein Herr in Paletot sucht ihm begreiflich zu machen, daß dieser Hund Portrait und die Rasse in der niederen Gegend allgemein als Hirtenhund gebraucht werde. Der Berliner hört es kaum und tritt vor die Landschaft, die seit mehrern Tagen alle Kunstfreunde festhält. „Mein Gott," sagt er, „ist es denn gar nicht möglich, einen Platz zu gewinnen, von welchem man das Bild in günstigem Lichte sieht." Seine Dame klagt, daß der Oelgeruch der Bilder ihre Nerven angreife.

Eine andere Dame stimmt sofort in die Klage ein, fügt aber noch eine weitere Klage über die blendenden Firnisse der neuen Oelmaler bei. Sie ziehe eigentlich die Porzellan- und Pastellmalerei vor, denn erstere rieche, letztere blende nicht.

Lassen wir, verehrte Freundin, jenes Bild; das Gedränge wird sich schon zerlösen; betrachten wir dieses Portrait. Meine Censur lautet: erträglich, leidlich getroffen. Das will freilich nicht viel sagen, nicht wahr? Doch still, da steht der Künstler; hören wir, was er seinem neben ihm stehenden Gönner sagt: „Sie glauben nicht, was es für Noth macht,

eine Dame zum Sitzen zu bringen; nämlich zum Sitzen, wie es sich gehört; ich habe ihr die himmlischsten Worte gegeben, sie beschworen, nur eine Viertelstunde auf den ihr vorgestellten Blumenstock hinzuschauen. Nicht drei Minuten hielt sie aus, und wenn ich nun eben im Begriff war, den Umriß festzuhalten und aufzutragen — gleich wendete sie sich, und meine Bitte und mein Versuch begannen aufs Neue. Sie glauben nicht, welche Noth ich mit der Dame gehabt, und werden nun begreifen, warum ich sie nicht treffen konnte." Der Gönner hörte seinen Clienten freundlich an und sprach ihm dann einige Worte des Trostes zu, obschon in seinem Gesicht eine ganze Reihe Klagen über den Leichtsinn, Mangel an Energie, Fleiß und Talent desselben sich deutlich aussprachen.

Da kommt Professor Z... auf uns zu, und auf unser Befragen nach seinem Befinden ist die nächste Antwort: „schlecht, sehr schlecht. Die Zeiten sind abscheulich. Die niederträchtige Recension meiner großen Composition hat mich tief verletzt. Ich habe Jahre auf das Studium der Costüme verwendet; ich bin selbst nach Paris gereiset, um die besten Portraits der Helden zu sehen; ich habe Abgüsse, Kupferstiche, ja sogar Handzeichnungen mit schwerem Gelde angekauft, und das müssen Sie doch sagen, daß wenigstens Costüm, Portraits und die Pferde gut ge-

lungen sind. Von alle dem wird nichts anerkannt. Da sehen Sie Sich einmal den Dragoner im Vordergrund an, es fehlt keine Schnalle, kein Knopf; die Canone dort hat mir Artillerieleutnant F... selbst corrigirt, obschon ich nur eine Radspeiche zu viel und einen Radnagel am unrechten Orte angebracht hatte. Von alle der unendlichen Arbeit habe ich nichts, als das schnöde Urtheil, das Costüm scheine mir die Hauptsache gewesen zu seyn. Und der impertinente Witz, das Bild gleiche einer Flasche Champagner, aus welcher der Wein mit dem Geiste entflohen, soll mich das nicht empören? Ist das nicht schändlich?"

Zum Glück tritt Doctor B... zu uns und lobt über alle Maaßen die naturgetreue Auffassung der Verwundeten, namentlich die farblosen Wangen und gebrochenen Augen des alten Grenadiers, der im Vordergrunde unter einer zerbrochenen Canonenlaffette hervorguckt. „Indessen," fügt er bei, „doch das soll Ihnen durchaus kein Vorwurf seyn, indessen, die Farbe des Blutes ist nicht ganz getroffen; mehr gebrannte terra di Siena ist unumgänglich nothwendig."

Lassen wir die Herren; wir wenden uns zu jenem Nachtstück mit Mondschein, das in der That nicht ohne Verdienst ist. Allerdings ist Herr von Ball anderer Ansicht. „Ach wenn ich nur," klagt

er, „keine Mondscheinstücke mehr sehen sollte. Mondschein kann nur auf dem Theater oder im Diorama täuschend, also gut dargestellt werden. Aber so sind die Künstler; was ihnen erreichbar ist, was sie darstellen können, mithin also darstellen sollen, das, wozu sie berufen sind, davon wollen sie nichts wissen. Sie stellen sich selbst Aufgaben und nennen das nach einem Ideal streben." Der gelehrte Magister ... sucht ihn von dem Thema abzubringen, indem er ihm bemerklich macht, daß ein intimer Freund des Künstlers ganz in der Nähe stehe, um die verschiedenen Urtheile anzuhören und dem Schöpfer des Kunstwerkes zu hinterbringen. Herr von Ball versichert aber, daß ihm das ganz einerlei sey, ja daß es ihm eben recht, wenn der Künstler sein Urtheil vernehme, und behauptet dabei, daß die Künstler bei weitem weniger Anfechtung vom Hoffahrtteufel zu leiden haben würden, wenn sie öfter unpartheiische Kritiken über ihre Arbeiten zu hören bekämen. „Ja," fährt er fort, „man möchte in die bittersten Klagen ausbrechen, wenn man bemerkt, wie junge Künstler sich oft durch ein leicht hingeworfenes Lob zu den unsinnigsten Unternehmungen hinreißen lassen — und unsere verdammten Academieen, wo sie gleich von vorn herein verdorben werden. Hat je eine Academie einen großen Künstler geschaffen? Nennen Sie mir einen einzigen

und ich will mich selbst der Verläumdung anklagen! Rafael, Michel Angelo, Correggio, Johann van Eyk, Michael Wohlgemuth, Albrecht Dürer, dann Rembrandt, Wouvermann, Ruysdael, Mieris — keiner hatte die Ehre, Zögling einer Academie zu seyn und testimonia morum, Belobungsschreiben und Preismedaillen derselben aufzeigen zu können. Diese alten Herren lernten bei einem Meister die Bereitung der Farben und die Handhabung des Pinsels, überhaupt zuvörderst genaue Kenntniß des Materials; dann sahen sie, wie emsig er die Natur studirte und in Gottes Namen darauf los arbeitete. Er erzählte ihnen nebenbei, wo und wie etwas Interessantes zu suchen sey. Die Landschafter besuchten fleißig Wiesen, Felder, Wälder und Gebürge, sahen sich aufmerksam das fließende und stehende Wasser an; die Thiermaler trieben sich vor Wirthshäusern, Schmieden und auf Viehmärkten umher, und lernten so die ungeheure Formenfülle der lieben Natur kennen; sie malten, was sie sahen" —

Magister ... rieselte der helle Schweiß von der Stirn, denn er wußte, daß diese Reden dem Professor ... hinterbracht werden würden, daß dieser ihn zur Rede stellen werde und fragen, warum er nicht widersprochen; allein Herr von Ball führt eine gute Tafel, hat aber die Eigenheit, nur Gleichge-

sinnte bei sich einzuladen; es darf also Magister ... dem Mäcen nicht widersprechen. Indessen er hat Glück. Major von ... tritt, angezogen von der lauten docirenden Stimme, hinzu und bringt eine Wendung des Gespräches hervor, welche Magister ... benutzt, um zu der Schildwacht seines Freundes des Professors zu treten; und dieser nun eine Widerlegung der von Ball'schen ketzerischen Ansichten ins Ohr eindringlich einzuflüstern, worauf beide, einander süß anlächelnd, sich langsam und still auf den Heimweg begeben. Wir vernehmen nur noch die Worte: beklagenswerther Mäcenatendünkel, jammervoller Unverstand.

Sie langweilen Sich unter den vielen Menschen und Bildern; die hohe Temperatur des niedrigen Saales wird Ihnen lästig? Wohlan, gehen wir, ehe Sie zu neuen Klagen veranlaßt werden. Seyn Sie versichert, daß ich schon längst aufgehört habe Ihre Klagen zu numeriren.

---

## Fünfter Brief.

Sie kommen allgemach zur Ueberzeugung, daß doch in der That auf Erden viel geklagt wird, und verlangen nun, daß auch ich klagen soll? Je nun, worüber aber soll ich denn klagen? Sie gebrauchen

Repressalien und suchen mich durch Tadel zur Klage zu reizen. Sie tadeln z. B. an meinem Hause die Enge der Treppe. Es ist wahr, meine Treppe könnte breiter, stattlicher seyn; dieß könnte jedoch nur auf Kosten meiner Zimmer stattfinden; es würden dann deren entweder weniger, oder, da ich gerade so viele Zimmer gebrauche, würden diese noch kleiner geworden seyn, als sie schon sind. Belassen wir also die Treppe wie sie ist. Oder, sagen Sie, das ganze Haus sollte größer seyn. — Vortrefflich: dann würde jedoch der Garten an Umfang verlieren, und das geht nicht; wo sollten denn meine Bäume hin? Soll ich etwa, wie weiland die babylonische Königin Semiramis, hängende Gärten auf das Dach setzen? Das geht auch nicht, wie Sie wohl einsehen werden.

Es ist wahr, Andere haben größere, schönere Häuser mit Prachttreppen, Salons, Corridors, Loggien u. a. Comfort. Ich habe das Alles nicht, sondern nur ein kleines einfaches, ganz schlichtes Haus. Statt der Klage aber erlauben Sie mir es wie die Schnecke zu machen, die auch ihr Haus, das eben für sie paßt, weil es für sie geschaffen ist, für das beste hält. Darüber kann ich also ohnmöglich klagen, denn ich würde mir dadurch die Freude an dem verbittern, was ich haben kann.

Dann wünschen Sie eine Klage zu hören, daß

ich in letzter Lotterie das große Loos nicht gewonnen habe. Es wäre allerdings ganz allerliebst gewesen, wenn mir einige Tausend Thaler ohne weitere Mühe in den Beutel geflogen wären; ich hätte mir und den Meinigen manchen längst gehegten Wunsch erfüllen können; ich hätte die längst ersehnte Reise nach Paris und London, nach Leiden und Copenhagen ausführen können. Ich hätte meine kleine Besitzung vergrößern können. Denken Sie Sich, wie schön es seyn müßte, wenn mein Garten um hundert Schritt verlängert würde, wenn das Weingeländer noch weiter ausgedehnt, wenn eine Galerie für meine Sammlungen auf der Nordseite emporstiege — das wäre ja Alles überaus prächtig und könnte heute bereits in reinlich gezeichnetem Plane vor mir liegen, wenn meine Nummer das große Loos gewonnen hätte. Es ist aber nicht der Fall, und ich bin dennoch um keinen Grad unzufriedener. Im Gegentheile, ich werde, wenn nicht besondere Unfälle eintreten, diesen Winter eben so zufrieden, wie alle übrigen verleben.

Ich habe Ihnen wohl schon die seltsame Grabschrift mitgetheilt, welche sich auf einem altenburgischen Dorfkirchhofe findet:

Hier liegt das kleine Oechselein,
des alten Ochs sein Söhnelein;
der liebe Gott nicht haben wollt,
daß es ein Ochse werden sollt.

Der arme Mann hat ganz meine Ansicht, und sie gewährt mir denselben Trost, wie dem Dichter Ochs.

Worüber soll ich ferner klagen? Daß es glücklichere, jüngere, gelehrtere, berühmtere, schönere Männer giebt wie ich? Ich würde bei diesen und mit diesen Klagen älter, aber weder glücklicher, noch schöner und berühmter werden. Wozu also klagen? Daß ich nicht unter den Palmen Neapels leben darf? Ich habe ja auch dort gelebt und unter den Palmen mich über die Schlaffheit der Verwaltung jenes schönen Landes und die moralische Indolenz geärgert. Soll ich klagen, daß ich nicht alle Sommer eine große Reise machen kann? Ich habe ja schöne Reisen gemacht. Wer weiß, ob ich noch mit unzerbrochenen Gliedern, wofür der Mensch Gott alle Tage speciell danken sollte, hier von meinem Schreibtisch aus auf die herrlichen herbstlich gefärbten Castanien sehen könnte. Soll ich etwa klagen, daß ich keinen höhern Rang in der bürgerlichen Hierarchie einnehme und vielleicht als Excellenz an irgend einem großen europäischen Hofe lebe? Ich habe an den Tafeln von Königen und Fürsten gespeiset, bin oft genug über das Parket der Fürstenburgen gegangen und habe in seidenen Umgebungen der herrlichsten fürstlichen Marmorpaläste wochenlang gewohnt. Aber, liebe Freun-

din, nirgend ist mir so behaglich gewesen, wie in den beschränkten Räumen meines sandsteinernen Hauses. Nehmen Sie der Schnecke ihr einfaches, gelb und schwarz gestreiftes Haus und lassen ihr durch den geschicktesten Arzt ein goldenes aufsetzen — die Schnecke wird klagend sterben.

Warum soll ich also klagen, daß ich kein Crösus, keine Excellenz, kein gefeierter Talma oder Cuvier bin? Ich kenne Millionaire, deren Gesicht eine plastisch dargestellte Klage ist, vor deren Anblick die Milch sauer wird und das Bier umschlägt. Ich kenne Excellenzen, die in äußerlicher Ehre schwimmen und welche fortwährend über Mangel an Beehrung klagen.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen zwei Geschichten erzähle. Als Friedrich der Große nach den glänzenden Siegen des siebenjährigen Krieges in seine Residenz zurückkehrte, bemerkte er an einer Straßenecke noch dieselbe alte Obstfrau, welche vor sieben Jahren dagesessen hatte. Ihre Aufmerksamkeit nur ihrem Obste zuwendend, läßt sie sich durch die Erscheinung des siegumstrahlten Heldenkönigs nicht aus der Fassung bringen. Da fragt er sie endlich: Na, hat Sie denn keine Freude, daß Ihr König den Sieg gewonnen, den Frieden errungen? Je nun, erwidert sie, Pack schlägt sich, Pack verträgt sich. Der König aber ritt, nachdenkend den Worten des indolenten Weibes, seines Weges.

Ein bekannter Geograph macht eine Fußwanderung durch das blühende Altenburger Land. In einem Dorfe fragt er einen unter seinem Thorwege stehenden Bauer nach dem nächsten Wege zur Residenz. Da muß Er erst nach S.... Sehr schön, aber wo ist denn S....? Na, wenn Er nicht einmal S.... weiß — sagt der Bauer verdrießlich und dreht sich mit großer Verachtung von ihm ab.

Sie erkennen daraus den hohen Werth des Ruhmes, d. h. des Werthes, den die Menschen auf fremde Leistungen legen. Ich könnte Ihnen wahrhaft spaßhafte Geschichten auftischen, welche dieses Thema erläutern. Als ich vor einer namhaften Reihe von Jahren ein Buch herausgegeben, das der erste Versuch der Art war, glaubte ich, etwas recht Verdienstliches geleistet zu haben, und wurde in meiner Ansicht nicht wenig bestärkt, als mehrere geachtete und sachverständige Männer in öffentlichen Blättern und in Privatbriefen meiner Arbeit großen Beifall schenkten. Zur selben Zeit komme ich auf einer Fußwanderung in das Haus eines tüchtigen Landwirthes und reichen Grundbesitzers und finde daselbst wohlwollende, gastliche Aufnahme. Bei Tisch ist der Geistliche zugegen, dem meine Arbeit bekannt und der sich mit mir darüber in ein Gespräch einläßt. Er versucht, unsern Wirth für das Thema zu erwärmen. Unser Wirth geht auch verständig darauf

ein — erklärt aber am Ende: na, wenn ich dereinst alle die Pläne vollständig ausgeführt, die ich noch hier vorhabe, dann will ich mich auch mit solchen Allotriis beschäftigen. Das war der Dank eines hochachtbaren Mitgliedes unserer Nation für meine jahrelang emsig fortgesetzte, kostspielige Arbeit. Soll ich darob etwa klagen? Behüte der Himmel, der Mann hat Recht. Ich blieb noch viele Tage bei ihm und habe viel von ihm gelernt; ja wir schieden als gute Freunde, obschon er ebenso bestimmt es ablehnte, mein Schüler zu werden, als er mit aufopfernder Güte mir eine Idee von dem Umfang und der Art seiner Beschäftigungen zu geben sich bemühte.

Sie sehen also, verehrte Freundin, daß es schwer hält, mich zum Klagen zu bewegen, obschon ich selbst sehr aufmerksam auf die Klagen meiner Mitmenschen bin. Dennoch klage ich zuweilen doch auch selbst mit. Ich klage z. B. wenn ich einen Menschen sehe, der sich einen Beruf erwählt, der für ihn ganz und gar nicht geeignet ist, der sich abmüht, eine Fertigkeit zu erwerben, für welche ihm die Organe abgehen. Ich klage aber erst dann, wenn es rein unmöglich ist, ihn von der Unausführbarkeit seines Vorhabens zu überzeugen. Ich klage ferner, wenn ich einen Ehebund schließen sehe, der beiden Theilen zum Verderben gereichen muß, wovon sich aber alle Theilhaber nicht überzeugen lassen.

Ich klage gleichermaaßen, wenn der Himmel dem Landmanne Regen statt Sonnenschein und Barfrost statt Frühlingsregen sendet. Auch klage ich, wenn zwei liebende Herzen durch teuflischen Neid einander entfremdet und dadurch gebrochen werden. Am meisten aber klage ich, wenn es der Lüge gelingt, über die Wahrheit Herrin und Meisterin zu werden.

Sie sehen also, verehrte Freundin, daß ich gar wohl klagen kann, ja zuweilen muß. So müßte ich klagen, wenn Sie von einem Phantom geängstigt allen freundlichen Zuspruch starr von Sich abweisen wollten, wie wir an Ihrer vortrefflichen Freundin so oft haben erleben müssen.

---

## Sechster Brief.

Ja, ja, selbst mein Schreibetisch ist Sitz einer großen Menge von Klagen. Nicht wahr, das hätten Sie nicht gedacht, meine theure Freundin? Die Uhr klagt, daß sie neben dem Tintenfaß stehen, die Papierscheere, daß sie neben dem Zollstabe liegen müsse. Das Federmesser klagt über Beschränkung seiner Freiheit, weil es in der Scheide stecken muß und nicht, gleich der Reißfeder, sich blinkend und flimmernd zeigen kann. Die rothe Feder klagt, daß sie weniger gebraucht werde

als die schwarze, und die schwarze klagt, daß sie doch niemals so sauber aussehe, wie die rothe. Die Oblatenschachtel klagt über die Tabakdose und über Zurücksetzung, während die Tabakdose klagt, daß sie zu oft incommodirt werde und daher nicht, wie erstere, ihren Träumereien und Phantasien nachhängen könne. Allgemein ist die Klage der Zettel und Briefe über den harten Druck, den sie von dem Briefbeschwerer aus Carlsbader Sprudelstein erdulden müssen, wogegen das Uhrgehäuse aus tegernseeer Marmor klagt, daß es nicht gleich jenem drücken dürfe, sondern den Druck der nimmerruhenden Uhr und deren ewiges Geplapper ertragen müsse. Ich hätte viel zu thun und würde Sie nur langweilen, wollte ich alle Klagen der Lineale, der Schlüssel, der Falzbeine, der Bleistifte, des Federwischers, der Tintefässer aufzeichnen, untersuchen, abwägen oder gar schlichten und ausgleichen. So viel ist gewiß, ein jedes dieser Individuen ist unzufrieden und klagt.

Nun denken Sie Sich aber, wenn ich nun am Schreibtische sitzend auch noch anfinge zu klagen, anstatt diese ganze materielle Gesellschaft von Gegenständen zu überwachen, zu bessern, zu ordnen. Ich habe mich gesammelt, habe aus den Quellen der Wissenschaft meine unsterbliche Seele getränket und genährt, setze mich auf meinen Stuhl, lege mein Heft zurecht, greife nach derjenigen Feder, welche gestern so vortrefflich schrieb und

gleich einem Eilboten über das Papier hinflog. — Ich fasse sie, tauche sie in die Tinte, setze an und — da sitzt ein stattlicher Klecks. Gelassen, wie ich bin, lege ich meine Feder ruhig auf den Rand des Tintefasses, nehme Löschpapier, rolle es sorgfältig und dicht zusammen, und es saugt willig und fleißig den schwarzen Saft in sich auf. Ich erfasse auf's Neue die Feder, tauche abermals ein und sehe mich vor, ja nicht zu viel Tinte darin zu lassen. Ich setze die Feder auf das Papier und mache meine Züge. Vergebens, die Tinte bleibt in der Feder. Ich ziehe zwei, dreimal — es bleibt dabei aber das Papier so weiß, wie die Unschuld selbst. Ich erfasse daher eine andere Feder, halte aber meine Ideen immer noch beisammen und hüte mich, sie mir vom Unwillen in Confusion bringen zu lassen, besehe mir deshalb den Schnabel — siehe da, die Spitze desselben glänzt. Weiß Gott, welcher Zufall mir Oel auf die Federn geführt hat. Kurz, das Factum steht fest, daß drei Federschnabelspitzen geölt sind und dahero hartnäckig jeden Dienst versagen. Ein Schriftsteller, der seiner Ideen voll sich an seinem Schreibtisch niederläßt, hat ein ebenso ernstes, ehrwürdiges Ansehen, wie ein Geistlicher, welcher in Amtstracht der Kanzel zuschreitet; beide gleichen darin einem wohlgefüllten Geldbeutel, sie sehen straff und achtbar aus. Der Geistliche, dem auf diesem Wege ein Hund zwischen den Beinen durchrennt, oder der über den Stock

oder Regenschirm eines seiner Zuhörer stolpert, kann keine lächerlichere Figur machen, als der Schriftsteller, der sich anschickt, sein Manuscript zu bearbeiten, und auf Hindernisse stößt, wie ich sie eben genannt habe. Anfangs verzieht sich sein würdevolles Gesicht zu einem sarkastischen Lächeln über die Tücke des Geschicks und die Ungeschicklichkeit seines Calefactors oder seiner Magd. Findet er, wenn er eilig seine Feder corrigiren will, die, wie erwähnt, durch Oel verunreinigt worden, nun gar das Federmesser stumpf oder eine Scharte in der Schneide desselben, so wird dieses sarkastische Lächeln in bittern Ernst übergehen und er wird alsbald eine Verschiebung seiner Ideen, eine Aufwallung des Gemüthes wahrnehmen, die ihn zum Beginne seiner Arbeit untüchtig macht. Hat er die in solchen Fällen erforderliche Charakterstärke, so bessert er rasch das Fehlende, ralliirt seine Ideen und arbeitet fort; bei der Arbeit vergißt er bald die Hindernisse, die ihm am Anfang entgegen traten. Aber es giebt freilich Schriftsteller genug, deren Charakterstärke an solchen Klippen total scheitert und die über jeden Klecks, jeden Oelfleck im Papier, jede geborstene Federspitze den Kopf dergestalt verlieren, daß ihre schönsten Ideen ihnen wie die Butter vom Brote zu Boden fallen. Sie brechen dann in die bittersten Klagen aus und verjammern ihre kostbare Zeit. „Ist das,“ sagen sie mit Thränen in den Augen, „ist das also eine

Frucht unserer verbesserten Erziehung, daß in den Schulen und von den Lehrern, die doch fast allesammt der Classe der Schriftsteller angehören, der emporsprossenden Generation nicht einmal Achtung vor dem Schriftsteller eingeflößt wird? Sollte nicht in den Schulen dem künftigen Diener und Stubenmädchen eine heilige Scheu, eine tiefe Ehrfurcht vor den Werkstätten der Literatur, vor den Altären der Musen, den Schreibtischen eingeflößt werden? Aber so sind sie; sie, die Schriftsteller haben keine Achtung vor ihrer erhabenen Stellung, keine Ahnung von der Wichtigkeit ihres Berufes. Wie können sie dann Achtung von Anderen erwarten? O, wie war es sonst ganz anders, als der ehrwürdige Justus Lipsius seine Schreibfeder der heiligen Jungfrau von Hall widmete!. Wie weise waren die hebräischen Gesetzgeber, welche für die, so an den Abschriften der heiligen Bücher arbeiteten, ein besonderes Arbeitsceremoniell, eine besondere Arbeitstracht vorschrieben! Wie sehr sind unsere Zeiten gesunken, wo mancher Schriftsteller in den nach Cigarren duftenden Weinstuben auf Champagneretiketten mit einem Bleistiftstummel seine Carmina kritzelt; wie soll der Diener vor dem Autor Ehrfurcht haben und die hohe Wichtigkeit seines Berufes ahnen, wenn dieser frühmorgens ungewaschen und ungekämmt, in einem schäbigen oder durchgesessenen, von Tinte, Oel und Tabak

verunreinigten Schlafrock sich an den Schreibtisch setzt, der auch gerade einem Altar so ähnlich sieht, wie eine Kartoffel dem Paris-Apfel. Wo soll der Respect für Wissenschaft, Literatur und deren Dienern und Werkzeugen herkommen? Das wußte gar wohl der treffliche Buffon, der sich nie anders als wohl rasirt, frisirt und sorgfältig angekleidet an seinen Schreibtisch setzte, welcher ein Muster von Eleganz war."

In solchen Klagen ergeht sich nun der unglückliche Schriftsteller, mit solchen Klagen verscheucht er sich seine besten Ideen und sie barricadiren ihm endlich den Weg zum Tempel des Nachruhms.

Glauben Sie ja nicht, verehrte Freundin, daß ich bei dieser Schilderung mich der Uebertreibung hingegeben habe. Ich könnte Ihnen hundert Beispiele von wirklich guten Köpfen liefern, welche lediglich durch ihre Freude am Klagen zu Grunde gegangen sind. Ich will Ihnen nur unsern Freund Emsig in's Gedächtniß rufen, über dessen Unleidlichkeit bei den geringsten Unfällen und Hindernissen wir so oft gelacht haben. Er ist der vortrefflichste Mensch, musterhafter Gatte und Vater, hat den ernsten Willen, sich zu bilden, ist voll Talente; aber er kommt nie dazu, Etwas mit Energie anzufassen, weil sein erstes Wort allemal eine Klage ist. Er hat eine schlaflose Nacht gehabt; seine letzte Gebürgsreise, die des Interessanten

so viel darbot, tritt ihm vor die Seele; er wiederholt sich die Einzelnheiten derselben, er genießt nochmals die frischen Morgen; die durch das Epheugrün am Felsen herabrieselnden Wasserfälle blinken durch seine Seele; er athmet den würzigen Duft der Matten und verfolgt die gewundene Straße, die sich neben dem Flusse in den tiefen Thälern dahin zieht; die Gefühle, welche ihm die ziehenden Wolken, das heilige Rauschen der Fichtenwälder, der harmlose Gesang der Vögel in den Hallen der Buchenwälder erregten, erwachen in ihm auf's Neue; sie gestalten sich zu Sätzen und die Worte paaren sich zu Versen. So träumt und dichtet er; die Masse gliedert sich, ein idyllisches Reiseepos steht vor seinem Geiste. Er lauscht, die Frau und die Kinder schlafen fest; die Thurmglocke schlägt, es ist vier Uhr. Eben so rasch als leise, ganz wider seine Gewohnheit, schleicht er sich aus dem Schlafzimmer; seine Seele ist froh bewegt. Er zündet seine Lampe an, legt sich Papier zurecht; das Zimmer ist noch leidlich warm, an Frühstück zu denken gestattet ihm die herrliche Stimmung seiner Seele nicht. Er setzt sich hin, taucht die Feder ein, stemmt den Kopf auf die Linke und will nun anfangen zu schreiben. Er beginnt:

Kommt, Ihr Lieben, Du Gattin und Ihr, Ihr herzigen Kinder,
horcht, das Posthorn erschallt und munter stampfen die Rosse;
schleppt das Gepäck nur herab und —

Jetzt stutzt er; „befestigt" geht nicht, „schnallt" ist doch zu prosaisch, auch unrichtig, denn Ketten und Stricke schnallt man nicht —

„mit tüchtiger Kette"

wäre recht hübsch, wenn ich nur das Verbum dazu hätte. Je nun „knüpft", nein, das geht nicht; „knebelt", nein knebelt, knebelt geht auch nicht. Jetzt erinnert er sich, vor vielen Jahren in Peschek's idyllischer Reise, die im Lausitzer Magazin steht, etwas Aehnliches gelesen zu haben. Er legt die Feder bei Seite, steht auf und sucht unter seinen Büchern nach dem Lausitzer Magazin. Nun ist freilich alles Mögliche, wie Hüte, Flaschen, Papierconvolute, Cigarrenkasten, bei seinen Büchern, nur keine Ordnung, daselbst zu Hause. Indessen, er hat ein gutes Gedächtniß und sucht. Da hat er auch in der That eins der 40 Hefte des Lausitzer Magazins; dort ist noch eine Parthie davon und hinter den Ballschuhen abermals eine Abtheilung. Unser Freund blättert fleißig und trifft unter anderem auf die interessanten Lebensnotizen der Pastoren, welche im Jahre 1837 verstorben. „In diesem Jahre ist ja auch mein Freund Eduard gestorben; der war ja auch Pastor in der Lausitz." Er sucht, doch er besinnt sich, daß er ja eigentlich nur das Peschek'sche Idyll sucht. „Hm!" spricht er sanft, „da muß gerade das Heft fehlen, worin das Gedicht steckt." Jetzt besinnt er sich, daß ja in

Göthe's „Hermann und Dorothea" oder in der „Luise" von Voß auch Aehnliches sich finden könnte, und daß er ja nicht gerade aus Peschek das fehlende Wort holen müsse. Er findet zwar Göthe, aber zufällig den Band, worin Reinecke der Fuchs steht, denn, Hermann und Dorothea, hat seine Gattin ja vor einiger Zeit auf ihr Zimmer genommen, und er erinnert sich ganz deutlich, daß er es auf ihrem Nähtisch hat liegen sehen. „Welche Zeit ist es? Noch nicht fünf Uhr. Abscheulich," klagt er, „da hab' ich schon eine ganze Stunde nach dem infamen Wort gesucht, und es muß doch im Peschek stecken und der Peschek muß da seyn. Nein, nein, diese Schwierigkeit muß beseitigt werden." Jetzt zieht er den Gurt fester um seinen Schlafrock und fängt, den angezündeten Wachsstock in der Linken, unverdrossen an, im Chaos seiner meist broschirten Bücher und losen Hefte zu suchen. Es schlägt fünf, halb sechs, ein Fach nach dem andern wird erst gemüthlich durchsucht — das Heft zeigt sich nirgend; seine Stimmung wird gereizt, er beginnt zu wühlen in den Papieren, wie eine Locomotive, die aus den Schienen gesprungen, sich in den weichen Erdboden einarbeitet. Es schlägt sechs Uhr; die Magd tritt ein mit Lampe, Kienspänen und kleinem Holz. Zagend und leise spricht sie den guten Morgen, denn sie weiß, daß, wenn der Herr in den Büchern sucht, sie gegründete Aussichten auf ein Donnerwetter

hat. Sie macht daher möglichst wenig Geräusch und bringt auch glücklich die Ofenflamme zu Stande, schleicht auf den Zehen davon und beeilt sich, den Morgenkaffee möglichst schnell und gut zu bereiten. Madame ist mittlerweile auch aufgestanden und hat sich gewundert, den Herrn Gemahl, der sonst bis sieben Uhr eines gesegneten Schlafes genießt, bereits ausgeflogen zu sehen. Die Magd berichtet: „der Herr sucht.“ „Er sucht?“ fragt sie bestürzt, denn auch sie kennt die unausbleiblichen Folgen dieser Beschäftigung, und nun vollends, ohne vorher gefrühstückt zu haben, vor Sonnenaufgang.

Doch ich breche ab, verehrte Freundin; Sie können Sich das Finale meiner Geschichte denken. Der Herr kam endlich suchend zu Madame, und da er auch hier weder Peschek noch Göthe fand, vollends aber, als Madame, ihn auf sein Zimmer begleitend, den Göthe, wie den Peschek unter dem Schreibtisch liegend nachwies, brach er in einen Strom jener Klagen aus, die dem sonst so netten Manne ein überaus weibisches Ansehen gaben. Das Epos aber blieb nicht allein ungedruckt, sondern auch ungeschrieben.

## Siebenter Brief.

Es freut mich, daß Sie mich einmal loben und endlich anerkennen, daß ich nicht übertreibe. Ich übertreibe überhaupt nie; freue mich indessen an dem Ungewöhnlichen, dem Originellen und Genialen, in welcher Form ich dasselbe auch finde, wenn es nur übertrieben ist, d. h. die gemeinen Erscheinungen des Lebens überragt. Die Leute, welche weniger Auge dafür haben, meinen dann, es sey nicht möglich. Wer nicht aus seinem Zimmer oder seinem entlegenen Landstädtchen herauskommt, nichts lieset, keine Berichte der Reisenden vernimmt, kann bald dahin kommen, daß er die einfachsten Erscheinungen, der Vorwelt wie der Gegenwart, für offenbare Lügen hält. Eine Dame, deren einzige Lectüre das Gesangbuch und die Bibel war, wollte mir nicht glauben, daß es vorweltliche Thiere, wie das Missurium und den Mammuth, gegeben, obschon sie das Stillstehen der Sonne und den Fall der Mauern von Jericho durch die israelitischen Trompeter steif und fest glaubte. So sind die Menschen. An den Teufel, den sie nicht sehen, glauben sie mit Freuden, aber an ein Factum, das man ihnen klar beweiset, glauben sie nicht. Sie sind zu bequem, zu faul dazu. Nicht wahr, liebe Freundin, das ist oft zum Tollwerden

und zum Klagen? Wenn nur beides etwas helfen wollte. Das Toll- und Wildwerden hilft übrigens jedenfalls noch mehr als das Klagen, denn der Prügel ist oft ein überzeugenderer Grund als die logischste Rede, wie denn unter anderem mittels desselben die polnischen Soldaten der östreichischen Armee in der deutschen Sprache weiter gebracht werden, als mit den besten Grammatiken und Wörterbüchern. Dieses System des Sprachunterrichts ist höchst zweckmäßig, und wird dabei Lehrern wie Schülern viel geistige Kraft erspart.

Nun wäre eine Klage über die Dummheit überhaupt wohl ganz an ihrer Stelle, da die Dummheit in ungeheuerer Masse in der Menschheit verbreitet ist. Allein ich werde nicht klagen über Etwas, welches ein Nothwendiges in der Weltordnung ist. Die Dummheit aber ist nothwendig unter den Menschen, damit sich die Weisen recht klar werden. Wollen Sie den Werth der Dummheit erst recht schätzen lernen, so müssen Sie oft Menschen gegenüber gestanden haben, die sich für sehr weise halten und Ihnen den Schluß zu jedem Ihrer angefangenen Sätze schon nach der ersten Hälfte vorsagen. Daß er anders ist, als was Sie sagen wollen, versteht sich von selbst. Diese klugen Leute bilden den Gegensatz zu denjenigen, welche, nachdem Sie ihnen stundenlang vorgepredigt,

z. B. daß die Blätter der Eiche grün sind, endlich vergnügt ausrufen: ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mich darauf aufmerksam gemacht haben, daß die Kiefernwurzel roth aussieht. Soll man über solche Leute klagen? Nein, es wird dieß auch nicht helfen. Ich pflege dann zu lachen, daß das Geschick mir solch ein Exemplar zugeführt hat. Bei vielen dieser Exemplare ist es nicht die reine Dummheit, sondern zuweilen Mangel an Aufmerksamkeit, Scheu vor der Ordnung der Gedanken.

Die reine Dummheit macht allerdings viel Schaden in der Welt, doch bei weitem nicht so viel als die Bosheit; sie ist passiver Natur. Man kann dem wahrhaft Dummen eigentlich doch nie ernstlich zürnen, da der Schaden, den er thut, nicht absichtlich ist. Der Dumme zeigt sich sehr bald als solcher, wir können ihn also dadurch unschädlich machen, daß wir ihm nichts Wichtiges auftragen, ihn nicht dahin stellen, wo er Schaden machen kann. Mit dem Boshaften ist es ganz anders, der verstellt sich.

Was würden Sie gethan haben, wenn Ihnen Folgendes widerfahren wäre, wie meinem Freunde Z.. Dieser sendet seinen Diener aus, auf dem Theaterzettel an der nächsten Straßenecke nachzusehen, was Abends im Theater gegeben werde. Der Diener geht fort, kehrt bald mit ernsthaft betretenem Ge-

fichte zurück und meldet: „Gegeben wird im Theater gar nichts, aber der erste Platz kostet einen Thaler, die andern 20, 15, 10, 7½ und 5 Ngr." Der Kerl hatte ganz richtig sich gemerkt, was ihm wichtig schien. Bei weitem dümmer war jener Calefactor, der sämmtliche Zündhölzer durchprobirt hatte und versicherte, sie seyen allesammt gut, weil sein Herr ihm aufgetragen, nur solche zu bringen, welche gut zündeten. Wie wollte er sich aber anders überzeugen?

Ueber so was kann man unmöglich klagen. Wohl aber giebt es ein herrliches Mittel, welches freilich nicht Jedermanns Sache ist, es heißt: Geduld und Nachsicht — damit kann man den Dummen weiter bringen und sich viel Aerger ersparen, als durch bloses Klagen. Doch, theure Freundin — ich schließe und Sie werden darüber gewiß nicht klagen.

---

## Achter Brief.

Gewiß, meine theure Freundin, Unzufriedenheit ist die Quelle aller Klagen; unsere Zeit aber, oder vielmehr die meisten Menschen in derselben kommen

mir vor, wie der unglückliche Besitzer jenes Zopfes, von dem Chamisso klagt:

„er wollt' es anders haben.“

Keiner ist mit dem Loose zufrieden, das ihm gefallen. Der Soldat will Dichter werden, der Maler Soldat, der Theolog studirt Botanik, der Philolog macht in Eisenbahnactien, die Bahnwärter lesen Romane, kurz die meisten Menschen treiben das, was ihnen fremd ist — und in Folge dessen haben wir so unvollkommene Leistungen und so wenig ganze Menschen. Und das ist allerdings zu beklagen.

Erlauben Sie mir, werthe Freundin, daß ich Ihnen ein Beispiel aus dem Kreise meiner Erfahrung vor Augen stelle, dergleichen Sie aber in jeder Mittelstadt des Landes, ja sogar auf dem Dorfe selbst finden können. Dr. A. hat Theologie studirt; da er jedoch treffliche Schulkenntnisse, ein munteres, ansprechendes Benehmen und den Trieb sich auszuzeichnen mit auf die Universität brachte, so bedurfte es nur eines Anstoßes, daß er sein theologisches Brotstudium aufgab und sich der Jurisprudenz hingab, zu der ihn des berühmten Professor G. lebenvolle Vorträge vorzugsweise hinzogen. Durch die Vermittelung desselben und seine vielgeltende Empfehlung kam Dr. A. in das Justizamt zu M. Ein gewisses keckes Auftreten, eine laute Stimme und ein

angenehmes Aeußere bahnten ihm den Weg in die besten Gesellschaften. Da Dr. A. ein gutes Auskommen hat und noch keine Braut, so war er ein Mann, den mancher Vater, noch mehr aber manche Mutter für Fräulein Tochter sich näher betrachten und deshalb sich näher ziehen wollte. Dr. A. ließ sich jedoch nicht fangen — ihm fehlt das Gemüth, er ist blos Verstand. Seine Amtsarbeit betrieb er anfangs mit löblichem Eifer; da er jedoch bald sah, daß in der Stadt M., welche bekanntlich der Sitz des hohlen Liberalismus ist, die Verdienste eines Justizbeamten nur wenig gelten, so schloß er sich einen anderen Weg auf — denn Dr. A. hat nun einmal die Absicht, à tout prix ein großer und berühmter Mann zu werden. Zuvörderst also trat er in sämmtliche gelehrte Vereine, deren eine ziemliche Anzahl in M. vorhanden, obschon zwei Stunden von M. kein Mensch eine Ahnung davon hat. Er schaffte sich Werke über Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaft und Technologie an, und hielt im philosophischen Verein naturwissenschaftliche, im historischen philosophische, im technologischen historische und im naturwissenschaftlichen technologische Vorträge, welche die verehrten Anwesenden doch noch weniger als er selbst verstanden. Nächstdem hielt er dem großen Publicum Vorträge über die Geschichte der französischen Revo-

lution, und unterhielt wenigstens die verheiratheten und ledigen Coquetten, welche die ersten drei Reihen Sitze einnahmen, durch sein hübsches Gesicht, seine flammenden Augen und lebhaften Bewegungen. So brachte er es denn bald dahin, daß man viel von ihm sprach, namentlich seitdem er in mehrern der Localblätter Posto gefaßt und sich einen Freund erworben, der ihn mit Scheinangriffen verfolgte, welche Dr. A. durch fulminante Repliken allemal am nächsten Tage widerlegte. Einmal passirte jedoch, daß in der Druckerei das Manuscript verwechselt wurde und man eines schönen Morgens im Phönix die Replik auf einen Artikel gegen Dr. A. las, der erst Nachmittags im Helikon zu lesen war. Dr. A. hat nämlich die Ueberzeugung, daß er eine ungeheuere Wirkung durch die augenblickliche Erwiderung auf die Angriffe seiner Gegner hervorbringen müsse. Er ahmt Napoleon nach, er läßt den Feind nicht zur Ruhe kommen, er überstürzt, er rollt ihn auf. Der Phönix wird Morgens acht Uhr, der Helikon Nachmittags drei Uhr ausgegeben. Glauben Sie aber, daß das große Publicum das merkte? Gott bewahre. Als nun ein trockner Mensch im „Mondenlicht" anfragte, wie es denn komme, daß man Morgens acht Uhr eine Frage beantworten könne, welche Nachmittags drei Uhr desselben Tages erst gethan, erklärte Dr. A., er habe

den Angriff seines Gegners im Manuscript und in der Druckerei des Helikon Morgens sechs Uhr gelesen, und sich sofort in die Druckerei des Phönix begeben und so seine Replik dem Setzer dictirt, bevor der Angriffsartikel gedruckt worden, — wie ja auch Friedrich der Große noch vor der öffentlichen Kriegserklärung Anno 1756 in Sachsen eingefallen sey. Die ganze Stadt staunte und die Redaction des Helikon war niederträchtig genug, zu erklären, daß dem allerdings also sey.

Die gute Stadt M. war von A. Ruhmes voll. Das genügte ihm aber noch nicht. Er bedurfte noch einer Krone, der politischen. Es ward ihm leicht, Mitglied der Gesellschaft zur Abhülfe der Noth der Armen, zur Bewahrung verwahrloseter Kinder, zur Besserung der Dienstboten, des Turnvereins und des Mäßigkeitvereins zu werden; der politische, natürlich liberale Club nahm ihn mit Freuden unter seine Mitglieder auf, und von nun an warf er sich ganz der Politik in die Arme. Jede, auch die unschuldigste Verordnung der Regierung war fortan Gegenstand seiner Angriffe; strenge und ernste Maßregeln nannte er tyrannischen Druck, der die natürliche Freiheit des Menschen beschränke; in mildem und schonendem Verfahren sah er schmachvolle Unkraft und Schwäche der heimlichen Tyrannei. Den gesetzmäßigen,

ruhigen Fortschritt, wodurch sich gerade die Regierung seines Landes auszeichnet, bezeichnete er als philisterhafte Leisetreterei. Kurz aus Dr. A. wurde bald der bitterste, leidenschaftliche Tadler. Zu beklagen ist nur, daß Dr. A. durch seine losen, unvorsichtigen Reden die Jugend, welche sich zu ihm hingezogen fühlt, auf gefährliche Abwege leitet. Zu beklagen ist, daß die Kraft, die ihm unfehlbar inne wohnt, nicht zu ernstem, würdigem Streben benutzt wird, und daß er sein Talent zur Magd seiner Eitelkeit anwendet.

Eitelkeit — hier haben wir, theure Freundin, den Nagel auf den Kopf getroffen. Eitelkeit, das ist die Quelle aller jener Unzufriedenheit, jener Klagen, welche die Welt so unbehaglich machen. Geben Sie dem Dr. A. einen Titel, einen Rang, oder auch nur einen recht schönen Orden — sofort schlägt er um und läßt seine Liberalen im Stich, die keinen Rang zu ertheilen, keinen Orden zu vergeben haben.

Hätte Dr. A. Gemüth und wahre, uneigennützige, reine Freude am Wissen, Freude an der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, an der Besserung und Veredlung seiner Mitbürger, so würde er freilich seine Zeit ernsten Studien widmen und seine Abende in seiner stillen Arbeitsstube verleben müssen. Er könnte dann nicht in den Clubs und Weinstuben mit sonorer

Stimme glänzende Reden halten. Gewiß ist freilich, daß ganz M. dann sehr wenig von ihm sprechen würde; gewiß, daß sein Name dann nicht im Phönix, Helikon und Mondenlicht glänzen würde.

Da nun der gute A. durch keine vernünftige Zusprache zu bewegen ist, einen andern Weg zu betreten, da er so ganz in Eitelkeit ersoffen, so bleibt nun nichts Andres übrig, als ihn und alle die andern Opfer der Eitelkeit innig zu beklagen, zumal da dieser Dienst der Eitelkeit die armen Befangenen durchaus nicht glücklich macht und befriedigt. A. ist ein sehr unglücklicher Mensch. Er ist unverheirathet, — ein unverheiratheter Mann von 30—40 Jahren ist ein elendes Geschöpf, wenn er Gemüth hat; hat er kein Gemüth, so wird er das Glück außer sich suchen, wo es bekanntlich noch keiner gefunden hat. Sie kennen meine Ansichten über diesen Punct, und erlauben mir daher, zu schließen.

---

## Neunter Brief.

Die Klagen eines Ehemanns soll ich Ihnen schildern? und zwar des Ehemanns einer wahrhaft guten, tugendhaften Frau? und noch dazu eines braven und

gûten Ehemanns? Je nun, wenn Sie es befehlen, will ich mich an die Arbeit machen, zumal da ich gar nicht weit zu gehen brauche, um ein vortreffliches Original für meine Schilderung zu finden.

Unser Freund W. tritt bei mir ein, seine Stirn ist etwas umwölkt; kleinlaut, doch nicht ohne leisen Anflug von Gereiztheit, wünscht er mir guten Abend. „Was hast Du heute gegessen?" ist meine erste Frage. Er lächelt bitter, und fragt: „Wozu das?" Ich aber dringe darauf und er antwortet dann kurz: „Na, wenns seyn muß, Schweinskeule mit Sauerkraut und zum Dessert Pilze." — „Gut", sage ich, „etwas unverdaulich, und ich vermuthe, daß Du, wenn Du nun gar aus Deiner Käsefläsche noch genascht hast, eine etwas unruhige Nacht haben wirst. Ich werde dann Deiner Emilie rathen, Dir morgen früh aus dem Wege zu gehen, denn vor Mittag ein Uhr wird die rosige Laune bei Dir kaum eintreffen."

„Ach ja, Emilie! das ists ja eben, was ich Dir sagen wollte. Freund, Du mußt mir funfzig Thaler auf acht Tage oder vierzehn schaffen. Emilie braucht ihr Wintercostüm; die Weiber kosten einem doch entsetzlich viel Geld; weiß Gott, die Junggesellen wissen gar nicht, wie gut sie es haben."

Ich antworte in solchen Fällen stets ja — wie Sie wissen.

„Es ist nun zwar kaum acht Wochen, daß ich der Frau einen neuen Schal gekauft — aber es muß seyn, meiner Ehre wegen; so hilft es denn nichts, Du giebst mir das Geld."

„Versteht sich von selbst", antwortete ich, „wozu hat man denn Freunde?"

„Das ist recht brav von Dir, altes Haus", erwidert er. „Der frühe Eintritt des Winters hat mir die Casse gefegt; der Ankauf der Wintervorräthe, dazu das theure Schulgeld, die Kleider für die Kinder, Du weißt ja selbst, wie es geht. Ja die Ehe ist doch sehr kostbar."

„Allerdings!" erwiderte ich. „Frag' aber einmal unsern alten Hagestolz, den Architecten, wie es dem geht? Der hat keine Frau, aber seine Freundinnen und deren Eitelkeit sind doch noch kostbarer. Unsere Frauen versagen sich Manches, was jene entweder stürmisch geradezu verlangen, oder mit großer Geschicklichkeit erschmollen und ertrotzen. Unsere Frauen haben Mitleid mit unseren Sorgen, sie verlangen nicht mehr, als was unumgänglich seyn muß und unentbehrlich ist, und sind uns sehr dankbar, wenn wir ihnen eine unerwartete Freude machen. Jene Freundinnen aber halten unsern armen Freund, der schwach genug ist, sich von ihren Klagen, Thränen, Drohungen und Coquettiren imponiren zu lassen, in

stetem Trabe. Er tritt eines Morgens ins Zimmer seiner gegenwärtigen Favoritin. Sie sitzt am Nähtisch und erwidert seinen feurigen Gruß mit großer Kälte; sie hat die Augen gesenkt, er nähert sich ihr und entdeckt, daß sie geweint hat. „Mein Gott, Bertha, was fehlt Ihnen?“ — „Nichts!“ sagt sie ernst und kalt — „und wär' es Etwas, bei Ihnen fände ich doch weder Mitleid noch Hülfe.“ Unser Freund ist bestürzt, er dringt mit Bitten in die Angebetete, er verspricht im Voraus, Alles zu thun, was sie nur verlangt, ja er verheißt sogar noch mehr, und das Ende ist, daß Frau von Z., Fräulein G. und noch eine andere Modedame entweder einen neuen Hut, ein neues Kleid, neue Armbänder oder sonst etwas Neues an sich haben, was sie, die doch ihre Hand, ihr Herz, ja ihren Ruf ihm, dem kältesten der Menschen willig geopfert, noch entbehren müsse. Ein aufmerksamer Liebhaber müsse so Etwas sich nicht erst sagen lassen, sondern nach jeder Messe die Runde in allen Modehandlungen machen und sich glücklich schätzen, wenn er für den Gegenstand seiner Wünsche dort etwas Geschmackvolles entdecken könne.

Unser Freund, der dieselbe Scene schon hundertmal erlebt hat, rennt nun wie von den Furien getrieben umher, bis er den Wunsch seiner spröden Schönen erfüllt und seine Louisd'or dafür ausge-

geben hat. Nun solltest Du aber am Schluß des Jahres den Trefflichen am Schreibtisch vor seinem Rechnungsbuche sitzen sehen, wenn er zusammenzählt, was er für Bertha ausgegeben. Dann kratzt er sich freilich mißmuthig hinter den Ohren, fasset ernstlich den Vorsatz, fest zu seyn, die Verbindung abzubrechen und ein anderes Leben anzufangen. Diese Vorsätze dauern so lange, bis Fräulein Bertha zu ihm ins Zimmer tritt und sich theilnehmend nach seinem Befinden erkundigt, ihm eine kleine Stickerei, ein höchst einfaches Ruhekissen überreicht, was sie irgendwo aus zweiter Hand billig gekauft oder von einem ehemaligen Liebhaber geschenkt bekommen hat. Dabei hat sie eine Bitte anzubringen, er möge ihr doch die Zinsen von ihren Staatspapieren eincassiren, oder bei dem Stadtgericht als Curator ihr beistehen. — Kurz sie weiß ihn immer wieder für sich zu interessiren, ihn durch sparsam, aber stets zur rechten Zeit angebrachte Schmeicheleien, die ihr nichts kosten, an sich zu fesseln, und sie hat auch ihre treuen Bundesgenossen. Da begegnet einmal zufällig die alte Madame D. unserem Freund, und wirft im Vorbeigehen hin, daß sie sich nach den Vermögensumständen des Grafen P. bei seinem Advocaten erkundigen müsse, da sie durch eine dritte Person vernommen, er habe Absichten auf die Hand einer ihrer

Freundinnen. Da nun Madame D. die halbe Stadt zu Freundinnen hat, so ist das gar nichts gesagt. Unser Freund ist aber unausstehlich neugierig. Er fragt, bittet, er kann aber nichts erlangen, als daß Madame D. endlich mit bedeutungsvoller Miene hinwirft, es handle sich um das Wohl und Wehe einer Person, die ihm sehr nahe stehe, und dann wie ein Aal ihm entschlüpft. Er sinnt nach und rennt, Niemand sehend, durch die Straßen. Graf P., denkt er, sollte der denn so toll seyn? Bertha! gräßlicher Gedanke. Bertha untreu! Ich muß Licht haben! Er eilt sofort zu ihr. Sie ist heiter und unbefangen, wie ein Kind, ja sie ist heiterer wie gewöhnlich. Ein Briefcouvert liegt auf dem Schreibtisch, er nimmt es auf. Wie? eine Grafenkrone auf dem Siegel? Tiefe Wehmuth überfällt ihn; still setzt er sich in den Lehnstuhl. Bertha tritt theilnehmend zu ihm. Was ist Ihnen, werther Freund? — Ach Bertha! Sie streichelt seine Stirn, er faßt ihre Hand, sieht ihr ernst und fest in die Augen. — Sie lächelt ihn holdselig an und mit der ihr angebornen Anmuth, und das Finale dieser lächerlichen Comödie ist, daß sie versichert, ihm ewig treu bleiben zu wollen, daß nichts sie verlocken werde, sich ihm zu entziehen.

Das ist auch ihr voller Ernst und fester Wille; denn obschon sie recht gut weiß, daß er sie nie

heirathen wird, so lange sein Oheim lebt und Emmeline, eine seiner alten Flammen, obschon sie weiß, daß er ihr nicht treu ist, so ist er doch trotz seines Geizes, den er mit allen alten Hagestolzen gemein hat, ein schwacher Narr, der sich viel abtragen läßt, und deshalb ein Besitzthum, das die schlaue Bertha nicht so leicht aufgiebt.

Und was hat er dafür? Liebende Theilnahme, Beistand im Unglück? Wenn unser Freund heute bankerott würde, sähen wir morgen Fräulein Bertha mit dem Eilwagen nach ihrer Vaterstadt zurückfahren und das hier Eroberte dort sicher anlegen.

Und diese Bertha ist bei weitem noch nicht die schlimmste. Du aber, alter Freund, klage mir nicht über den Ehestand und über Deine brave Frau, die mit Dir rechtschaffen sorgt und sich für Dich mühet und plagt. Hier sind die funfzig Thaler und nun mache, daß Du fortkommst."

So fertigte ich die Klagen ab. Ich gebe Ihnen jedoch zu, daß es genug Männer giebt, die Ursache haben zur Klage, und Frauen, die in gleichem Falle sind. Diese Klagen sind aber zu langweilig und nicht werth, daß man sie aufschreibt.

---

## Zehnter Brief.

Es wird Ihnen paradox scheinen, wenn ich behaupte, daß es die meisten Klagen bei Menschen gebe, welche gerade diejenigen zu seyn scheinen, die in Glück und Wonne schwimmen: die Millionairs und die Sammler von Naturalien, Kunstsachen, Antiquitäten u. s. w. Da ich Erstere weniger kenne, weil sie in der Regel überaus langweilig sind und ich sie deshalb vermeide, so will ich auch nicht von ihnen reden. Zu Letzteren habe ich selbst die Ehre zu gehören, und so steht mir denn wohl eine Stimme zu.

Sie treten in das Museum eines Sammlers; mit freudigem Gesicht kommt er Ihnen entgegen und freut sich Ihrer Theilnahme an den Studien, die den Inhalt seines Lebens ausmachen. Triumphirend blickt er auf seine Schätze und freut sich, Ihnen diese vollständigen Reihen der seltensten Gegenstände vorlegen zu können. Dieser Dolch stammt von der Westküste Africas, von wo her nur höchst selten Etwas nach Europa gelangt, und Er war der Glückliche, dem dieses zwar sehr unscheinbare, aber für den Kenner höchst wichtige Stück zu Theil wurde. Sie freuen sich mit ihm. Der Säbel daneben mit dem ekelhaften Ledergriff, woran noch Menschenblut, vielleicht eines unglücklichen Deutschen der Fremdenlegion, klebt, stammt von den Kabylen.

Und nun erst diese Hassagayen, Bogen und Pfeile mit vergifteten Spitzen (er warnt Sie ängstlich), diese Schilde aus Nashorn- und Flußpferdhaut, diese Karbatschen, Alles stammt aus dem fernsten Africa, Alles ist selten, interessant und kostet dem Besitzer namhafte Summen. Sie staunen; Sie bewundern nicht sowohl die Sachen, als die auf den Erwerb derselben verwendeten Mühen und Kosten.

Jetzt führt er Sie weiter, um Ihnen noch einige Kleidungsstücke zu zeigen. Der vollständige Anzug einer schwarzen Dame vom weißen Nil, bestehend in einem viereckigen Stück Hyänenfell, wird Ihnen mit der Bitte vorgelegt, denselben ja nicht zu berühren, da er, um ihn gegen die Motten zu bewahren, stark mit Arsenik vergiftet ist. Das Falkenauge des Sammlers forscht nach, ob nicht etwa, trotz des Giftes, eine Motte sich in das kurze Wollenhaar dicht am Leder Bahn gemacht. „Nein," sagt er, „dasmal sind sie noch nicht da," und nun bekommen Sie eine gründliche Abhandlung über die Motten, die Verwüstungen, welche sie in den zoologischen Museen anrichten, die besten Mittel dagegen u. s. w.

Unser Antiquar führt Sie nun zu einem Schranke, dem er sich in der Weise nahet, wie ein Priester dem Altar. Sie erwarten etwas sehr Bedeutendes zu sehen, denn seine Augen funkeln, wie die des Tigers, ehe

derselbe ein junges Reh zu sich nimmt. Er hat den Schlüssel aus dem Bunde gesucht; er schließt auf und zieht ein Schubfach aus. Er sieht Sie mit leuchtenden Augen an, Sie erblicken eine Anzahl überaus verrosteten, in saubern Kästen liegenden Kupfers. Sie sehen den Enthusiasten fragend an; er thut desgleichen. Sie sind in Verlegenheit.

Er ist aber verständig und bedenkt, daß Sie als Dame nicht in alle Geheimnisse der Alterthumskunde eingeweiht seyn können, daß überhaupt derartige Alterthümer selten gesehen werden, weil sie selten sind. — Er erklärt Ihnen daher mit der größten Sanftmuth, daß diese alten verrosteten Kupferklingen ehedem Dolche gewesen, womit sich die alten Germanen vor zweitausend Jahren — Sie staunen — vor zweitausend Jahren, wiederholt er nachdrücklich, die Gurgeln abgeschnitten. Ihr „Ach!" verscheucht jede Spur des Unwillens von seiner Stirn, und mit Begeisterung erklärt er Ihnen nun Stück für Stück, macht Sie aufmerksam auf die Schönheit des malachitartigen, edlen Rostes, die Güte des noch jetzt elastischen Metalls, den Reichthum der eingerissenen Punctirungen und Linien. Bei dem einen Stück, welches in allen antiquarischen Büchern erwähnt wird, auch schon öfter abgebildet worden ist, nimmt seine Miene eine gewisse Feierlichkeit an; es ist ein allerdings wundervoll erhaltener Dolch, dessen Klinge

mit den reizendsten Ornamenten bedeckt ist, welche die neuern französischen Antiquare tatouage nennen. Ein Jüngling kann seiner ersten Geliebten nicht zärtlicher in die Augen blicken, als unser Antiquar seinem Unicum. Zwischen den Beiden besteht ein gewisses Verhältniß, denn auch der Dolch scheint sich in der Hand des Antiquars sehr wohl zu befinden.

Ein anderer Kasten wird aufgezogen und das selbstzufriedene Gesicht unseres Freundes verkündet Ihnen, daß der Inhalt für ihn von besonderem Werthe seyn müsse. Sie sehen hin und erblicken eine unscheinbare Masse von altem Kupfer, Eisen und anderem Plunder, der in saubern Pappkästen beisammen liegt. „Wir nähern uns hier," sagt der Antiquar, „den Schmucksachen der verschiedenen Nationen. Sehen Sie hier die einfachen eisernen Armringe der Völker am weißen Nil, hier die Kupferringe der Kaffern, hier die aus gebranntem Bolus und Corallen gefertigten Armringe der Pelew-Insulaner; dieß aber ist einer jener Armringe aus Elfenbein, welche die Elliabs und Barrys, 4° n. Br. in Ostafrica noch jetzt tragen, die wir aber schon auf ihren Darstellungen in den Monumenten der siebzehnten Dynastie der alten ägyptischen Pharaonen antreffen. Das ist nun, finden auch Sie, höchst interessant, und," fügt er bei, „namentlich interessant, wenn wir damit die Armringe vergleichen,

welche in unseren vaterländischen Grabstätten gefunden worden sind.“ Er macht Sie nun aufmerksam auf die mannigfaltigen Formen, auf die Ornamente und bemerkt, daß auch die Damenwelt von diesen Dingen bereits Anwendung gemacht habe. Nachdem die Völker Europas von den verheerenden Kriegen des Napoleonischen Zeitalters sich erholt und seitdem die Ruhe wieder hergestellt, wurden die alten Grabhügel, zuerst am Rheine, dann in den übrigen Theilen von Deutschland näher untersucht, das Gefundene wurde in Sammlungen aufgestellt und alsbald in den rheinländischen und französischen Bijouteriefabriken nachgeahmt. Seit jener Zeit tragen nun unsere Damen Armringe, wie ihre Urmütter vor zweitausend Jahren.

Mit unermüdlicher Geduld öffnet Ihnen unser Freund einen Kasten nach dem andern, und erklärt Ihnen ein Stück nach dem andern. Sie haben aber noch die Feuerprobe zu bestehen. Er öffnet eine Thür und Sie treten in ein Gemach, wo mehrere Glasschränke sich befinden, aus deren einem Ihnen einige Reihen gelblicher Schädel entgegen grinsen. Sie raffen Sich indessen zusammen und treten herzhaft heran. Sie bemerken in einer andern Reihe mehrere Todtenmasken, dann Abgüsse von Negerköpfen und ein leiser Schauer durchrieselt Sie plötzlich, denn den Ehrenplatz nimmt ein brauner Menschenkopf mit stieren Glasaugen, blö-

kenden Zähnen und langem schwarzen Haar ein. Er steht indessen doch etwas abseit. Es beginnt jetzt ein Vortrag über die Menschenracen, über die dadurch erklärbaren Schädelbildungen und was dahin sonst gehört. Sie preißen Sich glücklich, daß unser Freund Niemandem gestattet, etwas von den in seiner Sammlung aufgestellten Gegenständen zu berühren, und daß Sie daher nur seinen Beifall ärnten können, wenn Sie Sich in ehrerbietiger Ferne von diesen Schädeln halten. Der Antiquar fährt treulich fort, Sie auf den Bau der Schädel aufmerksam zu machen, kommt auf die malayischen Völker, die Sitte der Tatowirung, und, Sie wissen selbst nicht, wie Ihnen geschieht — mit einem Male hat er das braune Menschenhaupt mit den langen schwarzen Haaren mit beiden Händen erfaßt und hält es, sehr vergnügt lächelnd in seiner Rede fortfahrend, nicht zwölf Zoll vor Ihre Augen, so daß die stieren Glasaugen auf die Ihrigen gerichtet sind und ein unangenehmer Kamphergeruch Sie anweht. Schien der oben erwähnte Dolch die Geliebte des Antiquars, so zeigt er gegen den Kopf eine Zuneigung, wie sie selbst unter Brüdern nicht immer zu finden ist. Der Neuseeländer Schädel ist einer der schönsten, die je nach Europa gekommen, herrlich erhalten, mit reicher Tatowirung bedeckt. Unser Freund hat eine enorme Summe dafür gezahlt und die An-

kunft desselben in seinem Hause durch ein Gedicht eigens gefeiert. Er macht Sie nun aufmerksam auf die Spiralen, welche Wange und Nase verzieren, auf die vierfachen Linien, welche in einem Bogen von der Nasenwurzel nach den Schläfen emporsteigen, auf die Tatowirung der eingeschrumpften Lippen, auf die durchbohrten Ohrlappen, und in Zeit von 20 Minuten kennen Sie diesen Schädel besser als Ihren eigenen, da Sie durch den Hals auch in das Innere desselben sehen können. Ja, es gelingt dem Freunde, Ihnen Interesse für den Mokomokai einzuflößen und Ihnen den Anblick desselben erträglich zu machen. Er stellt daher mit höchst zufriedenem Gesicht das kostbare Stück behutsam an seinen Ort und reibt sich vergnügt die Hände *).

Es ist keine Frage, unser Freund ist sehr glücklich am heutigen Tage und wir freuen uns mit ihm, sowie durch unsere Theilnahme die Freude am Besitze seiner Schätze bedeutend erhöht wird. Da wir wissen, wie kostbar seine Zeit ist, so halten wir uns, nachdem wir Alles gesehen haben, nicht über die Gebühr bei ihm

---

*) Ich lege Ihnen, um Ihr Interesse für unsere Studien rege zu erhalten, die Abbildung eines Mokomokai bei, der dem oben erwähnten außerordentlich ähnlich ist und den Sie ja öfter in meiner Sammlung gesehen haben. Eine genaue Beschreibung desselben finden Sie in meiner Culturgeschichte Th. IV. S. 348.

auf, sondern empfehlen uns baldmöglichst, nachdem wir noch seinen Hunden und Katzen, seinem Eichhorn und andern Bewohnern seines Hauses einen flüchtigen Blick geschenkt haben. Er aber eilt in sein Museum zurück, und stellt und rückt Alles in Ordnung, was etwa durch unseren Besuch aus der gehörigen Lage und Stellung gebracht worden.

---

## Elfter Brief.

Ich habe Ihnen in meinem letzten Briefe die Lichtseite des Sammlerlebens vor Augen geführt; betrachten wir nun auch einmal die Schattenseite desselben. Unser Freund, den wir neulich besuchten, ist viele Tage durch keinen Besuch in seinen Beschäftigungen gestört worden. Er arbeitet fleißig an seinen antiquarischen Abhandlungen, die er der Welt nicht länger vorenthalten zu dürfen glaubt. Es beschäftigen ihn eben die Kämme. Er hat das Capitel glücklich zu Ende geschrieben, will aber, ehe er es druckfertig macht, doch, mehrerer Sicherheit wegen, noch einmal die Exemplare von Kämmen durchsehen, welche er in seinen Kästen liegen hat. Er holt den Schlüssel, zieht das Fach heraus, vergleicht die Originale mit seiner Beschreibung; Alles ist in Ordnung und der

Wahrheit gemäß von ihm beschrieben. „Was der Teufel ist das? da fehlt ja Nr. 1609." Er legt das Manuscript aus der Hand und hebt behutsam einen Kamm nach dem andern heraus. „Nr. 1599, 1600, 1, 2, 3, 4 richtig, 5, 6, 7, 8, 10, 11. Wo steckt denn aber 1609? Sollte ich mich geirrt haben, sollte meine Frau die Nummer verlegt haben? Nein, nein, die ist viel zu gewissenhaft! Sollte etwa gar der lange Engländer —? Doch nein, vor acht Tagen war er ja noch da!" Jetzt schiebt er das Fach zu und zieht die vorhergehenden und die folgenden ans Tageslicht. Der Kamm Nr. 1609 fehlt, ist nicht zu finden. Der Freund nimmt eine Prise nach der andern, sinnt und denkt nach. Er sieht in den Verzeichnissen nach, ob hier etwa eine Nummer ausgefallen; Nr. 1609 steht im Catalog und dabei: „Desgleichen, aus Holz von Loanda." „Nun das ist doch zu toll," denkt er, nachdem er nochmals Alles durchsucht, bis der Abend herangekommen. Am andern Morgen erwacht er mit dem Gedanken an seinen Kamm Nr. 1609, und an jedem der nächstfolgenden Tage tritt das Bild des Kammes, wie ein mahnendes Gespenst, an seine Seele, bis er allgemach an den Gedanken des Verlustes gewöhnt ist. Lange Zeit nachher findet er in einem Hefte, welches Abbildungen der Kämme enthält, das unglückliche Original. Er hatte dasselbe abgezeichnet,

war unterbrochen worden und hatte die Mappe zugeschlagen. Anderweite Abhaltungen hatten ihn verhindert, wieder nachzusehen, und so war der Kamm bei der Abbildung liegen geblieben. Wer aber wäre im Stande, alle die Klagen zu schildern, welche dem Armen über dieses Ereigniß entlockt wurden.

Ein ander Mal trete ich bei unserem Freunde ein, wie er eben einen Brief aus Paris erhalten. Neben ihm liegt ein Blatt Papier, auf welchem er Namen und Zahlen notirt hat. Sein Gesicht gleicht dem eines leidenschaftlichen Spielers, die Muskeln sind gespannt. „Wie geht's?" frage ich. „Wie's geht? wie Sie sehen, in Noth und Sorge immer vorwärts. Mit hundert Louisd'or wär' ich der glücklichste Mensch, so aber bringe ich nur sechszig zusammen. Ja, wenn der S. mir seine Schuld zahlte, aber er hat es vor Neujahr nicht nöthig, und ich wollt' es ihm verdenken, wenn er es eher zahlte; mahnen kann ich aber gleich gar nicht. Was also thun?"

„Die ganze Sache seyn lassen," erwidere ich ihm. „Es ist ja ganz gleich, ob Sie in vier Wochen oder in vier Jahren diese Sachen haben. Warten müssen Sie ja einmal. Die Sache steht so, daß Sie sie in vier Wochen theuer oder in vier Jahren billig bezahlen. Es ist übrigens die Frage, ob die Sachen nicht in diesem Augenblicke bereits einen Käufer gefunden haben.

Was meinen Sie? Behalten Sie Ihre sechszig Louisd'or für unerwartete Ausgaben."

Der Freund fand meine Ansicht begründet, faltete den Brief langsam und seufzend zusammen, und steckte die Liste in den Papierkorb, blieb aber doch die ganze Zeit still und kleinlaut.

Ein ander Mal läßt er mir sagen, wenn ich etwas ganz Neues sehen wolle, möge ich doch eilends zu ihm kommen. Ich fahre rasch in die Kleider und finde meinen Freund in der Hausflur; auf einem Tische liegen Messer, Meisel, Zangen und Hammer, ein leerer Korb steht dabei; auf einem andern Tische sind leere Pappkästen verschiedener Größe aufgestellt. „Sie müssen gleich kommen," tröstet er, die Uhr ziehend. „Da kommen sie!" ruft er, als ein Wagen aus der Ferne heranrollt. Sie waren's aber nicht. „Es schlägt fünf Uhr, nun könnten sie doch bei Gott da seyn, ich warte schon seit anderthalb Stunden; um vier Uhr wird der Packhof geöffnet, und diese anderthalb Centner zu erpediren, ist doch wahrhaftig keine Riesenarbeit. He, Sophie!" sagt er zur Magd, „renne doch den Leuten entgegen und sieh nach, wo sie stecken." Sophie kommt dem Befehle ihres Herrn nach, dessen Gattin ihn darauf aufmerksam macht, daß die Leute ja außer seiner Kiste auch noch andere zu transportiren hätten, und bei der Entfernung vom Centrum des Verkehrs

sein Haus wahrscheinlich erst zuletzt daran kommen werde. „Ja wohl, Beste," erwidert er sanftmüthig, „es ist leider wahr und ich beklage es oft, daß ich nicht das hübsche Haus am Packhofe gekauft habe. Aber so geht es in der Welt; hätte ich die 6000 in der letzten Lotterie gewonnen, die meinem Nachbar zu Theil wurden, oder hätten wir nicht das Capital in Berlin verloren, so wäre dieser Wunsch nicht unerfüllt geblieben. Horch, der Wagen! Nein, es ist ein Bierwagen. Ja, lieben Freunde, ich habe niemals Glück in der Lotterie gehabt, zwar nie etwas Ordentliches verloren, denn ich spiele vorsichtig; ich habe aber auch noch nie etwas Erkleckliches gewonnen. Ich liebe nicht zu klagen, allein ich muß in der That klagen, daß da der dicke Fleischer, der bereits alle Felder zwischen der Stadt und Neudorf besitzt, doch noch die 30,000 gewonnen. Wie glücklich hätte mich das Geld gemacht; ich hätte mir ein Museum gebaut und wie hätte ich meine Sammlung vervollständigt; ich weiß genau, was mir noch fehlt und wo das zu haben. Ich sage Euch, die Welt würde staunen, so aber muß ich mich in jämmerlichen Klagen ergehen." Der Freund schwieg, eben so schwiegen auch wir Alle, denn Zustimmung und Widerspruch würden bei dieser seiner Stimmung das Uebel gleichmäßig ärger gemacht haben. Endlich kam Sophie und meldete, daß die Leute mit

dem Wagen bereits in der Breitengasse, und da zwischen dieser und diesem Hause keine Bierkneipe gelegen, offenbar in zehn Minuten eintreffen müßten.

Das war Balsam für unsern Freund. Er ergriff ein Messer, Meisel und Hammer zu gleicher Zeit und trat erwartungsvoll in die Hausthür. Der Wagen rumpelte gemüthlich heran, die Männer faßten die Kiste, und der Freund trat freundlich zu ihnen und sprach: „Nur behutsam, sachte — so, rechts gewendet, gut!" — Die Kiste stand in der Hausflur zu seinen Füßen, die Frau zahlte Fuhrlohn und Trinkgeld, und der Freund zerschnitt die Stricke und stemmte den Meisel unter den Deckel, der sich alsbald hob. Mir übergab er die Liste der in dem Kasten enthaltenen Gegenstände, die, sorgfältig in Papier gewickelt, aus dem Strohlager genommen wurden, in welchem sie die weite Reise aus London gemacht hatten. Die Gegenstände waren wohl erhalten, entsprachen auch zum großen Theil der Erwartung ihres Empfängers. Auf einmal verfinsterte sich sein Blick; er sprang auf und trat mit einem Messer an's Tageslicht, dasselbe von allen Seiten prüfend. „Nein!" rief er aus, „Das ist doch zu dumm, dieses schlechte Exemplar mir zu übersenden, und zu diesem Preise, nachdem ich ausdrücklich bemerkt, daß ich nur unter der einzigen Bedingung das Ding kaufen würde, wenn es genau der

Abbildung bei Forster entspräche. So kann man sich also auf die Herren verlassen, die doch so viel Geld von mir verdienen. Nein," fuhr er nach kurzer Pause fort, „dieses miserable Ding behalte ich nicht, das lege ich niemals in meine Kästen." Indessen verscheuchte ein Blick auf die übrigen, in der That ausgezeichneten Exemplare gar bald seinen Kummer; eines nach dem andern wurde aus den Papieren gewickelt, in die neuen Kästen eingepaßt, vorläufig mit der Nummer versehen und dann im Triumph in die Zimmer getragen, wo sie ihren fernern Aufenthalt zu nehmen hatten. Wir stellten nun hier die Sachen zurecht, um sie zu beschreiben und in die Verzeichnisse einzutragen, als die Magd herauf kam und noch ein Paket überreichte, das sich ganz unten im Stroh gefunden. Ich denke, mein Freund wird vor Entzücken toll, als aus der dreifachen Papierhülle ein wunderschöner brasilianischer Federkragen herausglänzt, womit ihm sein Correspondent eine Ueberraschung bereitet hatte.

Freilich könnte ich auch noch ganz andere Scenen mittheilen; wenn z. B. in einer neueröffneten Kiste an der Stelle des im Verzeichniß genannten wohlerhaltenen, reichverzierten Gefäßes aus Peru ein Haufen gestaltloser, zerriebener Trümmer sich findet, oder eine schöne chinesische Elfenbeinarbeit zersprungen sich zeigt. Dann treten anstatt der Freudenblicke bittere

Klagen über leichtsinnige Verpackung und Ungeschick, und bittere Bemerkungen über die geringe Achtung, welche die Douaniers für fremdes Eigenthum haben. Welche Fülle von Klagen erpressen nicht säumige Correspondenten, übertriebene Rechnungen der Emballeurs, Frachtfuhrleute und Spediteure, ungenügende Berichte über angebotene Gegenstände, hartnäckiges Schweigen auf dringende Anfragen, endlich aber auch Motten und Speckkäfer, Holzwürmer und Rostfraß unserem armen Freund? Seine ärgsten Feinde aber sind Besucher, die Alles mit ihren Händen angreifen, die an der Aechtheit erwiesener Dinge zweifeln, die Bronze mit Eisen oder Stein verwechseln, oder ihn fragen, ob Loanda in America oder Asien liege. Da Sie indessen unseren Freund persönlich kennen, werden Ihnen diese flüchtigen Züge zu seinem Portrait genügen.

---

## Zwölfter Brief.

Sie sahen also, daß auch die glücklichsten der Menschen, die gelehrten Sammler oder sammelnden Gelehrten, ihre trüben Stunden haben, wo sie sich in bitteren Klagen ergehen. Nächst ihnen haben den meisten Anspruch auf das Glück die Particuliers mit

einem gesicherten reichlichen Einkommen. Unser Freund Z. mit seinen 3000 Thlrn. jährlicher Rente ist wohl glücklich zu nennen, da er sich keine unnütze Noth selbst schafft. Unser Freund F. könnte es seyn, wenn er nicht seine Zeit Dingen widmete, die er nicht versteht, oder wenn er practischer wäre. Er gehört trotz seinen Kenntnissen in der Mechanik zu den Leuten, die, wenn der Stiefel zu eng ist, den Versuch nicht blos machen, sondern auch wiederholen, mit der Ferse zuerst in den Stiefel zu fahren, welche den Verlust eines guten Bleistiftes beklagen, den sie doch offenbar hinter ihr rechtes Ohr gesteckt haben. Zu dieser Classe wird dereinst unfehlbar der Knabe gehören, den ich vorigen Sommer im Prießnitzthale bei Dresden antraf. Er stand lautweinend am Ufer, in der rechten Hand einen Stiefel haltend und jammernd, daß ihm der andere in's Wasser gefallen und von demselben entführt worden sey. Theilnehmend standen, ebenfalls laut beklagend, neben dem armen Jungen mehrere Personen. Endlich sehe ich, daß der Kleine ja außer dem Stiefel, den er in der Hand hielt, einen andern am linken Fuße sitzen hatte. Trotzdem dauerte es lange, ehe wir den Jungen beruhigen und genügend überzeugen konnten, daß er wirklich in ungestörtem Besitze seiner beiden Stiefel sich befinde.

Oben erwähnten Herrn F. aber können wir wohl den Fürsten der Klagen nennen; denn obschon er das angenehmste Leben führen könnte, fängt er doch Alles so wunderbar verkehrt an, daß er stets gegründete Ursache zu Klagen hat. Sein Vermögen verstattet ihm, entweder ein kleines Haus für sich zu bewohnen oder sich in den angenehmsten Lagen der Stadt oder Vorstadt eine bequeme Wohnung zu miethen, da er, als unverheiratheter Mann, nur von seinem eigenen Willen abhängt. Statt dessen kauft er sich ein colossales Haus, bezieht darin das unansehnlichste Stübchen und vermiethet das Uebrige an Familien. Die Folge dieser Unternehmung ist eine Reihe überaus lächerlicher Scenen, die Jahr aus Jahr ein in jenem Hause aufgeführt werden.

Sie treten bei ihm ein. F. sitzt auf seinem alten Sopha und hat eine Schlosserrechnung vor sich. „Gut, daß Sie kommen," ruft er Sie an, „da sehen Sie einmal diese Rechnung an; ist das nicht entsetzlich! Vom ersten Januar bis Ende Juni 22 Thlr. 20 Ngr. 7 Pf. für Schlosserarbeit. Kann ich dabei bestehen? Ach, wenn ich nur das verdammte Haus los wäre! Sehen Sie nur die Rechnung durch. In der ersten Etage drei Schlösser verändert, an zwei neue Federn eingesetzt. Woher kommt das? Weil unter hundert Menschen nicht zehn es verstehen, wie

man eine Thür zumachen soll. Einige werfen sie in's Schloß, das ist die schlimmste Art, andere zerren die Thür bei dem Drücker an, die sind nicht viel besser, und nur wenige wenden den Drücker, indem sie die Thür anziehen. Merken Sie ferner auf, wie unbehutsam und gewaltsam die meisten Menschen einen Schlüssel ins Schloß stoßen, umdrehen oder herausreißen. In allen vier Etagen meines Hauses bin ich die einzige Person, die eine Thür schließt, wie es sich gehört. Da hören Sie, wie sie eben beim Consistorialrath die Thüren zuplauzen, hören Sie selbst! Jeder Schlag wird mit meinem Gelde bezahlt. Aber nicht allein die Thüren leiden davon, auch die Angeln und Bänder werden erschüttert, in den Gewänden locker gemacht, und was hundert Jahr zu halten bestimmt ist, dauert kaum zwanzig. Wie unverantwortlich nächstdem die meisten Menschen mit den Fenstern umgehen, davon könnt' ich Ihnen ganze Beispielsammlungen aufweisen."

„Ja," erwiederte ich, „das werden Sie kaum zu ändern im Stande seyn; bedenken Sie aber auch, wie wollte der Schlosser bestehen, wenn seine Arbeit ewig dauerte?"

„Das sagen Alle," sprach er heftig, „ich habe aber noch von keinem Menschen sagen gehört: der Hauswirth muß das Alles tragen, nehmt Euch doch

in Acht. Im Gegentheile, alle im Hause Anwesende, Herrschaft wie Diener, Mägde, Gouvernanten, Kinder, alle haben sich verschworen, die Dielen, Thüren, Fenster, Treppen, Oefen, Gossen, Dach, Fenstergewände, Geländer u. s. w. so schnell als möglich dem Verderben Preis zu geben.

Alt und Jung, Groß und Klein raset die Treppen hinauf und tritt auf, als wären sie aus Diamantenmasse und unangreifbar. Sie zerren an den Geländern, hängen sich wohl gar daran fest und rutschen darauf herab; sie müssen auf solche Art locker und wandelbar werden. Sage ich aber so Etwas einer der Damen, so nennen sie mich ungalant; sage ich es den Kindern, so bin ich ein Menschenfeind; die Dienerschaft aber lacht mich geradezu aus. Ach, ich könnte Ihnen ganze Semester der bittersten Klagen vortragen und ein ganzes System daraus bilden. Ach, wenn ich doch das Haus los wäre!"

Ich beklagte den Geplagten und reizte ihn dadurch noch mehr; „denn," sagte er, „trotz aller Noth findet man doch nur selten einen Menschen, der einem für derartige Klagen ein williges Ohr leiht. Die meisten Menschen, namentlich die zur Miethe wohnen, nennen das Pedanterei und begreifen die Sache gar nicht. Kein Mensch z. B. glaubt mir, wenn ich sage, daß der Staat nicht mindere Auf-

merksamkeit auf die Behandlung des Wassers in meinem Hause wenden solle, als er dem Feuer widmet. Es ist wahr, eine unvorsichtige Magd oder ein unerfahrenes Kind ist nicht im Stande, mit einer halben Kanne Wasser eine Stadt so zu zerstören, wie dieß schon oft durch eine verwahrlosete Kohle, ja durch einen in's Stroh gefallenen Funken der Fall gewesen ist. Allein eine sorglose Dienerschaft verursacht durch die lüderliche Handhabung der Wasserkannen, durch unnöthiges Scheuern und Waschen, durch Stehenlassen laufender Ständer, durch das Vergießen des Wassers auf Dielen und in Winkeln namenlosen Schaden. Die Feuchtigkeit zieht sich in die Räume zwischen den Dielen, greift die Balken an, Dielen und Balken faulen. Wie oft bin ich den Mägden nachgegangen, wenn sie Wasser trugen und auf jeder Treppenstufe einzelne Wassermassen ausschwepten, oder wenn die laufenden Kannen auf dem Vorsal standen. Nicht eine konnt' ich von der Schädlichkeit dieses Verfahrens überzeugen. Ist das aber nicht geradezu zum Tollwerden?"

„Und nun ferner," fuhr er fort, „wie gewissenlos ist nicht Herrschaft und Dienstbote in Handhabung der Hämmer und Beile. Da klopfen sie auf Coteletten, Zucker, Holz, als wollten sie einen Ochsen todtschlagen; ich höre sie in der dritten Etage häm-

mern hier unten im Parterre, und dieses Hämmern und Pochen beginnt früh fünf Uhr und endet erst Abends neun Uhr. Dadurch aber wird das Haus bis in die unterste Grundfeste, sowie bis in die Hahnebänke erschüttert. Es bilden sich kleine Risse in der Kalkbekleidung, in welche das Wasser einzieht und in dem Gemäuer sich festsetzt. Nun denken Sie Sich ein derartiges Verfahren zehn, zwanzig Jahr fortgesetzt, welch ein unabsehbarer Schaden dem Besitzer des Hauses erwächst, d. h. derjenigen unglücklichen Person, zu welcher alle Welt gelaufen kommt, wenn ein Fenster stockt und eine Thür nicht schließt, der die Handwerker zur Reparatur bestellen und zuletzt bezahlen muß, ja bezahlen muß!"

Hier nahm das Gesicht unseres F. einen unbeschreiblich wehmüthigen Ausdruck an und er fuhr milder gestimmt fort: „Ich versprach mir, als ich mein Geld in diesem Grundstück unterbrachte, ein heiteres Leben und sieben Procent Zinsen; ein heiteres Leben hoffte ich im Kreise von drei gebildeten Familien hochgestellter Männer; ich liebe die Kinder, ich freue mich ihrer harmlosen Spiele; statt dessen muß ich mich mit der schnöden Dienerschaft herumzanken und die Kinder reiten auf allen Geländern und Barrieren, springen mir in die Beete, die ich mühsam hergestellt, und reißen das halbreife Obst mir von den Bäumen.

Und wenn ich etwas sage, ziehen mir ihre gnädigen Mütter schiefe Gesichter. Und die sieben Procent? Wenn ich die Abgaben, die Ausgaben für Reparaturen und dergleichen abrechne, was bleibt mir? — kaum vier und ein halb Procent. Der Teufel mag da ein Hausbesitzer seyn. Ach, wär' ich das Haus wieder los!"

So jammert der Treffliche, wenn ich zu ihm komme oder ein anderer seiner Freunde. Die Folge dieser Klagen ist, daß die Freunde immer seltener bei ihm erscheinen und daß er ziemlich einsam dasteht, ja daß die Familien seines Hauses sich von ihm und er sich von ihnen zurückgezogen hat, um nicht immer die gegenseitigen Klagen sich erneuen zu lassen.

Tröste ich ihn nun über seine Einsamkeit damit, daß sie ihm ja Zeit zu den langersehnten Studien über classische Philologie gewähre, dann flammt sein Gesicht in zorniger Röthe auf. — „Diese Studien eben sind es ja, in denen ich ewig durch die abscheuliche Wirthschaftssorge unterbrochen werde. Ja, wie soll ich arbeiten, wenn aller zehn Minuten Jemand kommt, der Etwas von mir verlangt?"

„Sie müssen heirathen!" erwiderte ich; „die Frauen sind geborne Wirthschafterinnen — nehmen Sie Sich eine Ihren Jahren angemessene Wittwe oder —"

„Lieber gar eine alte Jungfrau," fuhr er los. —

Wenn ich ein Mädchen heirathe, muß es eine schöne, junge, eine reizende Person seyn —"

„Damit Sie," fiel ich ihm ein, „zu Ihren jetzigen Sorgen auch noch die haben, die unerfahrene Schönheit vor den Anfechtungen und Nachstellungen der Leidenschaft derer zu schirmen, die in den drei Familien und bei Ihnen aus- und eingehen. Leben Sie wohl, lieber Freund, Sie sind incurabel. Verkaufen Sie Ihr Haus!"

„Ja, ja das will ich," sagte er, „fort damit, morgen laß ich's in das Tageblatt setzen. Wär' ich nur erst das unselige Haus los!"

Obige Scene spielte vor drei Jahren, und die Noth mit dem Vermiethen, mit Wasser, Werfen, Pochen und allem Uebrigen dauert noch heute fort.

---

## Dreizehnter Brief.

Es ist eine sehr richtige Bemerkung, die Sie, meine verehrte Freundin, machen, daß der größte Theil der von mir erwähnten, mehr oder weniger näher betrachteten Leute zur Classe der sogenannten närrischen Käuze gehören. Aber nehmen wir die eigentlichen Philister aus, so sind die meisten Men-

schen närrische Käuze; es hat jeder seine Privatnarrheit, man muß nur, wie bemerkt, Blick und Sinn für Aufsuchung derselben haben. Die wenigsten Exemplare bietet die haute volée, die meisten der sogenannte Mittelstand dar.

Komme ich noch dazu, meine Naturgeschichte des civilisirten Menschen zu schreiben, zu welcher ich seit Jahren sammele, so werden Sie darinnen eine namhafte Anzahl der wunderlichsten Figuren antreffen. Unter den Wilden finden Sie gar keine närrischen Käuze; unter den gewöhnlichen Landleuten, Soldaten, Dienstboten sind sie höchst selten; sie können sich dort nicht genug ausbilden. Die haute volée duldet keine unter sich, daher Monarchen, wie Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große, Peter der Große, Karl von Würtemberg auch wenig mit der haute volée verkehrten. Der Mittelstand ist diejenige Schicht der Gesellschaft, wo sie am üppigsten gedeihen. Es ist wahr, die närrischen Käuze, sie können manchmal recht unbequem werden, aber langweilig werden sie nur auf die lange Dauer.

Für uns, die wir uns den Klagen gewidmet haben, gehört nun besonders diese Classe zu dem Interessantesten, was es giebt; denn sie schüttet immer reichlich für uns.

Betrachten wir unsern Nachbar, den ehemaligen

Herrn Apotheker. Der Herr Apotheker ist gegenwärtig ein kleiner, dicker Herr mit glattem, rundem, rothem Gesicht und spärlichem Silberhaar. Jetzt hat er zwei Dinge, die ihn lebhaft beschäftigen: die längst aus der Mode gekommene Nelkenliebhaberei und die Herstellung eines unfehlbaren Wanzenmittels. An letzterem arbeitet er unablässig, und unermüdlich sind seine Versuche, die er zu diesem Zwecke wiederholt. Lassen Sie ein Wort fallen, daß jene unbequemen Thierchen in Ihrer Wohnung sich eingefunden, so erhalten Sie eine Stunde darauf, nachdem er sich Ihrem Wohlwollen empfohlen hat, eine kleine Schachtel, ein Paketchen und eine Flasche, auf welcher ein Todtenkopf, drei Kreuze und in rother Schrift die Worte: „Wanzentod, Gift, Gift, Gift," stehen. Zu jedem der drei Mittel erhalten Sie eine besondere Gebrauchsanweisung und die genausten Vorschriften über Alles, was Sie dabei zu beobachten haben, nebst dem Schema zu einem Bericht über das, was Sie bei Anwendung der Mittel über das Betragen der verfolgten Thiere bemerkt haben. Eine Stunde später erscheint der Apotheker selbst und instruirt Sie mündlich über den Gebrauch seiner Mittel. Fortan haben Sie täglich wenigstens einmal die Ehre seines Besuches und in vierzehn Tagen wissen Sie nicht, ob Sie Sich mehr über die Wanzen oder über deren Feind und Ver-

folger ärgern, denn er wird gar leicht heftig, ja anzüglich, wenn er merkt, daß Sie die Sache auf die leichte Achsel nehmen, oder Sich wohl gar spöttischer Bemerkungen verdächtig, wo nicht gar schuldig machen. Endlich aber klagen Sie über die unerträgliche Weitläufigkeit des Mannes und er über Ihren Unverstand. Das ist das Ende.

Ein anderer närrischer Kauz, ein Herr von Polazki, ist Ihnen wohl ebenfalls bekannt. Er bereiset alle europäischen Höfe und klagt Allen, die mit ihm in Berührung kommen, daß die Welt seinen Vorschlägen gar nicht Gehör geben wolle. Seine Vorschläge betreffen nicht mehr und nicht weniger, als der Welt ein Mittel zu verschaffen, anstatt des theuern Holzes und der stinkenden Steinkohlen oder Torfziegel die Zimmer mit Luft zu heizen. Er ist sehr nahe daran, Statuen aus einem Stoff zu erfinden, der, in Bewegung gesetzt, außerordentlich viel Wärme entwickelt. Es fehlen ihm nur noch 52000 Ducaten, um seine Versuche in's Große zu treiben. Seine Subscriptionsliste enthält erlauchte und berühmte Namen, denen Sie willig den Ihrigen beifügen, da Sie vermittels eines Ducaten diese Ehre haben können. Sie erhalten durch diesen selben Ducaten noch den Anspruch auf eine dergleichen neue Wärme-Entwickelungs-Maschine, die übrigens Ihrem Zimmer noch zur besonderen Zierde

gereichen wird. Denn Herr von Polazki wird seiner Maschine die Gestalt von Statuen berühmter Männer und Frauen geben, oder auch, je nach dem speciellen Wunsche der verehrten Interessenten, geradezu berühmte, antike Statuen, die mediceische Venus, den borghesischen Fechter, den Apoll vom Belvedere, die Venus von Neapel als Oefen hinstellen. Sie werden dann, um Ihr Zimmer mit behaglicher Wärme zu füllen, nichts weiter nöthig haben, als eine kleine Feder am Fußgestell der Statue zu drücken, worauf sich dieselbe in Positur setzt und ihre Bewegungen beginnt. Es wird sich interessant ausnehmen, wenn die gebeugte Gestalt Friedrich's II. oder der kräftige Karl XII. sich in Positur stellt, die Beine spreizt und beginnt die Hände zu reiben, worauf er dann seinen Mund öffnet, aus welchem ein glühender Luftstrahl üppig ausströmen wird. Sie stehen mit dem Thermometer dabei und können dann durch einen einzigen Federdruck die Arbeit der Statue nach Belieben abbrechen. Es wird einen reizenden Anblick gewähren, wenn in dem Salon eines Gelehrten etwa die mediceische Venus oder der Apollino in diese Beschäftigung versetzt werden; oder wenn sich etwa im Hause eines höheren Kirchenbeamten die Statue St. Peters oder eines früheren Generalsuperintendenten von ihrem Sessel erhebt und pflichtgetreu arbeitet,

bis der verlangte Wärmegrad erreicht ist. Auf gräflichen Schlössern könnte man ja die Statuen berühmter Ahnen zu solchem Werke verwenden. Alle diese Vorschläge trägt Ihnen Herr von Polazki mit Enthusiasmus vor, worauf er dann in bittere Klagen über die Theilnahmlosigkeit der Zeitgenossen sich ergießt. Er stellt Ihnen vor, wie er sein halbes Leben, sein ganzes Vermögen auf die Verwirklichung dieser schönen Idee verwendet, und wie er im Ganzen doch nur hier groben Spott, dort mitleidiges Achselzucken, ja von mehrern Journalisten bittern Hohn geärntet habe. Er schildert Ihnen mit lebhaften Farben die Machinationen des Neides, namentlich aller Mechaniker und Chemisten, die groben Hindernisse, welche ihm die Steinkohlengrubenbesitzer und die Holzhofbeamten und Holzhändler in den Weg gelegt, und verläßt Sie, nachdem Sie Ihren Ducaten überreicht und Ihren geehrten Namen in seine Liste eingetragen haben. Zehn Tage lang hören Sie von allen Ihren Bekannten die fatale Frage: „Haben Sie auch unterzeichnet, kostet diese Ehre, neben dem erhabenen Namen von Louis Philipp zu glänzen, auch Ihnen einen Ducaten?" Zehn Tage lang ärgern Sie Sich über den Verlust des Ducatens, was auf den Tag ohngefähr zehn Neugroschen macht, und vergessen endlich, wie Alles in der Welt, so auch Verlust und Klage.

Wer aber, wertheste Freundin, hätte nicht Ursach zu fortgesetzten Klagen über Verluste an Ducaten, an Zeit, an Müh und Arbeit, nennen Sie mir eine Person?

Fangen wir mit der Kindheit an, so ist das Erste, was uns auffällt, die verkehrte Methode des Unterrichts in der classischen Bildung. Die armen Jungen, das weibliche Geschlecht ist darin glücklicher, müssen eine Sprache lernen, die kein Mensch mehr spricht, und deren wahrhaft werthvolle Denkmale in alle europäische Sprachen übersetzt, ja in deren Literaturen übergegangen sind. Wozu müssen sich also die armen Jungen mit Latein und Griechisch plagen und Dinge lernen, die ihnen ein anderer Lehrer sofort verdächtig macht. Von 8 — 9 Uhr hatten wir auf unserem Gymnasium christliche Religion, und die Grundsätze der milden Christuslehre trug uns ein würdiger, braver Geistlicher vor. Um 9 Uhr lasen wir dann im Homer, wie Jupiter sich mit seiner eifersüchtigen Gemahlin zankte, wie die hohen Götter sich auf die gemeinste Art hintergingen und wie Achill sich der wildesten Wuth gegen seine Feinde hingab. Folgten wir dann in der Freiviertelstunde diesem berühmten und bewunderten Beispiele, und geriethen die modernen Trojaner und Achäer einander dergestalt in die Haare, daß der Schulstaub in dicken Wolken emporwirbelte und die

Tintefässer, umgestürzt, ihr schwarzes Blut vergossen, so konnten wir sicher auf eine Strafpredigt unseres Rectors rechnen. Und wir hatten doch nichts Anderes gethan, als den Homer plastisch illustrirt. Ja, als einmal, allerdings erst Nachmittags vier Uhr, mein Freund, der moderne Achill, mit seinen Schaaren auf die Trojaner, welche das Katheder des Rectors als Akropolis angewendet hatten, einstürmte und die Schlacht im wildesten Getümmel laut erbrausete, öffnete der Rector, durch den Mordlärm, der bis auf die Straße gedrungen war, in seinem Heimwege gestört, behutsam die Thüre des Auditoriums. Die Achäer, die dem Katheder zugewendet waren, konnten den guten Rector freilich nicht sehen, wohl aber bemerkte endlich Hector den Würdigen; aber, obschon er sah, wie der Rector redete, so konnte doch Niemand ein Wort vernehmen, das den Zaun seiner Zähne übersprang. Es dauerte lange, ehe die bedrängten Trojaner den stürmenden Achäern die Mittheilung machen und dem Donnerwort: „der Herr Rector!" deutliche Geltung verschaffen konnten. Daß der Rector die beiden Helden nicht als Königliche Hoheiten behandelte, sondern mit Flegel und Bengel titulirte, können Sie Sich leicht denken. Dennoch hatten die Führer, wie die Schaaren im Grunde gar nichts verbrochen und nur den Beweis geliefert, daß sie den Homer, dessen Studium ihnen

so dringend auf die Seele gebunden worden, wirklich mit Nutzen gelesen hatten. Während in Tertia und Secunda diese homerischen Gedichte in solcher Weise plastisch dargestellt wurden, führten die Quintaner die interessantesten Scenen aus den Büchern der Maccabäer auf, ärnteten aber auch keinen größern Dank als die obern Classen. Ja, als die Primaner es versuchten, die Gegenwart darzustellen und, als künftige Staatsbürger, ihren Sinn für die großen Erscheinungen der Gegenwart zu beurkunden, d. h. als sich Prima in zwei Parteien schied, an deren Spitze ein stämmiger Napoleon I. und ein baumlanger Alexander I. getreten war, bestand ihr Lohn auch nur in ehrenrührigen Reden und für die Copien der Majestäten gar in Carcer. Da die militairische Richtung bei dem Lehrercollegium so gar wenig Anklang fand, so versuchten einige Schüler die gelesensten neuen Romane, unter andern auch die, welche ihnen zur Bildung im Styl, wie die von Göthe, empfohlen waren, practisch zu erläutern. Sie bemühten sich deshalb, mit den erwachsenen Schülerinnen der benachbarten Institute nähere Bekanntschaften anzuknüpfen, was auch den meisten gelang; aber die Armen erhielten zur Belohnung von ihren anders denkenden Vätern Ohrfeigen und von ihren gefühllosen Mitschülern spitze, höhnische Reden, welche wie heißes Wachs ihr zartes

Gemüth verletzten. Ich hätte viel zu thun, wollte ich alle die Klagen protocolliren, welche die armen Schüler von sich gaben, wenn ihr ernstes Streben so gar keine Anerkennung fand, und überlasse es Ihnen, Sich das Weitere auszumalen.

---

## Vierzehnter Brief.

Ich muß Ihnen gestehen, verehrte Freundin, daß ich allerdings die Absicht hatte, mit dem vorigen Briefe meine Klagen abzuschließen, und der Ansicht war, daß wir uns nun wohl zur Genüge das Herz erleichtert hätten. Indessen, wie kann ich Ihrem Befehle widerstehen.

Allein, ob ich mich gerade auf das Thema so genau einlassen kann, welches Sie mir vorschreiben — das weiß ich in der That noch nicht. Die Klagen des Beamten über den Staat, dem er seinen Dienst gewidmet, sind zu trivial; es steht ihm ja frei, diesen Dienst aufzugeben und etwas Anderes, Lohnenderes, mehr Anerkennung Findendes zu ergreifen. Wozu also klagen? Dem Soldaten steht die ganze Welt offen, ein tapferer Arm findet überall willkommene Aufnahme. Der Soldat soll überhaupt

niemals klagen, weil die Klage den Muth stumpf macht, dessen er doch so sehr bedarf. Das Wort Klage muß er aus seinem Wörterbuche durchaus streichen. Indessen, trotzdem ertappt sich wohl der Tapferste auf Klagen über schlechtes Wetter, schlechten Weg, Aussicht auf Avancement, Uebergehung, Zurücksetzung. Indessen, er besinnt sich und trägt Sorge, sich wenigstens nichts merken zu lassen. Zu beklagen aber ist er, wenn er die schauderhafte Entdeckung macht, daß die Sache, der er Ehre, Blut und Kraft gewidmet, ungerecht ist, die Umstände aber ihm nicht gestatten, sich davon loszusagen.

Dagegen ist der Arzt eine der beklagenswerthesten Personen. Folgen Sie mir einmal zu unserem wackern Dr. N. Der Doctor wird unfehlbar aus dem Bette fahren, wenn eine arme Bettelfrau Nachts ein Uhr an seiner Klingel schellt. Eiligst wird er ihrem Rufe folgen, im Finstern fünf Treppen hinauf tappen, an ihr Schmerzenslager treten, ihr Trost, Medicin und was sie bedarf gewähren, obschon er weiß, daß er keinen Pfennig dafür erhält, ja daß eine glückliche Cur ihm nur noch mehr arme Leute auf den Hals zieht, eine unglückliche aber ihn dem Gerede der halben Stadt Preis giebt. Denn es ist ganz in der Ordnung, daß kein Mensch von einer gelungenen Krankenheilung spricht. Die Cur mußte

gelingen, denn die Frau hat ja eine wahre Pferde-
natur, auch ist die Jahreszeit günstig u. s. w. Miß-
lingt die Cur trotz seiner emsigsten Sorgfalt, trotz
aller Anstrengung und Nachtwachen, trotzdem daß, wie
immer, die Leute erst zu ihm kommen, nachdem die
günstigsten Umstände vorüber und alle Hoffnung vor-
bei, so hat er die Titel der Ignoranz, des Leicht-
sinnes, der Sorglosigkeit sicher zu erwarten, und kein
Mensch hat die alte, quacksalbernde Frau ans Kranken-
bette wollen schleichen sehen, welche verkehrte und
abergläubige Mittel herzugeschmuggelt hat, die mit
größter Sorgfalt vor dem Doctor geheim gehalten
werden.

Glauben Sie aber ja nicht, daß diese Scene
nur bei armen Leuten stattfindet. Die armen Leute
sind in der Regel immer noch diejenigen, welche die
Vorschriften des Arztes am gewissenhaftesten beobach-
ten. Die schlimmsten Patienten sind die vornehmen
Damen. Frau Gräfin haben Sich über die Unge-
schicktheit Ihres Kammermädchens geärgert, und an
den neuerfundenen Bonbons von Romani den Magen
verdorben. Doctor A. wird gerufen. „Gut, lieber
Doctor,“ ruft sie ihm aus ihrem Bett entgegen, „gut,
daß Sie kommen, ich liege im Sterben!“ Das ist
nun eine offenbare Lüge, denn die Gnädige sitzt auf-
recht im Bette. Die Gräfin reicht ihm ihre Hand.

„Der Puls geht gut. Es ist kein Fieber vorhanden.“ „Was,“ ruft sie, „Doctor, wo denken Sie hin, ich kein Fieber? Fühlen Sie nur, sehen Sie meine flammenden Augen, ich bitte, arges, tolles Fieber; ich habe die ganze Nacht in wilden Träumen zugebracht!“ Das ist nun allerdings möglich, denn neben dem Bette der Kranken liegen drei Bände des Juif errant, welche, Abends gelesen, dem phlegmatischesten Mann wohl unheimliche Seelenstimmungen zu bereiten im Stande sind. Dieses Räthsel ist also dem Doctor gelöset; eine dabei stehende zerbrochene Tasse und eine Bonbonnière, in welcher nichts mehr als drei Bonbons noch vorhanden, geben ihm volle Aufklärung über den Zustand seiner Patientin. „Meine gnädige Gräfin,“ sagt er ernsthaft, „Sie haben in der That und in diesem Augenblicke allerdings noch kein Fieber, allein — Sie haben die allerschönste Disposition dazu. Ich sehe mich glücklicher Weise noch im Stande, dem Uebel vorzubeugen; ich werde Ihnen ein Brechmittel geben.“ — „Doctor,“ ruft sie, „sind Sie toll, mir ein Brechmittel? Nein, Doctorchen, Sie spaßen!“ — „Nicht im Geringsten,“ versichert der Doctor mit ernster Amtsmiene, „ich werde das Recept schreiben.“ Und somit wendet sich der Unerbittliche zu dem Schreibtische der Gnädigen, schreibt ein Recept, klingelt dem Diener und befiehlt ihm, dasselbe sofort in die Apotheke zu tragen. Die

Gräfin ist mittlerweile in die Kissen zurückgesunken und starrt mit erloschenem Blicke in die Höhe. „Doctor!“ ruft sie endlich mit leiser Stimme, „muß es denn wirklich seyn?“ — „Ja wohl,“ antwortet er, „wenn Sie nicht etwa Lust haben, anstatt in die Apotheke zum Tischler zu schicken. Sie wissen, ich lasse es nicht gern zum Aeußersten kommen; ich beuge vor, wo ich kann. Sie werden, nachdem Sie das kleine, unbequeme Mittel angewendet, wie erfrischt und neugeboren seyn. Im Gegentheile wird heut Abend Punkt sechs Uhr das Fieber mit großer Heftigkeit sich einstellen, Ihre Pulse werden stürmen, die gräßlichsten Scenen aus diesem Buche, dessen Lectüre Sie ohnehin erst nach erfolgter Genesung fortsetzen dürfen, werden mit teuflischer Wahrheit vor Ihre Seele treten, die Geister Ihrer verstorbenen Verwandten“ — „Halten Sie ein,“ ruft sie händeringend, „halten Sie ein, ich will Alles thun, was Sie befehlen! Ach! ich unglückliche Frau, und wie Sie mich martern, Sie herzloser Barbar. Schrecklicher Gedanke, ein Vomitiv!“ Der Doctor aber versichert, er werde Punkt fünf Uhr wieder bei ihr seyn und sich von der Wirkung des Brechmittels überzeugen und ihr dann eine angemessene Diät verordnen, dabei aber ganz ihren Geschmack zu Rathe ziehen. Er geht; ihr Muth ist gebrochen. „Mathilde!“ ruft sie ihrem Kammermädchen, „Mathilde, wie ist mein Aussehen?“

Mathilde antwortet zagend: „Ach, meine gnädige Gräfin, Ihr Aussehen ist sehr leidend." — „Siehst Du," antwortet die Gräfin, „und das ist Dein Werk; hättest Du nicht meine Lieblingstasse so tölpelhaft auf den Tisch gesetzt, so wäre sie annoch ganz. Ach! Ihr Dienstleute, wie seid Ihr doch so gewissenlos; Geld, Laune, Gesundheit, ja Leben, Wohl und Wehe Eurer Herrschaft ist Euch so ganz gleich." So spricht sie und Mathilde steht mit niedergeschlagenen Augen dabei; denn sie darf ja die Wahrheit nicht geltend machen, der zufolge die Gräfin, durch eine überaus ungeschickte Bewegung, die Tasse selbst vom Tische geworfen und zerbrochen.

Mittlerweile hat sich Frau von Tratsch melden lassen und wird angenommen. Die Gräfin ergeht sich in Klagen über ihre gesammte Dienerschaft, ihren Gemahl, die Lehrer ihrer Kinder, und endlich ihren Arzt, ihre Beamten, die Wohnung, das Wetter, ihre Gesundheit, und die Freundin stimmt ein und zeigt sich überaus theilnehmend, erzählt auch einige Capitel aus der Chronique scandaleuse der Stadt. Die Gräfin wird munter. Jetzt tritt der Kammerdiener ein und setzt die Medicin auf den Tisch. Frau von Tratsch hält die Flasche wider das Licht und bricht dann in ein unmäßiges Gelächter aus. „Nein, so was lebt doch nicht," schreit sie, „Ihnen solch gemeine Medicin, ein Wiener Tränkchen! Das fehlte noch, daß Sie

diese Mixtur über Ihre Lippen brächten. Gott bewahre, stellen Sie das Fläschchen ganz ruhig bei Seite; solch ein altväterisches Mittel, wie man sie nur noch auf dem Lande den dummen Bauerweibern und Schulkindern giebt. Schicken Sie nur Ihren Jacques zu mir, er soll das digestive powder holen, das thut Wunder, bringt den Magen in Ordnung und erspart Ihnen das abscheuliche Heben und Würgen. Nein, was so ein Doctor nur denkt; er hat keine Ahnung, wie dieses Brechen auf eine Dame von feinen Nerven wirkt, die an solche Pferdekuren nicht von Jugend auf gewöhnt ist." Der Diener muß das Pulver holen; zwar protestirt die Gnädige, aber die Freundin beschwichtigt ihre Furcht vor dem Doctor mit gewandter Zunge. Das Vomitiv wird bei Seite gesetzt, das Pulver genommen, und als endlich der Doctor kommt, dieser auf das Unverantwortlichste belogen.

Nun aber frage ich Sie: hat er nicht das gegründetste Recht, zu klagen? Doch ich ermüde Sie, darum Punktum.

---

## Funfzehnter Brief.

Ihre Antwort auf meinen letzten Brief ist die Probe auf mein Exempel und mir ein werthvolles

Zeugniß, daß mein Portrait wirklich getroffen. Sie sind mir deßhalb nicht böse, denn ich brauche ja nur die Sache und nicht die Person. Glauben Sie mir, Gräfinnen wie jene giebt es zu Hunderten in der Welt. Die moderne Erziehung producirt sie, wie die Ananas, auch in unserem Clima, obschon sie eigentlich nur im alten Rom und in Rußland heimisch sind. Die Personen, die in Ueppigkeit waten, sind doch sehr unglücklich; sie sind nie befriedigt, denn sie sind im Stande, jeden Wunsch äußerlicher Art sofort zu erfüllen. Da nun nicht die Erfüllung des Wunsches, sondern das Streben darnach und das Bewußtsein des Fortschrittes den Menschen beglückt, so sind jene Leute genöthigt, sich immer neue Wünsche zu ersinnen. Sie verfallen daher auf die unsinnigsten Dinge, wie denn jene ungarische Magnatenfrau sich in Menschenblut badete und jene russische Fürstin ihre Sclavinnen mit Nadeln stach, blos um etwas Anderes zu haben. Ist nun endlich das Andere erreicht, und zwar ohne Mühe, so klagen und jammern sie, daß es so wenig Anderes giebt.

Den Menschen macht nur der Besitz Dessen glücklich, das er mit schwerer Mühe erringt, und diejenigen Menschen, welche eine Frau, reine Kenntniß, ein Besitzthum recht allgemach erringen, das sind die wahrhaft glücklichen Menschen. Ein Mädchen also, welche den

Mann ihres Herzens wahrhaft beglücken will, muß ihm die größtmöglichen Schwierigkeiten entgegensetzen, sie muß es ihm recht sauer machen, ihr Herz und vollends ihre Hand zu erwerben, und sie wird einen glücklichen Menschen machen.

In der Regel übernimmt das Geschick oder der Vater, Vormund, Oheim oder Nebenbuhler diese Parthie des Drama, das oftmals tragisch genug abläuft, und trotzdem, daß das Streben nach dem Besitze der Geliebten den Menschen außerordentlich beglückt, doch zu den bittersten Klagen Anlaß giebt. Denken Sie Sich zum Beispiel einen feurigen Liebhaber, der es endlich durch Defiliren, stundenlanges Wachestehen, Warten und Abpassen dahin gebracht hat, daß Feinliebchen ihm meldet: morgen Nachmittag fünf Uhr können Sie mich an der Kirchthür zu St. Michael sehen. Der Feurige wird durch diese zwei Zeilen in den Zustand eines angebrannten Feuerwerkes versetzt. Hundert Mal lieset er die Worte, die ihm so süß klingen wie Mozarts Compositionen. Morgen also: zwar hat er morgen um fünf Uhr bereits eine Einladung zum Thee beim Präsidenten angenommen, indessen ein Viertel auf Sechs kann er ja immer noch eintreten, und es ist diese Einladung sogar deshalb überaus annehmlich, weil er dadurch willkommene Veranlassung hat, sich sehr sorgfältig anzukleiden, weil er der Geliebten durch seine Ein-

ladung zum Präsidenten zeigen kann, daß er Zutritt in die höheren Kreise der Stadt hat. Er hat Gelegenheit, in glänzendem Lichte vor seiner Sidonie zu erscheinen. Also morgen fünf Uhr. Er mustert seine Garderobe, er findet Alles im besten Stande, der Frack ist so gut wie noch gar nicht getragen. Vortrefflich. Er componirt eine schöne Rede, aus welcher allgemach ein Gedicht wird, das er auf goldrandiges Rosapapier zierlich aufschreibt und beim Scheiden der Geliebten überreichen will. Was wird sie sagen? Was er sagen will, weiß er, und er beschließt es, das Wagestück auszuführen, einen Kuß auf ihre Hand zu drücken. Aber, denkt er, sind nicht Deine Locken einer Reform bedürftig? Er tritt vor den Spiegel; na, es geht, mit Hülfe von Kamm, Pomade und Bürste läßt sich schon was Geschmackvolles herstellen. Endlich nimmt er eine Arbeit vor; Arbeit schmeckt aber in solchen Fällen nicht. Er setzt sich hin und will sich nur mit ihr beschäftigen; er wiederholt sich jeden Blick, jede Handbewegung, die er von ihr gesehen, jedes Wort, welches er von ihr vernommen, und ehe er sich es versieht, hat er einen saubern Briefbogen aufgelegt, dem er das Geheimniß seines Herzens in einem zärtlichen Briefe an seine Angebetete anvertraut. Der Bogen ist gefüllt. Er setzt sich an sein Pianofort und drückt seine abwechselnd stürmischen oder sanften Ge-

fühle durch Töne aus. Die Nacht übt endlich auch über ihn ihre Allgewalt, er wirft sich in sein Bett und wird nun nur von ihr träumen. Der Schlaf bemächtigt sich jedoch seiner vollständig, und als er am späten Morgen erwacht, sinnt er vergebens nach dem, was er geträumt, kann sich aber durchaus auf gar kein Traumbild besinnen. Er macht sich selbst die bittersten Vorwürfe und klagt sich der Kälte an. Sofort nimmt er sein Billet doux. Morgen um fünf Uhr, also heute. Da dringen aber eine ganze Legion Zweifel in seine Seele. Herr Gott, denkt er, wenn das Billet vorgestern geschrieben, erst gestern an mich gelangte! Leider hat Sidonie, wie alle Damen, kein Datum beigesetzt. Wenn sie Dich schon gestern erwartet hat. Das wäre doch toll! Er lieset mit Aufmerksamkeit: morgen. Nein, nein, spricht er endlich, morgen muß heute seyn. „An der Kirchthür von St. Michael." Die Kirche St. Michael ist eines jener colossalen gothischen Gebäude, das an der Westseite zwischen zwei spitzig zulaufenden Thürmen ein Portal im Spitzbogenstyl hat, über welchem eine überaus zierlich geschnitzte, mit buntem Glas verzierte Rose prangt. Außer diesem Portal befinden sich auf der Nordseite zwei Thüren, dann auf der Südseite eine größere Thür, nebst drei Pförtchen; eine andere kleine Thür führt in den hohen Chor auf der Südostseite. Die alte Kirche

hatte also Summa Summarum acht Eingänge — welchen davon hat nun Sidonie gemeint? Das Hauptportal? Ja, es scheint so, denn viele Leute nennen das die Kirchthür. Aber, da ist ja der ganze Michaelismarkt Zeuge meines Glückes. Nein, Sidonie kann unmöglich dieses Portal gemeint haben. Die meiste Wahrscheinlichkeit hat es für sich, daß die südliche, sogenannte Brautthüre ihm mit dem unbestimmten Ausdruck Kirchthür bezeichnet worden, wo die beiden ehrwürdigen Linden stehen. Das prächtige Mädchen, Brautthür konnte sie natürlich nicht schreiben, so weit sind wir noch nicht, wenn ich aber errathe, was sie gemeint hat, so wird sie mich dann nur um so inniger lieben. Das war also in Ordnung und er jubelt nun fröhlich im Zimmer herum. Da tritt sein wohlgenährter Freund, der Advocat ein, einer der Menschen, die, ohne Leidenschaften und harmlos, gemeiniglich mit dem Ausdruck: eine gute Haut, ein guter Kerl! bezeichnet werden. Unser Feuriger begrüßt ihn fröhlich, zieht sich vollends rasch, aber sauber an und bewegt ihn, mit ihm auf die Promenade zu gehen. Er führt ihn die Ferdinandstraße hinab, wo Sidonie wohnt; denn er muß doch ein wenig recognosciren; dann lenkt er mit ihm nach dem Michaelismarkt und betrachtet sich genau die alte Kirche, deren Architectur er seinem geduldigen Freunde erklärt. Ja, ja, denkt er bei sich, sie meint

die Brautthür, denn von der Ferdinandstraße kommend, muß sie dort vorbei. Das war also in Ordnung. Der Advocat geht nun zu Tisch, und der Feurige eilt, nachdem auch er im Hotel de France gespeiset, auf sein Zimmer und beginnt seine Toilette. Schlag vier Uhr steht er in schönstem Staat an der Stubenthür, nachdem er sich überzeugt, daß Alles in musterhafter Ordnung. Den Brief von gestern und das Gedicht auf goldberandetem Rosapapier steckt er sich in der Brusttasche zurecht. Möglichst langsam wandelt er, trotz des feinen Sprühregens, nach der Michaeliskirche. Schlag ein Viertel auf Fünf steht er an der verschlossenen Brautthüre. Das ist in der That doch zu zeitig. Er schickt sich an, wieder umzukehren und bei einem Freunde seines Vaters einen Besuch zu machen, und wendet sich nach der Ferdinandstraße. Sidoniens Fenster ist bereits leer, sie ist also schon ausgegangen. Vortrefflich! denkt er, und tritt bei dem Freunde ein. Dieser ist nicht zu Hause; er giebt seine Karte ab, und wie er aus der Hausthür tritt und es eben halb Fünf schlägt, kommt ihm Leutnant Groll entgegen. „Ei, schon in Parade, gewiß auch bei Präsidents? Gut, so können wir zusammen gehen!" „Das fehlte noch!" brummt unser Freund; er entschuldigt sich, daß er noch bei Baron Dürr einen Besuch abzuthun habe, und eilt munter davon. Er steuert auch nach dem

Palais des Baron und giebt auch hier seine Karte ab. „Dreiviertel! Nun rasch, mein Georg, auf Deinen Posten an der Brautthür.“ Der Regen hat nachgelassen, der Ostwind raschelt durch die Blätter der alten Linden, die Dohlen fliegen laut krächzend um die von der Abendsonne vergoldeten Thurmspitzen, kein Mensch ist auf dem Kirchhofe. Er lauscht, Minute um Minute schleicht hin; da, es hebt aus; ein Lilakleid mit schwarzem Seidenschal — sie ist's, sie kommt, sie wendet sich nach der Brautthür, sie ist's — „O Gott! Sidonie!“ flüstert er, sie blickt ihn freundlich an, sie legt die Hand auf's Herz — aber hinter ihr kommt der Briefträger getappt, der ihn eben so wohl, als Sidonien kennt, und grüßt ehrerbietig: „Schön guten Abend, Herr Referendarius!“ Was bleibt dem Armen übrig, als höflich zu danken und sein Gedicht nebst Brief wieder in die Tasche zu schieben; denn schon ist der Briefträger zwischen ihm und der Geliebten, die er nun ebenfalls grüßend vorübergeht. Sidonie blickt sich nochmals um und wirft ihm einen seelenvollen Blick zu; er aber darf ihr nicht folgen, denn eben tritt aus der Thür der gegenüber liegenden Oberpfarrei Madame Fischmann, welche ihrer hellen Augen und scharfen Zunge wegen allbekannt ist. Gewandt eilt er ihr entgegen und bemerkt, daß sie wenigstens Sidonien nicht gesehen habe. Er begleitet sie

noch ein wenig und kommt noch zu rechter Zeit zum Präsidenten, wo ein glänzender Kreis versammelt ist. Er ist heut Abend überaus still und mild, und unter den Ersten, welche die Gesellschaft verlassen. Er ist glücklich und träumt nur von ihr.

Sie wissen, daß vor drei Monaten Regierungsrath Georg ... und Sidonie ... als glückliches Brautpaar durch die Brautthür der Michaeliskirche ein- und eine halbe Stunde später als Ehepaar aus derselben wieder heraustraten. Ich würde einen Roman schreiben müssen, wollte ich die Unfälle, Klagen, Rendezvous, Intriguen, die Schwierigkeiten schildern, welche zwischen jener Begegnung und jenem Hochzeittage sich drängten. Wie oft klagte Georg über die Härte der Geliebten, wie oft klagte Sidonie über Georgs Blindheit, wie klagten Vater und Mutter über die Kinder und die Kinder über Vater und Mutter, Freunde und Geschwister! Indessen, es geht Alles vorüber, auch die Klagen der Verliebten, wie die der Verlobten und Verheiratheten.

---

## Sechszehnter Brief.

Meine Verehrteste, Sie wollen mir nicht glauben, daß die Menschen die Klagen so leicht vergessen? Es

ist aber ganz gewiß, daß die Fertigkeit, über das Unangenehme hinwegzukommen, sehr verbreitet sey unter den Menschen. Der Mensch klagt eigentlich nur über das bevorstehende Unglück, selten über das vorübergegangene. Erlauben Sie mir noch einige allgemeine, wenn auch nur flüchtige Bemerkungen.

Die Menschen sind nicht so schlimm und nicht so dumm, als man gemeiniglich glaubt, wenn man sich nur die Mühe giebt, sie näher kennen zu lernen. Ich habe auch wohl ein Recht auf Glaubwürdigkeit, da mir auf meinem langen Lebenswege Tausende von Exemplaren der verschiedenen Volksclassen begegnet und von mir mit großer Aufmerksamkeit betrachtet worden sind.

Man sagt immer: die Menschen sind schlecht, nur auf ihren eigenen Nutzen bedacht und dergleichen. Das darf man aber nicht leichtsinnig nur so hinreden. Im Ganzen genommen ist die Menschheit gut, so wie sie auch groß ist.

Bedenken Sie, welche Masse von guten und liebenswürdigen Eigenschaften in der Menschheit sich offenbart hat, gleich den Blüthen an einem schönen Baume. Welche ungeheuere Masse der zartesten Gefühle der Eltern- und Kindesliebe, der Freundschaft, der Gattenliebe ist nicht auf allen Theilen der weiten Erde und unter allen Völkern, so wie zu allen Zeiten erstanden.

Unter den Negern, wie unter den Eskimos, den Mexicanern, wie Aegyptern, unter den alten Griechen, wie unter den Germanen, den Hindu, wie den Römern hat es musterhafte Gatten und Gattinnen, Väter und Mütter gegeben, welche ihre Kinder mit aufopfernder Liebe gepflegt haben. Wie viele tausend, ja Millionen Beispiele von treuer Gattenliebe sind nicht vorhanden; ja wir können wohl sagen, wie selten ist ein Beispiel, daß Gatten im Unglück einander verlassen, und wie noch seltener, daß unverhofftes Glück den Gatten vermocht, seine Gattin, oder auch umgekehrt, zu vergessen.

Verlassen wir die engen Kreise des Privatlebens und wenden wir uns dem öffentlichen zu, so begegnen uns überall die herrlichsten und glänzendsten Beispiele von Vaterlandsliebe; von Tapferkeit, von Berufstreue. Jede Nation könnte für jedes ihrer Lebensjahrhunderte einen Plutarch oder Valerius Maximus haben. Nehmen wir unsere eigene Volksgeschichte vor, welche hochherrliche Thaten begegnen uns nicht in der Zeit der Kämpfe gegen die Angriffe der römischen Imperatoren? Welche erhabene Beispiele von Tapferkeit, Biederkeit, Heldenmuth brachten nicht die Zeiten der Karolinger, Sachsenkaiser, Hohenstaufen? Nehmen Sie dann die Zeit des deutschen Städtelebens, dann die Reformationszeit, Luther und seine Genossen; ja selbst die Zeiten der Fürstenkriege im 17. und 18. Jahrhunderte, sie

sind voll von Helden und großen Characteren jeder Art, jeden Standes. Erinnern wir uns an unsere Jugend, wo die eiserne Riesengestalt Napoleons über Europa emporragte. Wir könnten dicke Folianten mit den großen Thaten jeder Art anfüllen, welche von den Menschen jener Zeit verrichtet worden sind.

Aber es werden noch täglich im Stillen und ungesehen die herrlichsten und schönsten Handlungen von Menschen jeden Geschlechts, jeden Alters, jeden Standes geübt. Fassen wir nur z. B. die Tugend der Wohlthätigkeit ins Auge. Sie finden überall die rührendsten Beispiele; die Reisebeschreibungen berichten uns deren aus allen Zonen der Erde, und Sie Selbst können Sich stündlich Beispiele in unserer Zeit, unter unserem Volke, in unserer Stadt und zwar mit leichter Mühe zusammensuchen. Was geschieht nicht von Einzelnen für verarmte Freunde, verwaisete Kinder, hülflose Alte, verunglückte Arbeiter; welche Anzahl Gesellschaften sind nicht zu diesen wohlthätigen Bestrebungen zusammengetreten; ist doch fast für jede Art von Unglück ein besonderer Verein entstanden, und hat sich doch selbst das Wohlthun und die Hülfsleistung sogar auf die Thiere ausgedehnt. Ja, ich habe die Ueberzeugung, daß im Laufe der Jahrhunderte sich sogar Vereine zur Unterstützung veralteter, ehedem verdienter Maschinen

bilden werden, und ich sehe sogar die Embryonen dazu bereits in unsern Vereinen zur Erhaltung der vaterländischen Alterthümer.

Allein trotz der Wohlthätigkeit der Einzelnen und der zahlreichen wohlthätigen Vereine, trotzdem, daß die Menschen im Allgemeinen wirklich gut sind, begegnen uns doch täglich die bittersten und heftigsten Klagen über die Schlechtigkeit der Menschen, den Mangel an Mitleid, an Mitgefühl bei den Leiden Anderer, über Schadenfreude und was dem ähnlich ist. Da ist z. B. unser Freund M. einer jener unverdrossenen Kläger, der, in seinem alten Griechenland heimisch, unserer Zeit und unseren Bestrebungen nie die geringste Gerechtigkeit angedeihen lassen will, und mit Absicht und Hartnäckigkeit blind für alle großen Erscheinungen derselben ist. An ihm gehen die großartigen wissenschaftlichen und industriellen Werke, welche gerade unser Zeitalter charakterisiren, unbeachtet vorüber. Er mag nichts wissen von den Entdeckungen in der Chemie, in der Kunde der urweltlichen Botanik und Zoologie, in der Mechanik. Das Alles ist ihm moderne, geschmacklose, unpoetische Wissenschaft. Eben so wenig rühren ihn die Erscheinungen im constitutionellen Völkerleben, wie die Bestrebungen auf dem Gebiete religiöser Forschung. Homer, die Tragiker Griechenlands, Plato, Tacitus —

in Hervorbringung dieser Geister hat sich nach seiner Ansicht die Menschheit erschöpft. Hartnäckig weiset er jede Belehrung über die großen Erscheinungen des alten Mexico, Aegyptens, des Orients, des Mittelalters, Chinas von sich; er klagt, daß die classischen Studien in Verfall gerathen, daß eine große Barbarei über uns hereinbreche. Er ist in das classische Alterthum verliebt, und wie ein rechter Liebhaber nur sein Mädchen schön findet und alle anderen über ihr übersieht, so ist er blind gegen alle Schönheiten, Herrlichkeiten aller andern Zeiten und Völker. Er klagt, daß uns so wenig Denkmäler der Literatur und Kunst der altclassischen Welt übrig geblieben. Er klagt über die Barbarei des Mittelalters, er klagt über die finstere gothische Architectur, die langweiligen Gedichte des 12. und 13. Jahrhunderts, die er freilich niemals gelesen; kurz, er klagt, daß wir keine Griechen sind und auch keine Griechen werden wollen. Ja, ich würde mich nicht wundern, wenn ich eines schönen Morgens unsern Freund am Ufer unseres großen Sees in griechischem Costüm auf und ab wandeln sähe, griechische Redensarten recitirend und in der Ueberzeugung, daß er am Strande von Attica oder Korinth sich befinde. Doch nein, das wird er nicht thun; er wird sich begnügen, an der Wirthstafel des römischen Kaisers den gebil-

deten Damen die Herrlichkeit der alten Welt zu entwickeln und sich in Klagen über die Unclassicität unserer Zeit zu ergehen.

Unser Freund verdient indessen durchaus nicht mehr Tadel als Madame PP., welche mit gleicher Standhaftigkeit behauptet, wir seyen arge Barbaren, weil wir nicht im Zeitalter Ludwig XIV. beharrt sind. „Wie geschmacklos," sagt sie, „sind unsere Anzüge, wie nachlässig die Toilette unserer Herren, wie roh und gemein die Sprache unserer Gesellschaften? Wo sind die reichen Spitzen von Brüssel, wo die goldgestickten Sammetröcke, die zierlichen Frisuren, die geschmackvollen Juwelierarbeiten? Wie armselig und formenarm sind unsere Tische, Stühle, Zimmerdecorationen, Leuchter und Geschirre." Unsere neuere Literatur seit Lessing ist ihr ein Gräuel; unsere neuere Kunst ein nüchternes, armseliges Streben. Sie hat in dem Hause, das sie von ihrer Großmutter geerbt, die zweite Etage, deren Einrichtung, Tapeten, Spiegel, Meubeln aus dem Jahre 1683 stammen, genau und sorgfältig wieder herstellen lassen, und hier verlebt sie ihre seligsten Stunden in der Lectüre von Molière, Corneille und Racine. Was sich diesem Geschmack nicht anschließt, das weiset sie entschieden von sich; was darüber hinaus, das entlockt ihr nur bittere

Klagen über den Verfall des wahrhaft[illegible]
schmacks.

Außer diesen beiden Exemplaren giebt [illegible]
Tausende, welche über die Menschen, Zustände, [illegible]
Literatur und Kunst klagen, weil sie nicht gerad[illegible]
sind, wie es ihnen Freude macht. Dem Pastor Zept[illegible]
ist die Zeit zu wenig biblisch, dem Kammerjunker zu
wenig à la Henry IV., dem Major von Klirr zu wenig
altfritzisch, dem Doctor Todt zu wenig brownianisch,
dem Rector Tiegel zu wenig ciceronianisch und seinem
Collegen dem Tertius zu wenig livianisch. Sie Alle
klagen, theils laut, theils mit leisem Achselzucken über
Bornirtheit und blindes Vorurtheil, über Rückschritt,
Verfall und Barbarei. Wollte ich aber erst mich auf
das Gebiet der Politik wagen, welch eine Sündfluth
von Klagen hätte ich da zu beachten. Der liberale
Ultra klagt, daß es noch Fürsten, Höfe, Adel, Geistlichkeit, reiche Leute giebt, und daß noch das himmelschreiende Unrecht des Besitzes besteht, während der
aristokratische Ultra über den Verfall der alten guten
Sitte, über das Verschwinden jeglichen Respects vor
Rang und Geburt und über die Vermischung der
Stände laut klagt.

Doch wir wollen uns nicht in ein Gebiet begeben,
wo es immer weniger behaglich wird, je weiter wir

deten Damen die Herrlichkeit der alten Welt zu entwickeln und sich in Klagen über die Unclassicität unserer Zeit zu ergehen.

Unser Freund verdient indessen durchaus nicht mehr Tadel als Madame PP., welche mit gleicher Standhaftigkeit behauptet, wir seyen arge Barbaren, weil wir nicht im Zeitalter Ludwig XIV. beharrt sind. „Wie geschmacklos," sagt sie, „sind unsere Anzüge, wie nachlässig die Toilette unserer Herren, wie roh und gemein die Sprache unserer Gesellschaften? Wo sind die reichen Spitzen von Brüssel, wo die goldgestickten Sammetröcke, die zierlichen Frisuren, die geschmackvollen Juwelierarbeiten? Wie armselig und formenarm sind unsere Tische, Stühle, Zimmerdecorationen, Leuchter und Geschirre." Unsere neuere Literatur seit Lessing ist ihr ein Gräuel; unsere neuere Kunst ein nüchternes, armseliges Streben. Sie hat in dem Hause, das sie von ihrer Großmutter geerbt, die zweite Etage, deren Einrichtung, Tapeten, Spiegel, Meubeln aus dem Jahre 1683 stammen, genau und sorgfältig wieder herstellen lassen, und hier verlebt sie ihre seligsten Stunden in der Lectüre von Molière, Corneille und Racine. Was sich diesem Geschmack nicht anschließt, das weiset sie entschieden von sich; was darüber hinaus, das entlockt ihr nur bittere

Klagen über den Verfall des wahrhaft guten Geschmacks.

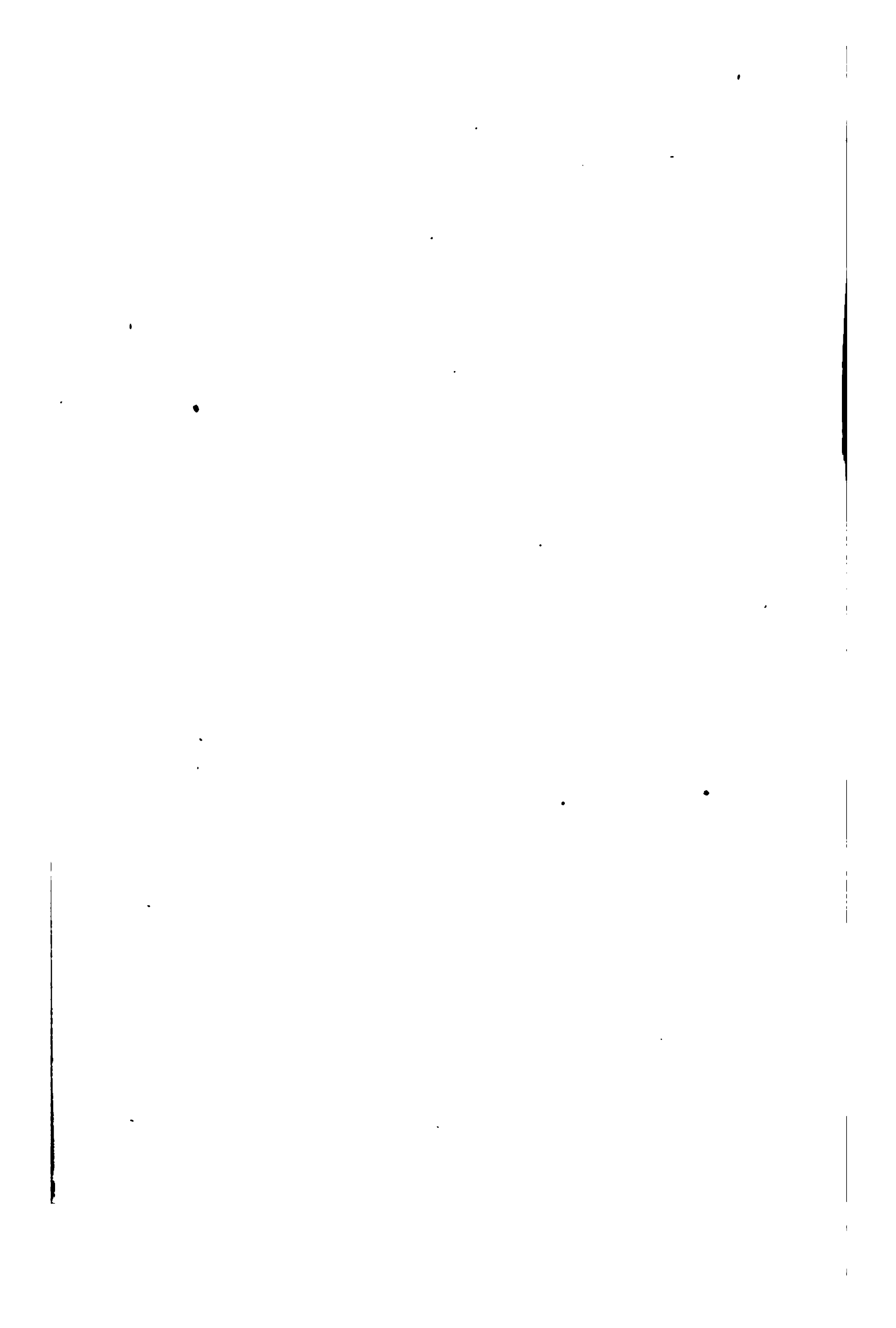
Außer diesen beiden Exemplaren giebt es noch Tausende, welche über die Menschen, Zustände, Sitten, Literatur und Kunst klagen, weil sie nicht gerade so sind, wie es ihnen Freude macht. Dem Pastor Zepter ist die Zeit zu wenig biblisch, dem Kammerjunker zu wenig à la Henry IV., dem Major von Klirr zu wenig altfritzisch, dem Doctor Todt zu wenig brownianisch, dem Rector Tiegel zu wenig ciceronianisch und seinem Collegen dem Tertius zu wenig livianisch. Sie Alle klagen, theils laut, theils mit leisem Achselzucken über Bornirtheit und blindes Vorurtheil, über Rückschritt, Verfall und Barbarei. Wollte ich aber erst mich auf das Gebiet der Politik wagen, welch eine Sündfluth von Klagen hätte ich da zu beachten. Der liberale Ultra klagt, daß es noch Fürsten, Höfe, Adel, Geistlichkeit, reiche Leute giebt, und daß noch das himmelschreiende Unrecht des Besitzes besteht, während der aristokratische Ultra über den Verfall der alten guten Sitte, über das Verschwinden jeglichen Respects vor Rang und Geburt und über die Vermischung der Stände laut klagt.

Doch wir wollen uns nicht in ein Gebiet begeben, wo es immer weniger behaglich wird, je weiter wir

darin vordringen. Ich dächte überhaupt, wir hätten nun genug geklagt; eine weitere Fortsetzung unserer Klagen dürfte am Ende wohl gar auch Sie zu neuen Klagen über meine und Anderer Klagen veranlassen. Sollten Sie indessen schon über mich klagen, so soll wenigstens meine Klage darüber stumm bleiben und Ihnen keinen weitern Anlaß zur Klage geben.

---

# Culturhistorische Briefe.



## Erster Brief.

Sie sind nicht die einzige Dame, meine verehrte Freundin, welche den historischen Studien abhold ist und sich lieber anderen geistigen Beschäftigungen zuwendet. Sie sagen: was kommt denn heraus beim Studium der Geschichte? Was hilft es mir, zu wissen, wie die alten Könige von Assyrien oder die römischen Kaiser geheißen und was für Thaten sie verrichtet haben? Was erfahre ich anderes, als daß gute Menschen wie Socrates verfolgt und getödtet wurden, daß abscheuliche Tyrannen, wie Caligula, Nero, Philipp II., Robespierre u. s. w. das Glück der Familien, wie der Staaten vernichtet haben? Soll ich mich darüber freuen, wenn die Menschen Geister, wie Wiklef, Huß, Luther, wie Galilei, Spinoza, Voltaire dergestalt anfeinden, daß noch heutiges Tages ihre Vortrefflichkeit nicht allgemein und dankbar anerkannt ist? Oder, fahren Sie fort, soll ich mich daran ergötzen, wie die Spanier die alten Reiche von America stürzen, die Ureinwohner zu Tode martern und die

herrlichen Denkmale einer alten Cultur gewaltsam zerstören? Muß ich mich, fügen Sie dann bei, nicht entrüstet abwenden von den Ketzergerichten, Dragonaden, Batäillen und den übrigen Mordscenen und Gräuelthaten, deren die Geschichte der Menschen so voll ist? Nein, rufen Sie aus, da wende ich mich doch lieber dem freundlichen Stillleben der Pflanzenwelt zu, als daß ich mir Scenen vergegenwärtige, denen zu entfliehen mein erster Gedanke seyn würde, wenn ich so unglücklich seyn sollte, ihnen im Leben und in der Wirklichkeit zu begegnen.

Habe ich Ihnen nun dagegen wahrhaft erfreuliche historische Facta wie den Kampf der Germanen unter Arminius gegen die Römer, die Kämpfe der Niederländer gegen die spanische Uebermacht oder die Kriege Friedrichs des Großen vor die Seele geführt, so erwidern Sie mir gemeiniglich, daß ja doch Alles nur auf Mord und Todtschlag hinauslaufe und daß Ihnen die Geschichte vorkomme wie ein großer Kirchhof mit seinen Denksteinen und Todtenkreuzen, auf denen man die Jahrzahlen der Geburt, der Unglücksfälle und des Todes der hier ruhenden Personen lesen müsse.

Sie haben ganz Recht, meine theure Freundin — die ganze Erde ist ein großer Kirchhof, eine Grabstätte der Vergangenheit, wie sie eine Geburtstätte der Zukunft ist; sie ist dieß jedoch nicht blos für die Familien,

Geschlechter und Völker der Menschen, für die Menschheit. Auch das Stillleben Ihrer Wiesen und Wälder hat auf einem Kirchhof seinen Schauplatz aufgeschlagen.

Treten wir von der Straße ab, meine verehrte Freundin, wenden wir uns in den Wald, in das einsame, dem menschlichen Verkehre entlegene Thal. Der Fluß rinnt darin fort, ungehemmt, ungedämmt, auf dem glatten Bett, das er sich auf gelbem Sande bereitet und mit bunten Steinchen gestickt hat. Am Ufer spielen die Wellen mit dem Vergißmeinnicht und den Gräsern und den angeschwemmten Hölzern. Dunkelbelaubte Erlen halten die Sonnenstrahlen vom Wasserspiegel ab, und im Schatten schweben die Libellen und Schmetterlinge wie schöne Blumen darüber hin. Jetzt schießt ein Eisvogel über den Wasserspiegel, nachdem er lange Zeit von einer überhangenden Erlenwurzel mit tiefem Ernst in das Wasser geblickt und das Treiben der Fische aufmerksam beobachtet. Weiter hin steht der dichte Tannenwald, aus welchem das helle Grün der jungen Buchen hervorleuchtet. Dort sehen wir die kräftigen, dichtgeschaarten Haine von Farrenkraut, und hier am Felsen bietet das üppige Moos einen weichen Sitz dar, der mit den zarten Weidenröschen so lieblich verziert ist. Mit Recht rufen Sie aus: Wo in der Welt ist ein Salon reicher und geschmackvoller verziert, schöner beleuchtet? Und nun

dazu der Gesang der Vögel, das Schwirren der goldenen Käfer, und dort am Stamme der Kiefer die Arabesken des lustigen Eichhornpaares. Hier ist Frieden und Freude, selige Ruhe bei munterem Leben.

Sehr wahr, meine theure Freundin! Doch muß ich Sie mit einem aber belästigen. Sehen Sie einmal an jenem Kieferstamm hinauf. Sie bemerken dort den zierlichen Grünspecht, der dicht an den Stamm geklammert in den Furchen der Rinde eifrig zu lesen scheint. Dieser schöngefiederte Specht verfolgt hier gewisse Insecten mit einer Berufstreue, mit einem Eifer, der bei den Ketzermeistern des 15. und 16. Jahrhunderts nicht stärker war. Jene zierliche Meise aber, deren buntes Gefieder, deren schlanke Gestalt uns so erfreut, ist voll von einer Mordlust, wie sie nur den Heroen der französischen Schreckensregierung eigen war. Diese schlanken, rothgefleckten Forellen, die zu unserem Ergötzen unter dem Wasser hinfahren, sind die ärgsten Raubfische. Hätten diese Spechte, diese Eisvögel, diese Meisen, diese Forellen eine uns verständliche Sprache, könnten sie mit unsern Worten uns ihre Gesinnungen, ihre Absichten ausdrücken, könnten wir die Schlachtlieder der Forellen, das Angstgeschrei der Käfer, die Jammertöne der Würmer mit unserem Ohre vernehmen, wie würden wir aus diesem Walde fliehen, der uns jetzt als der Sitz des tiefsten Gottesfriedens erscheint

Und fragen Sie Sich, meine verehrte Freundin, wenn wir am meisten Sehnsucht fühlen, in dem Walde uns zu ergehen? Es ist dieß namentlich dann, wenn wir im Umgange mit den Menschen unangenehme Erfahrungen gemacht, wenn wir von häuslichen Sorgen gepeinigt werden. Dann finden wir Beruhigung und Tröstung in diesem stillen, stummen Treiben; wir sehen hier eine gewisse Sicherheit der Existenz, die uns oft in den Erscheinungen des menschlichen Lebens so sehr bedroht scheint. Aber, es ist doch nur eine Täuschung! Wir wissen ja, daß die Libellen, welche dort über dem Flusse ihre zierlichen Lufttänze ausführen, nicht dieselben sind, welche im vorigen Sommer uns hier ergötzten. Wir wissen auch nicht, ob wir deren zehn oder nur sechs wie heute hier gesehen; wir haben sie ja nicht nachgezählt.

Es herrscht unter den Erscheinungen und Thatsachen, welche die Geschichte der Menschheit darbietet, und denen der übrigen organischen Wesen jene Harmonie, welche der aufmerksame Beobachter auch in den sogenannten anorganischen Naturkörpern, ja selbst in den menschlichen Producten findet.

Jeder Körper, jedes Wesen entsteht, wächst und vergeht; jedes Wesen hat seine Geschichte. Nehmen Sie den Diamant. Im Schooße der Gebürgsklüfte kristallirte er. Durch vulkanische Hebung des Bodens

ward der Felsen, in dessen Höhlung seine Geburtstätte ist, vom Urgebürge losgerissen; von Außen dringen Sand oder aufgelöseter Lehm in die Höhlung und umhüllen den Kristall oder das Wasser bringt denselben als Geschiebe zu Tage. Er wird von den Menschen gefunden, sein Werth wird erkannt. Der Stein wird geschliffen; er ziert dann den Ring, das Diadem, die Brust der Schönen oder der Großen der Erde und erfreut sie durch den Glanz des ihm innewohnenden Lichtes. Er wird bald so gefaßt, bald so, bis auch ihn sein Geschick ereilt, bis seine Kanten endlich abgestumpft, bis er endlich klüftig und rissig wird und zerfällt. Oder er wird anderweit zerstört und muß als Diamantstaub zum Schleifen neuer Diamanten dienen, er geht verloren und geräth in Vergessenheit.

Die Geschichte des Diamanten ist die Geschichte des Genies, heiße es nun Homer, Shakespeare, Voltaire, Goethe oder Schiller. Das Genie wird mit seinen Anlagen geboren, Eltern und Lehrer erkennen, oder sie erkennen auch nicht seine innewohnende Kraft. Die Schleifung des Genies beginnt in Schule und Leben, für das Genie eine höchst nothwendige, aber auch höchst schmerzhafte Operation. Die stillen Thränen, welche ihm diese Bildung kostet, sind die Splitter, die von ihm abgesprengt worden. Unter Schmerzen, Täuschungen, verlorner Kraft, unter Leiden wird das Genie gebildet,

bis es das wohlthätige Licht entwickelt, womit sein Geist leuchtet, belehrend und erfreuend, bessernd und tröstend, ordnend und vorbereitend. Die Bildungsgeschichte des Genies ist eine stete Kette von schmerzhaften Erfahrungen, Kränkungen, Täuschungen, verfehlten Erwartungen, die mit den Entzückungen der Freundschaft und Liebe, den Hoffnungen des Ehrgeizes, der Freude über erstiegene Stufen der Erkenntniß abwechseln. Wie hätten jene Dichter wohl die Qualen der Eifersucht und des Ehrgeizes, die Schmerzen über den Tod geliebter Wesen, die Sehnsucht nach dem Glücke der Liebe, so wie auf der andern Seite die Seligkeit der Liebe, der Freundschaft, der bewußten Tugend mit so glühenden Farben und so tiefeindringenden Worten zu schildern vermocht, wenn sie das Alles nicht selbst erlebt hätten?

Sie haben hier eine Reihe Erscheinungen, welche Sie in der Natur in ähnlicher Weise wiederfinden, wie sich auch ergiebt, wenn wir sie weiter verfolgen. Homer, wie Shakespeare erfreuten und belehrten ihre Zeitgenossen. Die Stürme der Zeiten brachten ihre Werke eben so in Vergessenheit, wie die Lieder von Ossian, das Niblungenlied, Gottfried von Straßburg, Wolfram von Eschenbach und andere Meisterwerke. Sie gingen verloren, wie ja auch der kostbarste Diamant verloren gehen kann. Es kommen andere Zeiten, man findet sie wieder und

nun beginnen sie aufs Neue zu strahlen; ihr Werth wird, so wie sie wieder erscheinen, aufs Neue wieder erkannt.

Die Geschichte der schönen Blume, des nährenden Getreidekorns, der erquickenden Frucht wiederholt sich in der Geschichte unserer Dichter, unserer Künstler, unserer Beamten und Arbeiter. Ja wir dürfen annehmen, daß die Geschichte der Völker der Menschheit nur eine Wiederholung der Geschichte der vorweltlichen Fauna und Flora, eine weitere Fortsetzung derselben ist.

Die Geschichte der Menschheit, wie die Geschichte der Oberfläche der Erde, ist die Geschichte der Gliederung der rohen Massen und ihrer Entwickelung zur höhern Form. Die öde glatte Kristallrinde des Erdkörpers wurde durch die glühenden Gase, welche sie umschloß, geöffnet. Es traten die starren Gipfelreihen der Urgebürge empor, die allgemach durch die Atmosphäre geklüftet und zu Erde zerlöst in die Tiefen der Gewässer herabgeschwemmt wurden, wo sie in Verbindung mit vulkanischen Ausflüssen einen Schlammboden bildeten. Diesem entsproßten nachmals die colossalen Farren, die sodann den riesigen Pflanzenfressern zur Nahrung dienten, über deren Entstehungsgeschichte uns die mikroskopischen Beobachtungen der Infusionsthiere dereinst nähere Aufklärung geben werden. Die nächste Periode dürften die fleischfressenden Thiere bezeichnen, die dem

Auftreten der Menschen vorausgingen. Parallel mit diesem Stufengang der Pflanzen- und Thierentwickelung gehen die verschiedenen vulkanischen und atmosphärischen Erscheinungen, die, je näher sie der gegenwärtigen Erdperiode rücken, an Gewaltsamkeit abgenommen zu haben scheinen.

Aehnliches bietet uns die Geschichte einer jeden Nation in Afrika, Asien, Europa und Amerika. Unter die Familien der passiven Urbevölkerung treten die kleinen Horden der activen Helden, sie bezwingen die wilden Thiere des Landes, versammeln um sich die vorgefundenen Menschen, lehren sie Ackerbau, führen sie zu einem geordneten Familienleben, geben Gesetze über Eigenthum und verfahren so, wie wir in den Sagen der von mir eben genannten Völker berichtet finden. Die rohen Formen des öffentlichen Lebens mildern sich allgemach, an die Stelle der Uebermacht und Gewalt tritt das Gesetz, die Erfahrungen und Kenntnisse ordnen sich zur Wissenschaft, aus den rohen Ausbrüchen der Freude oder des Jammers entfalten sich die ersten Anfänge der Dichtkunst, und um die Altarfelsen, wo ehedem Menschen geopfert wurden, erwachsen Tempel, die ersten Sitze der bildenden Kunst.

Nun aber, meine verehrte Freundin, warum wollen Sie nicht der Geschichte der menschlichen Entwickelung näher treten? Warum wollen Sie nur die Natur, nicht

auch die Menschheit betrachten, wo sie Ihnen dieselben Erscheinungen darbietet wie die Natur?

Die Antwort auf diese Frage habe ich schon oft vernommen. Sie haben mir schon oft gesagt: Die Erscheinungen der Natur habe ich wohl geordnet vor mir. Will ich die Gesteine kennen lernen, so gehe ich zu meinem Freunde Julius und er wird mit zuvorkommender Güte mir einen Kasten nach dem andern herausziehen und mir die herrlichsten Reihen der Granite, Gneise, Syenite, Diorite, Basalte, Porphyre bis zu den Sandsteinen, Erden und Kohlen vorlegen und mit belehrenden Erläuterungen begleiten. Oder will ich, fahren Sie fort, mit den Pflanzen mich näher bekannt machen, so nehme ich die sauberen Hefte meines Dietrich oder Reichenbach vor und finde hier in schönster Ordnung die getreusten Abbildungen. Genügen diese nicht, so war der liebenswürdige Rodig so freundlich, uns die Originale aus seiner colossalen Sammlung vorzulegen und uns dadurch in die Polarzone oder in den Aequator zu versetzen. Will ich aber Vögel und Säugethiere betrachten, nun so bedarf es ja nur eines Ganges in die verschiedenen zoologischen Cabinette unserer Stadt, deren gelehrte Vorsteher oder Besitzer es sich und ihren Freunden zur größten Freude machen, ein Exemplar nach dem andern willig zur genauern Beschauung herbeizuholen. Dann aber lese ich, sagen Sie, zu Haus in meinen Handbüchern weiter

nach und befinde mich heimisch in dem weiten Kreise der Natur.

Ich kann Ihnen auch hierin mit gutem Gewissen Recht geben, muß jedoch die Bemerkung beifügen, daß Sie auf Ihrem Wege doch nur die eine Hälfte des großen Ganzen, welches wir Natur nennen, näher betrachten können.

Gewiß, meine verehrte Freundin, die Natur ist ein großes, innig zusammenhängendes Ganzes, dessen eine Hälfte die Erde mit den Weltkörpern, mit ihrer Atmosphäre, dann die Erdrinde mit ihren Gewässern, Gebürgen, Wäldern, mit ihren Gesteinen, Pflanzen und Thieren bildet. Die andere Hälfte ist die vielfach gegliederte Menschheit.

Seit Jahrtausenden erforscht der Mensch die erstgenannte Hälfte zu seinem Nutzen. Er hat die Gebürge und Felsen untersucht, um sie als Bausteine für seine Wohnungen zu benutzen. Er hat die Geschiebe an den Ufern der Gewässer gesammelt, um daraus Werkzeuge und Waffen zu fertigen, bis er die Metalle erkannte und sie schmelzen und bearbeiten lernte. Er hat die Pflanzen gesucht und gepflegt, um sie zur Nahrung oder Kleidung oder auch als Heilmittel gegen Krankheiten anzuwenden. Er jagt und pflegt Thiere jeder Art, um ihr Fleisch, ihr Fell, ihre Waffen, ihre Kraft für seine Zwecke zu benutzen. Ja er hat die Gewässer sich dienstbar gemacht

und der Gestirne Lauf gemessen, um seine Zeit, ja sein Geschick darnach zu berechnen. Er hat endlich die Luft und ihre verschiedenen Bestandtheile, trotz dem, daß sie seinen Sinnen durch ihre Gestaltlosigkeit immer zu entschlüpfen suchen, dennoch betrachtet, erforscht, gewogen, gemessen. Man hat alle diese Dinge erst im Einzelnen, dann im Zusammenhang mit ihrer nächsten Umgebung betrachtet und gelangte auf diesem Wege dahin, daß man den Gesteinen ansah, welche Metallarten dasselbe enthielt, dem Baume, welche Früchte er tragen würde. Durch Zusammenstellen und Vergleichen der einzelnen Erfahrungen erwarb man sich im Laufe der Jahrhunderte eine Uebersicht über die Masse der Erscheinungen. Und so entstand unsere Naturwissenschaft, die uns als Leitfaden durch das Chaos der unendlichen Naturkörper und die Masse der Naturerscheinungen dient. So kam es, daß der Naturforscher weiß, welche Pflanzen dieser oder jener Boden unter einem gewissen Klima tragen wird und welche Pflanzenformen er in einem Lande zu erwarten hat, welches er zum erstenmale betritt. Der Naturforscher kennt nicht allein das bereits Entdeckte, er kennt auch die Lücken und weiß, was er noch zu entdecken hat. Denn — es sind unabänderliche Gesetze, nach denen die Natur alle ihre Erzeugnisse hervorbringt.

Dieses Beharren in den gegebenen Formen, dieses sichere Schaffen der Natur ist es, was denen, die sich mit

dem Studium derselben beschäftigen, so große Beruhigung, so dauernde Freude gewährt, und was auch Ihnen, liebe Freundin, so großen Genuß bereitet hat.

---

## Zweiter Brief.

Ich freue mich, daß Sie meine Bemerkungen als richtig anerkennen. Dadurch geben Sie mir aber zu, daß die Ursache Ihrer Abneigung gegen historische Studien nicht sowohl im Gegenstande selbst, als vielmehr in der Art und Weise liegt, wie Sie denselben bisher betrachtet haben. Aendern Sie Ihren Standpunct, so werden Sie auch jedenfalls eine andere, erfreulichere Ansicht gewinnen.

Die Naturproducte bleiben sich immer gleich, wenn sie sich selbst überlassen bleiben, und pflanzen sich immer in merkwürdiger Gleichmäßigkeit fort. Die Genziane, die Tanne und die Eiche, wie das Vergißmeinnicht wuchsen vor 3000 Jahren genau ebenso, wie sie noch heute wachsen. Auf unsern Triften und Angern blüht das Gänseblümchen heute noch eben so weiß und gelb, wie es Arminius und Karl der Große blühen sahen. Heben wir das bescheidene Blümchen aus seinem mütterlichen Boden und bringen wir dasselbe in unsere Gärten und

Gewächshäuser, so verändert es sich und nimmt die mannichfaltigsten Gestaltungen an, wie es auch mit den Nelken, Tulpen, Georginen und andern Blumen der Fall ist. Welche mannichfaltige Arten von Aepfeln, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Weintrauben hat die Gartenkunst nicht hervorgebracht? Eben so ist es mit den Thieren. Die Rehe und Hirsche, Eber und Hasen, Füchse und Bären, die Rebhühner und Auerhähne, welche unsere Altvordern in ihren Wäldern jagten, waren genau dieselben, die wir noch jetzt haben. Die Löwen, Panther, Giraffen, Antilopen und Gazellen, welche auf den Denkmälern der altägyptischen Faraonen dargestellt sind, zeigen dieselben Formen, dieselben Hautfarben, wie die heutigen; diese Thiere blieben seit Jahrtausenden dieselben. Zu welcher Mannichfaltigkeit hat dagegen der Mensch die Geschlechter der Tauben, Hühner, Katzen, Hunde, Schafe, Rinder und Pferde erzogen. Sie sind in der That nicht minder mannichfaltig, als die künstlichen Compositionen, welche der Mensch aus den Metallen, Metalloxyden und Erden und Steinen bereitet.

Die Natur dagegen schafft immer in derselben, vom Schöpfer vorgeschriebenen Weise und ihr Zögling das Rothkehlchen wird immer denselben rothen Fleck am Halse tragen, so oft sie es hervorbringt, wie der Königstieger stets dieselben schwarzen Streifen in derselben Ordnung auf seinem gelben Felle zeigen wird. Die Natur wieder-

holt schaffend immer das bereits Vorhandene, sie ergänzt nur die Lücken in den althergebrachten Reihen, sie bringt keine neuen Formen hervor. Und eben dieses Beharren, dieses stete Wiederholen erleichtert uns das Studium der Natur und die Uebersicht ihrer Producte, die uns so sehr befriedigt.

Ganz andere Erscheinungen bietet uns die Betrachtung der Menschheit dar. Schon wenn Sie, meine verehrte Freundin, einen Blick in die verschiedenen Ihnen nahe stehenden Familien richten, wie mannichfaltig, wie verschiedenartig ist die Einrichtung derselben, trotz der Alles beherrschenden Sitte und Mode. Ein Staar, ein Hänfling bauet sein Nest wie der andere; eine Lerche, eine Taube erhebt sich zur selben Stunde vom Lager wie die andere, ein Zeisig singt wie der andere. Beim Menschen spricht sich dagegen schon in Befriedigung der physischen Bedürfnisse eine große Verschiedenartigkeit aus; während ein körnerfressendes Thier vor gefüllten Fleischtöpfen Hungers sterben würde, benutzt der Mensch im Nothfalle sogar Dinge zur Stillung seines Hungers, die ihm eigentlich ganz fremdartig sind, wie z. B. die Südamerikaner, Neucaledonier und asiatischen Eskimos Thonerde essen. Ja der Mensch hat diejenigen Thiere, welche ihm nahe stehen, dahin gebracht, seine Kost zu theilen, wie unsere Hunde Obst, die arabischen Pferde Fleisch essen lernen. Welche Mannichfaltigkeit der Bauart, der

Trachten, der Speisen, Getränke, der Formen des geselligen Lebens bietet uns nicht schon jeder Ausflug von wenigen Meilen dar; wie verschiedentlich sind aber nicht erst die Staatsverfassungen, die Religionen, die verschiedenen Völker der Erde, je nach ihrer Lage in Gebürgen, in Ebenen, an der See oder an großen Strömen und Binnengewässern, welch ein Reichthum an Formen, in denen sich ihr Leben bewegt.

Die Lebensgeschichte eines Hirsches, eines Hasen, eines Adlers wird immer dieselbe sein, er wird in den verschiedenen Lebensaltern immer dieselben Erfahrungen machen, die seine Vorfahren gemacht haben. Je näher die Thiere dem Menschen stehen, desto reichhaltiger an Vorfällen ist ihr Lebenslauf, obschon z. B. der Hofhund nie die Begegnisse des Reitpferdes oder des Stubenvogels erleben wird, und ein Pudel niemals zum Jagdhunde gebildet werden kann. Blicken wir aber in die Kreise der Menschen, welcher Wechsel von Schicksalen, von Lebensereignissen. Der arme Artillerieleutnant Napoleon wird Beherrscher des Continents von Europa, der Steinkohlenjunge James Cook entdeckt eine neue Inselwelt in der Südsee, wir sehen aus dem Stande der Landleute Künstler und Gelehrte, Feldherren und Kirchenfürsten erstehen, so wie wir Königssöhne in den Kreis des bürgerlichen Lebens zurückkehren sahen.

Betrachten wir aber die Geschichten der Völker, so

sehen wir hier ein bewegtes Leben, einen Wechsel der Erscheinungen, wie die Natur ihn niemals darbietet. An den Ufern des Nils, wie im Thale von Mexiko erstehen kolossale Pyramiden, die den Mittelpunct hochcultivirter Staaten bilden und der Sitz priesterlicher Könige sind. Aus den Räuberhorden am Tiberstrom entwickelt sich ein Staat, der im Laufe weniger Jahrhunderte der ganzen, damals bekannten Welt seine Gesetze aufdrängt, und welcher nur in den Waldgebürgen Deutschlands kühne Gegner antraf, die ihm die Herrschaft entrissen. Ein Haufe verwegener Abentheurer fährt von Spanien aus nach Mittelamerika und zertrümmert dort das Glück eines wohlerzogenen, zahlreichen und tapferen Volkes.

Das ist ja eben, entgegnen Sie mir, was das Studium der Geschichte so unbehaglich, so wenig befriedigend macht. Geben Sie mir einen Leitfaden durch dieses Chaos, den ich vergeblich in den chronologischen Tafeln und geographischen Charten suche.

Wohlan denn, werthe Freundin, machen wir diesen Versuch. Ich beginne denselben mit einigen Erfahrungssätzen über das Studium der Geschichte, wie dasselbe gewöhnlich getrieben wird. Es ist allerdings sehr einfach und natürlich, daß der Mensch dabei denselben Weg einschlägt, wie der Wanderer, der die Quellen eines Flusses aufsuchen will. Er geht von der Mündung desselben aus

und seinem Laufe entgegen. Allein, je größer der Fluß ist, desto zahlreicher sind auch seine Zuflüsse und die Bäche, welche ihm die Wassermasse zuführen. Es hält schwer, den Hauptstrom fest im Auge zu behalten und sich nicht durch Nebenflüsse, welche kräftig herzuströmen, von der Richtung abbringen zu lassen.

Bei der Erforschung der eigenen Geschichte und der der Nachbarvölker mußte der Mensch gar bald auf die Frage verfallen, wo seine Vorfahren denn eigentlich hergekommen, ob sie dem Lande, das er eben besitzt, selbst der Erde entsprossen oder ob sie aus der Fremde herzugekommen. Wirkliche Urkunden reichen natürlich bis in diese Zeit der Anfänge nicht hinauf und so stößt der Forscher allüberall bei dieser Frage auf die Sage.

Die Sage aber ist zwiefacher Art. Einmal berichtet sie uns, die Menschen seien aus der Erde entstanden, dann sie seien aus einem fernen Lande herbeigekommen und eingewandert. Die Sage von der Entstehung der Menschen im Lande finden wir bei den Eskimos, den Sibiriern, den Amerikanern, den Negern, auch bei den alten Germanen. Die andere Sage von der Herkunft aus der Ferne und zwar aus Osten kommt vor bei den alten Aegyptern, den Karthagern, den Griechen, den alten Germanen und Scandinaviern und bei den Azteken.

Bei allen Völkern, welche die Sage von der Herkunft aus Osten besitzen, bemerken wir eine aus verschiedenen

Elementen gemischte Bevölkerung. Die große Masse der Nation, das sogenannte gemeine Volk steht geistig wie körperlich auf einer niedern Stufe als die Classe der Herrschenden, die bald als Kriegsadel, wie bei den Germanen, bald als Priesterschaft, meist aber als beides zusammen wie im alten Aegypten und im Aztekenreiche erscheint. So finden wir in den Inseln der Südsee eine dunkelgefärbte, sehr willenlose Volksmasse, welche durch lichthäutige, körperlich sehr entwickelte, übermüthige und kühne Häuptlinge beherrscht wird. Auf Borneo und Ceylon haben wir ähnliche Erscheinungen. In Aegypten, in Peru und Mexico waren die Herrscher ebenfalls von weißer Farbe und aus der Fremde hereingekommen, ja wir haben in Europa noch jetzt eine ähnliche Erscheinung, obschon dieser Erdtheil bereits seit Jahrtausend durch immer erneuete Zuströmung edler Schaaren von Osten her erfüllt worden ist. Der gemeine polnische und russische Leibeigene ist von dem Kosaken, wie von seinem Edelmann eben so verschieden wie ein Kalmyke von einem Römer, wenn Sie beide nach Körperbau, namentlich Kopfbildung und Hautfarbe, so wie nach der geistigen Anlage und Gesinnung näher vergleichen wollen. Besonders auffallend tritt uns aber dieser Unterschied der Herrschenden und der Beherrschten in den ägyptischen Monumenten entgegen. Betrachten

Sie mit mir die ersten Tafeln der historischen Abtheilung des Rosellini'schen Prachtwerkes, welche die Portraits der ägyptischen Könige und deren Gemahlinnen enthalten, so werden Sie hier die schönsten kaukasischen Gesichtsformen bemerken, welche im grellen Gegensatz zu den Negergesichtern stehen, wie Sie z. B. bei den Gefangenen aus Oberäthiopien in den Triumphzügen, bei den Sclaven bemerken, die den heutigen westlichen und südlichen Negern vollkommen gleichen.

Dieser Art sind die Erscheinungen bei den Völkern gemischter Herkunft, welche die Mehrzahl der heutigen Bevölkerung der Erdoberfläche ausmachen. Allein wir finden auch heute noch genug Völkerschaften auf Erden, welche in ursprünglicher Reinheit sich erhalten haben. Ich nenne Ihnen vorläufig nur die Buschmänner von Südafrika, die Neger von Loanda und Benguela, die Bewohner der Südspitzen von Amerika, die Polarvölker von Asien und Amerika, die Bewohner der südamerikanischen Urwälder. Diese Völkerschaften finden sich in den abgelegensten Theilen der Erde, an den äußersten Rändern der Continente, selbst in Australien, so wie im Innern oder Urwälder. Sie wurden erst in neuer und in neuster Zeit von unseren unermüdlichen Reisenden entdeckt und der genaueren Betrachtung dargeboten. Die Individuen dieser Männer zeigen in körperlicher, wie in

geistiger Hinsicht eine merkwürdige Uebereinstimmung. Die Verschiedenheiten, die sich finden, sind im Allgemeinen nur klimatischen Einwirkungen zuzuschreiben, so zwar, daß der Neger an den Nordpol versetzt, allmälig erbleichen, der Eskimo aber unter dem Aequator bräunen würde. Körperbau, namentlich Kopfbildung, vor Allem aber die Seelenbeschaffenheit sind beiden gemeinsam, so wie denn auch der gesellschaftliche Zustand, die religiösen Ideen und das, was wir Cultur nennen, dieser beiden Volksstämme sich sehr ähnlich ist, wie ich Ihnen späterhin aus einander setzen werde.

Endlich aber finden wir in den Hochgebürgen von Asien, namentlich im Kaukasus, wohin alle Sagen der Herrschenden als auf einen gemeinschaftlichen Ausgangspunct hindeuten, Volksstämme, welche den Gegensatz zu jenen niedriger organisirten Menschenarten sind. Ihre schlanken, edlen Figuren, ihre Physiognomien, die denjenigen gleichen, welche die europäische, wie die ägyptische und indische Kunst den Göttern gab, vor Allem aber ihre geistige und sittliche Kraft, ihre erhabene Gesinnung — bezeichnen sie als die gebornen Herren der Erde.

Diese Thatsachen, meine verehrte Freundin, die ich Jahre lang verfolgte und zu ergänzen strebte, brachten mich zu der Ansicht, daß die gesammte

Menschheit ursprünglich aus zwei Hauptarten bestehe, deren eine ich die passive, deren andere ich die active genannt habe. Die passive Rasse finden wir in allen Erdtheilen unter allen Zonen eben so allgemein verbreitet, wie die grüne Rasendecke. Die active Rasse dagegen ist heimisch in den Hochgebürgen Vorderasiens, von wo aus sie herabstieg in die Ebenen nach jeder Richtung und bis Neuseeland und in die Mandschurei, bis nach den canarischen und britischen Inseln und Island vorgedrungen ist.

Die Geschichte der Menschheit hat nun aber die Aufgabe, nachzuweisen, welche Formen des häuslichen wie des öffentlichen Lebens, welche religiösen, künstlerischen und wissenschaftlichen Erscheinungen die gegenseitige Einwirkung passiver und activer Menschenrasse hervorgebracht hat. Sie hat ferner nachzuweisen, wie sich die Natur dazu verhält, welche Hülfsmittel sie dem Menschen darbietet, welche Hemmnisse sie ihm in den Weg legt.

Um nun aber eine genauere Einsicht in den Gang der Geschichte zu erlangen, ist uns zuvörderst eine nähere Kenntniß der Natur, namentlich der atmosphärischen Kräfte und ihrer Erscheinungsformen, dann der Naturkörper im Ganzen, wie der Gebürge, der Gewässer, dann auch im Einzelnen nach den drei

Reichen nothwendig. Denn eine nähere Kenntniß des Schauplatzes ist zum Verständniß der Ereignisse vorzugsweise nothwendig. Ich darf diese Kenntniß bei Ihnen, verehrte Freundin, voraussetzen und verweise Sie überdem auf die Einleitung zu meiner Culturgeschichte, die den größten Theil des ersten Bandes derselben ausfüllt. Dagegen muß ich Sie ersuchen, Sich anzuschicken, mit mir den Menschen selbst näher zu betrachten, und zwar nicht etwa nach Art unserer Phrenologen nur den fleischlosen Schädel, der ja doch von dem lebendigen Menschen keine deutlichere Idee giebt als die Scheide eines Schwertes von der Klinge und dem Griffe desselben. Diese Betrachtung der Schwert- oder Dolchscheide lehrt uns zwar, ob die Waffe, deren Hülle sie war, lang oder kurz, krumm oder gerade, zweischneidig oder dreischneidig, breit oder schlank gewesen; allein was doch die Hauptsache, ob sie scharf oder stumpf, von gutem Damascener Stahl oder schlechtem Negereisen, ob ihr Heft von Holz oder von Nephrit, — das kann sie uns nimmer offenbaren.

Wir werden also bei weitem sicherer gehen, wenn wir die verschiedenen Abarten der beiden Menschenrassen nicht allein nach ihrer Kopfbildung, sondern zunächst nach ihrer körperlichen Beschaffenheit, dann aber vorzugsweise nach ihren Seelenzuständen, gei-

stigen Kräften und Anlagen näher betrachten, um endlich die Stelle auszumitteln, welche sie in der Stufenfolge der Culturzustände einnehmen.

Suchen wir nun die niedrigsten Stufen menschlicher Cultur auf, und verfolgen wir die Entwickelung der verschiedenen Zustände des Familienlebens, die Anfänge des Staates, den Beginn der religiösen Ideen, der Kunst — so finden wir doch nirgend jenen geträumten Uebergang in die Thierheit, den einige Philosophen des vorigen Jahrhunderts nachzuweisen strebten. Wir finden den Menschen überall im Besitze des Feuers, der Sprache, der Waffen, des Schmuckes, selbst da, wo er, wie in den südafrikanischen Steinwüsten, allen Besitz fliehend gleich den Raubthieren umher irrt. Nie hat ein Urangutang sprechen gelernt, und was es mit der Sprache unserer Elstern, Staare und Papageien für eine Bewandtniß hat, brauche ich Ihnen nicht erst auseinander zu setzen.

Im Gegensatze zu der Stabilität der Naturproducte begegnet uns auf dem Gebiete der Menschheit und ihrer Entfaltung ein steter Wechsel, eine stete Veränderung; dieser findet im Leben einzelner Personen, wie ganzer Völker Statt. Wohl niemals macht ein Mensch genau denselben Lebenslauf, wie der andere, namentlich aber wiederholt sich niemals das Detail der Geschichte der einen Nation in der einer andern.

Wohl aber können wir die Geschichte der verschiedenartigen Völker mit den Erscheinungen der verschiedenen Perioden der Geschichte der Erdoberfläche vergleichen, wenn Ihnen, meine verehrte Freundin, dadurch ein Anknüpfungspunct an die Natur sich darbietet. Wenn wir annehmen, daß es in der Jetztwelt eine Urzeit gab, wo die neugeschaffenen Menschengeschlechter je nach den beiden Hauptrassen getrennt von einander und unberührt dastanden, so war dieß gewissermaßen die Zeit, wo die Erde als glatte von der Atmosphäre umhüllte Kugel, von dem innern Erdfeuer noch nicht durchbrochen im Weltenraume schwebte. Den Durchbruch des Bodens, die Bildung der Berggipfel und die Sammlung der Gewässer in große Bassins würde den ersten Zügen activer Horden in die Ebenen vergleichbar seyn. Der Durchbruch der Bassinwässer und die Bildung der Stromgebiete würde den erneuerten, erfolgreichern Zügen der activen Stämme entsprechen, so wie die Zeit der Riesenfarren, dann der colossalen Thiere den Zeiten der Entstehung cyclopischer und pyramidaler Bauten zur Seite gestellt werden könnte.

---

## Dritter Brief.

Ich habe es erwartet, daß meine Ansicht über die Gliederung der Menschheit in zwei Rassen, eine active und passive, Ihnen, meine verehrte Freundin, etwas Unheimliches, Fatales seyn werde. Vor Allem daher die Versicherung, daß ich Sie unfehlbar als eines der würdigsten Mitglieder der activen Rasse mit Freuden anerkenne, wie ich denn auch mich selbst dazuzurechnen mir die Freiheit nehmen muß. Sie finden, wenn eine solche Gliederung wirklich besteht, dieß als eine große Ungerechtigkeit; allein, bedenken Sie doch nur, daß, wenn Sie dieses Factum eine Ungerechtigkeit nennen, Sie auch eine solche darin finden müssen, daß der Schöpfer den Tiger stärker als die Antilope, den Wolf stärker als das Lamm geschaffen hat. Ja, theure Freundin, dann müssen wir andern ja klagen, daß er uns nicht zu Aristotelessen, Homeren, Cäsarn, Luthern, Napoleonen, Shakspearen, Goethen geschaffen. Damit kommen wir nicht fort. Schlimmer ist der Einwurf, den uns die Herren Philanthropen und membres of the society of antislavery machen würden, der nämlich, daß wir der Sclaverei der Neger das Wort reden, oder unserer Ultraliberalen, welche uns beschuldigen dürften, wir seyen Vertheidiger der Vorrechte des Adels.

Hier aber handelt es sich gar nicht um ein Für oder Wider. Hier handelt es sich bloß um die einfache Darlegung einer historischen Thatsache, und das ist diese: auf den Hochgebürgen Asiens leben Völker, welche in Gestalt, in Seelenkraft anderen überlegen sind, welche in den Binnenländern der andern Continente wohnen. Sie haben diese passiven Völker überfallen, unterjocht, erzogen und im Verkehr mit denselben, durch Weckung und Anwendung ihrer Kräfte die Cultur geweckt und entwickelt, deren Anfänge wir in der Südsee, auf den canarischen Inseln, deren Fortschritte wir in Aegypten und Mexico erblicken.

Indessen, meine verehrte Freundin, ich hoffe noch mehrfache Gelegenheit zu haben, Ihnen dieß Alles wie sich gebührt offen darzulegen und deutlich zu machen. Wenden wir uns nunmehro ohne weitere Bemerkungen zur nähern Betrachtung der passiven Menschenrasse.

Wir finden die passive Menschenrasse unter allen Zonen heimisch auf der ganzen Erde, so weit sie überhaupt Pflanzen und Thieren zur Heimath dient, in der Polarzone des Nordens, wie unter dem Aequator, an den sterilen Küsten Feuerlands und Californiens, wie in den üppigen Urwäldern von Amerika und Borneo.

Die körperliche Beschaffenheit der passiven Men-

schenrasse zeigt im Allgemeinen etwa folgende Merkmale. Die Körper ihrer Mitglieder überschreiten selten die Mittelgröße, ja sie sind sogar unter derselben, wo climatische Einflüsse ihrer Entwickelung entgegentreten. So fand Lichtenstedt die Buschmänner sehr klein und verkümmert, so erscheinen einige Neger auf den ägyptischen Denkmälern mit sehr dürftig ausgestatteter Musculatur und erinnern an die Neuholländer, so sind die Polarnomaden, die Samojeden, Lappen und Eskimos sehr klein und unansehnlich. Bei den meisten reinpassiven Völkern finden wir einen kurzen Hals und schmale Schultern. Die Kalmyken wie die Neger haben gekrümmte Schienbeine, ja die letztern zeigen so vorstehende Fersen, daß ein neuerer englischer Schriftsteller sie sehr treffend mit einem Borstbesen verglichen hat. Bemerkenswerth ist es, daß die Füße der passiven Stämme nicht die hohe Spanne zeigen, wie die der activen, sondern daß sie meist platt sind, wie etwa die der Gänse.

Vorzüglich auffallend aber ist bei allen passiven Stämmen die Bildung des Schädels, die auf den niedern Stufen, z. B. bei den Australiern, einigen Negern den Formen der Schlangen und Tiger nahe kommen. Auch unter den von Morton (crania americana) mitgetheilten Schädeln kommt diese Form vor, die auch bei den Kalmyken nicht selten ist. Die

Stirn erscheint dann schmal und niedrig, die Wangenknochen treten stark hervor, die Augen sind meist schief gestellt, wie bei den Mongolen und einigen Südamerikanern, oder liegen doch klein und tief im Kopfe wie bei den Negern. Der Mund ist groß und die Zähne vortrefflich, das Kinn aber ist klein und tritt sehr zurück. Sie erinnern Sich an die abschreckenden Physiognomien der Australier in Perons und in Freycinets Reisen, so wie an den Abguß eines Negerkopfes, den meine Sammlung bewahrt. Die Nase der passiven Rasse ist meist kurz, wie wir besonders an den Eskimos in Nordostasien, bei den Negern, vor allem aber bei den Buschmännern bemerken, von denen Lichtenstein erzählt, daß sie sich einen Bissen am Munde abschneiden können, ohne ihre Nasen irgend einer Gefahr auszusetzen. Ich erinnere Sie ferner an die kleinen Stumpfnasen der Kalmyken, Mongolen, Tungusen und aller jenen Nationen Sibiriens, die der passiven Rasse angehören. Eine merkwürdige Ausnahme machen jene colossalen Nasen, die wir auf den altamerikanischen Denkmälern antreffen, die in den Werken von Alexander von Humboldt, du Paix, Morton und Kingsborough abgebildet sind. Auch viele, ja die meisten noch vorhandenen nordamerikanischen Jägerstämme der Gegenwart zeigen jene Adlernasen in den übrigens sehr passiven

Gesichtern, wie Sie Sich aus dem prachtvollen Atlas zu des Prinzen Maximilian von Wied Reise erinnern werden.

Das Haar der passiven Stämme ist in der Regel schwarz, schlicht, stark und grob, dem Pferdehaar ähnlich. Die Neger machen eine Ausnahme davon; sie tragen anstatt des Haares eine kurze, krause, grobe Wolle auf dem Schädel. Der Bart ist im Allgemeinen bei allen passiven Stämmen sehr schwach, so daß frühere Reisende die Annahme verbreiten konnten, er fehle den Amerikanern und Mongolen gänzlich.

Die Haut der passiven Menschen ist, selbst in der Polarzone, stets farbig. Bei den Eskimos, Grönländern, Lappen, Samojeden, Tschukschen und Mongolen ist die Hautfarbe theils aschfarben, theils gelblich; die Hautfarbe der amerikanischen Stämme wechselt vom zartesten Rothbraun, in allen Nüancen zu gelb bis ins tiefe Schwarzbraun der Caraiben. Man hat die amerikanischen Indianer mit Bronzestatuen verglichen. Die Hautfarbe der beherrschten Classe auf den Inseln der Südsee ist dunkelbraun, die der Neger theils von der Farbe eines mit Wasserblei angestrichnen Ofens, theils dunkelcastanienbraun. Die Lippen haben einen mehr ins Violette übergehenden Ton und es sieht seltsam aus, wenn ein Neger den Mund öffnet und das Elfenbeinweiß der Zähne und die

Rosenfarbe des Zahnfleisches und der Zunge sichtbar wird. Man hat bemerkt, daß Neger, Amerikaner und Kalmyken niemals erröthen.

Die Sinneswerkzeuge, wie Gesicht, Gehör und Geruch sind in außerordentlicher Stärke vorhanden, minder entwickelt erscheinen Geschmack und Gefühl. Man hat bemerkt, daß Neger wie Amerikaner mit außerordentlicher Gleichgültigkeit körperliche Schmerzen ertragen, ohne daß gerade eine besondere moralische Kraft ihnen dabei zu Hülfe gekommen wäre. Was den Geschmack anbetrifft, so geben die verfaulten Fische, die überpicanten Seehundsgerichte, die Cawatränke, die Pfeffertöpfe und alle jenen Gerichte der Neger, Eskimos, Botocuden, Arowaken u. a. passiver Stämme ein genügendes Zeugniß von der geringen Entwickelung dieses Sinnes ab.

Die passive Rasse ist mit den niedern Organen der Seele vortrefflich ausgerüstet. Das Gedächtniß, sofern es namentlich durch äußerliche Erscheinungen unterstützt wird, ist bei allen diesen Stämmen bewunderungswürdig. Es ist dem Europäer unbegreiflich, mit welcher Sicherheit z. B. ein Botocude oder Camacan sich durch das Pflanzenchaos der Urwälder, oder ein Kalmyke und Nordamerikaner durch die öde, baumlose Wüste der Steppen und Prairien findet. Aber weder der Botocude noch der Kalmyke weiß, wie

viele Sommer oder Winter er durchlebt hat, und er ist nicht im Stande, eine Zahl zu merken, welche die seiner Finger überschreitet. Merkwürdige Ereignisse merken diese Völker nur dann, wenn irgend ein äußerlicher, sichtbarer Gegenstand, ein Stein, ein Felsen, ein Baum ihrem Gedächtniß zu Hülfe kommt, aber die Zeit, die für sie ohnehin weder Werth noch Bedeutung hat, wissen sie nicht zu bezeichnen. „Es ist schon lange her", das ist ihre ganze Zeitbestimmung.

In Dingen, welche sich auf Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse beziehen, entwickelt die passive Rasse einen außerordentlichen Scharfsinn, der sich am glänzendsten bei Jagd und Fischfang bewährt. Ein umgebogenes Blatt, ein geknickter Grashalm, ein gewendeter Stein, ein entfallenes Haar, eine Feder leiten den wilden Jäger mit größter Sicherheit durch Wälder, Felsen, Flüsse, Wüsten auf die Spur des Wildes; ein Ton, ein noch so leises Geräusch lassen ihn die Richtung erkennen, der er folgen muß, um zu seinem Ziele zu gelangen. Der Botocude, wie der Eskimo, der Assiniboin wie der Kalmyke ist als Jäger der scharfsichtigste, ausdauerndste und schlaueste Mensch. Während dieser Beschäftigung sind alle seine Sinne, alle seine Seelenkräfte auf einen Punct concentrirt. Er erblickt sein Wild und in demselben

Augenblick ist sein Bogen gespannt, der Pfeil fliegt, ohne das Ziel jemals zu fehlen.

Sind diese Geschäfte vorüber, ist sein Bedürfniß, seine Leidenschaft befriedigt, dann schläft er mit Leib und Seele und er ist dann so that- und gedankenlos, wie sein abgespannter Bogen, wie sein am Boden liegender Pfeil. Er verbringt dann die für ihn werthlose Zeit in einem dumpfen Hinbrüten, welches er für seine größte Seligkeit hält, denn er lebt nur in der Gegenwart. Ein nordamerikanischer Indianer sagte zu einem Engländer, der sich lange bei seinem Stamme aufgehalten: „Ach mein Bruder, du wirst nie, wie wir, das Glück kennen lernen, nichts zu denken und nichts zu thun; dieß ist nächst dem Schlafe das Allerentzückendste. So waren wir vor unserer Geburt, so werden wir nach dem Tode seyn." Und so denken alle passive Völker, der Neger wie der Kalmyke, der Eskimo wie der Lappe, der Buschmann wie der Californier.

Diese Trägheit und Indolenz offenbart sich namentlich, wenn der wißbegierige Europäer diese Leute nach ihren Erlebnissen, ihren Sitten, ihren Ansichten fragt oder sich nach ihrer Sprache erkundigt. Wenn es irgend die Fragestellung gestattet, so antworten sie zu Allem: Ja, so ist es. Auf einen Einwurf erwidern sie: es könnte auch so seyn. Im Nothfalle

suchen sie auch durch offenbare Lügen sich von dem lästigen Frager loszumachen.

Indessen bemerken wir auch hier, wie in der körperlichen Beschaffenheit, gewisse Abstufungen unter den passiven Nationen, deren Grund vornehmlich in dem Clima zu suchen scheint. So sind z. B. die Grönländer und Eskimos bei weitem geistig regsamer als die Bewohner der Urwälder von Amerika oder die Neger. Das rauhe Clima zwingt den Polarmenschen, für solidere Nahrung, für warme Kleidung und Wohnung, und um sich diese zu verschaffen, für tüchtigere Werkzeuge zu sorgen. Der mehr als die Hälfte des Jahres andauernde Winter, der nie ausbleibt, wie die Erfahrung lehrt, nöthigt den Polarmenschen, sich Vorräthe von Nahrungsmitteln, von Kleiderstoffen zu sammeln. Der Botocude findet zu jeder Zeit in seinem Urwald ein Obdach gegen Regen und jagdbare Thiere; er bedarf nichts als einer Art, die er aus einem Steine herstellt, und eines Bogens mit den nöthigen Pfeilen. Der Grönländer muß sich eine Winterhütte bauen, ehe der Frost eintritt, er muß Felle und Fleisch anschaffen, ehe die Seeküste einfriert. So ist er genöthigt, an die Zukunft zu denken, was der Bewohner der Tropenländer nicht nöthig hat und daher auch nicht thut. Der Feuerländer und der Californier, dessen Vaterland zu den

rauhesten Strichen der Erde gehört, wird doch niemals so gänzlich durch das Clima von aller Vegetation, von allen Thieren abgeschnitten, wie der Eskimo. Er setzt daher seine abgehärtete Haut dem Unwetter entgegen und trotzt dem Mangel, für den er sich, wenn er Gelegenheit hat, durch gränzenlose Unmäßigkeit entschädigt. Der Eskimo arbeitet nicht allein seine Kleider und Geräthe, Waffen und Hütten weit besser als die tropischen Wilden, sondern auch seine häusliche Einrichtung zeugt von Nachdenken und sorgfältiger Benutzung der Erfahrung. Dieses erweckte Nachdenken hat demnächst zur Folge eine freundlichere Gestaltung der geselligen Verhältnisse, dann aber auch die Erweckung zu religiösen Ideen, die Ausbildung religiöser Sagen, die wir vergebens bei Botocuden, Feuerländern, Californiern und Buschmännern suchen. Daher kommt es, daß alle Polarvölker bei weitem mehr geistig erweckt sind, als die der Tropenländer, deren entnervende Hitze selbst auf den Europäer einen verderblichen Einfluß ausübt.

Die gemüthlichen Eigenschaften der passiven Rasse sind nach den verschiedenen Culturstufen, auf denen sie stehen, auch mehr oder minder entwickelt. Die Buschmänner kennen nicht einmal die Anhänglichkeit der Gatten. Sie schweifen einzeln wie das Wild in ihren Wüsten umher und die Mutter behält ihr

Kind nicht länger als die Hirschkuh ihr Junges. Sobald der junge Buschmann sich Pfeil und Bogen selbst fertigen kann, wird er ganz selbständig. Er sucht sich dann eine Frau, die aber keineswegs an ihn gebunden ist oder die ihm wohl auch ein stärkerer wegnehmen kann. Aehnliche Verhältnisse finden wir bei den Pescheräh und Californiern. Festere eheliche Bande kommen bei den Negern, den Caraiben u. a. amerikanischen Völkerschaften, den Polarstämmen und bei den Kalmyken vor, obschon auch hier die Frau überall das erste Lastthier, die unterjochte Magd des Mannes ist. Ihr ist alle Arbeit aufgebürdet, die sich auf Bereitung der Nahrung, der Kleidung, der Wohnstätte bezieht. Der Mann fertigt die Jagdwaffen und erlegt das Wild, alle übrige Arbeit ist Sache der Weiber. Die Stellung der Frauen aber in der Familie bezeichnet am deutlichsten den Standpunct eines Volksstammes.

Die Gefühle der Liebe, der Freundschaft, der Ehre und der Schande, der Dankbarkeit, des Mitleids sind bei den passiven Völkern um so weniger entwickelt, je tiefer sie stehen. Amerikaner und Kalmyken erröthen nicht, wenn sie auf einer Lüge oder einer schmachvollen Handlung ertappt werden. Dagegen finden wir bei den Eskimos und Grönländern

ein lebendigeres Ehrgefühl, das bei den nördlichen Amerikanern sogar als Ehrgeiz auftritt.

Eine merkwürdige Erscheinung bei den passiven Völkern ist eine eigenthümliche Muthlosigkeit, welche plötzlich eintritt, wenn sie von irgend einem ihnen fremdartigen Gegenstande erschreckt werden. Kriegerischer Muth geht den passiven Stämmen, wo sie rein und unvermischt leben, gänzlich ab. Die Lappländer wie die Samojeden und Grönländer sind eben so feig, wie die Neger. Als im letzten Kriege zwei englische Briggs vor Hammerfest in Norwegen erschienen, wurden einige Lappen zur Bedienung einer Kanone angestellt. Der erste Schuß, der abgefeuert wurde, versetzte sie in einen panischen Schrecken, beim zweiten verließen sie sogleich ihren Posten, und als der dritte erklang, waren sie schon alle davon gelaufen. Die Negergefechte gleichen einer förmlichen Harlekinade, obschon diese Krieger, wenn sie durch die Uebermacht oder andere Zufälle siegen, die gräßlichsten Grausamkeiten begehen. Die höhere Cultur der Nordamerikaner spricht sich auch in der Tapferkeit aus, mit der sie dem Feinde entgegentreten und seine Angriffe aushalten.

Der geistige Grundzug aller passiven Völker ist eine gränzenlose Trägheit, ein standhaftes Streben nach Ruhe, das nur zuweilen durch das Erwachen

der Leidenschaft auf kurze Zeit unterbrochen wird, worauf eine Abspannung, geistiger wie leiblicher Schlaf allgewaltig aufs Neue eintritt. Die Leidenschaft regt den Scharfsinn, das Gedächtniß, die Willenskraft, den Muth auf kurze Zeit an. Diese Kräfte aber ruhen noch ungegliedert und bewußtlos in der Seele dieser Menschen.

Die passiven Völker aber besitzen dennoch alle Eigenschaften, welche den Menschen vor den Thieren auszeichnen; sie haben außer der menschlichen Gestalt allesammt eine articulirte Sprache, sie haben eine Kleidung, oder wo das Clima dieselbe entbehrlich macht, doch wenigstens das Bestreben, durch Schmuck ihre Gestalt zu verschönern, sie erzeugen und benutzen das Feuer, was keins der Thiere vermag, sie fertigen sich, wo Flüsse oder Seen ihren Lauf hemmen, Fahrzeuge, die wir schon bei den Australiern und Pescheräh und zwar aus zusammengehefteten Rinden bemerken, sie fertigen Waffen, Werkzeuge und Gefäße, sie bestatten endlich ihre Todten, wie sie denn auch allesammt eine Ahnung überirdischer, höherer Wesen besitzen, was gleichermaßen den Menschen von dem Thiere unterscheidet.

---

## Vierter Brief.

Fahren wir fort, meine verehrte Freundin, die Zustände der passiven Völker näher zu betrachten, so bemerken wir als den niedrigsten Standpunct den der Jäger und Fischer, d. h. mit andern Worten, auf den niedern Stufen entnimmt der Mensch seine Nahrung vorzugsweise dem Thierreiche. Auch die activen Völker verharren da, wo sie durch keine Gränzen eingeengt sind, lange Zeit in dem Zustande des Jägerlebens, aus welchem allgemach ein Uebergang in das Hirtenleben Statt findet, wie wir später im Verlauf unserer Betrachtung näher nachgewiesen finden. Das erste Bedürfniß des Menschen, das der Nahrung, bringt die ersten Geräthschaften hervor, namentlich die Waffen zur Jagd, die wir daher auch auf den niedrigsten Culturstufen finden. Die Buschmänner bedienen sich einer Art Pfeile, die überaus sinnreich eingerichtet und an der Spitze vergiftet sind. Dadurch wird es ihnen möglich, auch große Thiere, die ihnen an Kraft und Gewandtheit überlegen sind, zu tödten. Die Australier schleudern ihre langen Lanzen mit einem Wurfbret fort, das sehr sinnreich eingerichtet ist. Vor allem aber zeichnen sich die Grönländer und Eskimos durch die Zweckmäßigkeit ihrer Waffen wie ihrer ganzen häuslichen Einrichtung aus.

Wie vortrefflich sind nicht ihre Lanzen und Wurfspieße aus den festen Zähnen und Knochen der großen Walen gearbeitet, wie tüchtig ist die Arbeit; wie dauerhaft, zierlich und leicht sind nicht die einmännischen Kähne, die Kajak, wie die Transportschiffe, deren Modelle Sie in meiner Sammlung gesehen haben! Wie zweckmäßig sind nicht die Kleidungsstücke, die Sommer- und Winterhütten eingerichtet! Der Grönländer bewegt sich in einem Clima, wo der Europäer mit seinen eignen Hülfsmitteln ein jammervolles Leben führt, wie es Capitain Roß mit so ergreifenden Zügen schildert, ganz behaglich und hält sein Volk nicht allein für das klügste, sondern auch für das glücklichste, sein Land für das herrlichste aller Länder auf Erden.

Nicht minder sinnreich und zweckmäßig sind die Geschosse der Bewohner der Urwälder von Südamerika, die auf den niedrigeren Stufen der Cultur noch jetzt verharren. Wie trefflich geschnitzt und geglättet sind nicht jene langen Bogen aus dunklem festen Holz, wie sauber ist die Arbeit an den Pfeilen, wie fest sind nicht die Federn mit dem Schaft verbunden. Da diesen Leuten Metalle gar nicht, Steine nur selten zugänglich sind, so ist die Klinge dieser Pfeile aus einem Schilfrohre geschnitten und geschliffen, dessen Rinde sehr kieselhaltig ist. Sie kennen die ge-

flochtenen Taschen, so wie die Federkragen und Mützen dieser Kinder der Natur, und haben oft bewundert, wie genau und dauerhaft diese Arbeiten ausgeführt sind. Und dennoch ist diese Federarbeit nicht etwa in Folge des Bedürfnisses, sondern nur aus Freude am Schmuck entstanden, die allen Menschen angeboren ist und den wir daher auf allen Culturstufen antreffen. Die Botocuden und alle anderen Amerikaner bemalen sich deßhalb die Haut mit den seltsamsten Mustern; dasselbe thun auch die Neger; ja die Hottentotten bekleiden sich förmlich mit einem Ueberzug von Talg, Kuhmist und Asche. Die Eskimos und die Polarnomaden tatowiren sich, wie denn auch die Australier sich durch eingeschnittene Narben und durch Bemalung mit bunten Erden auszuschmücken suchen. Das Durchbohren der Ohrlappen, der Nasenwände, der Lippen finden wir in den Tropen wie in der Polarzone. Steine, Muscheln, Zähne, Knochen, Federn, Blumen, Hölzer und andere geeignete Gegenstände werden sowohl von den Eskimos als von den Negern und Amerikanern in diese Oeffnungen gesteckt, und je weiter der Fortschritt dieser Stämme gediehen ist, desto überladener ist dieser Schmuck, welchen erst eine höhere Cultur in die gehörigen Gränzen einschränkt.

In allen Dingen, welche sich auf die Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse beziehen, finden wir die

passiven Nationen in einer dem Clima und den Landes-
producten überaus angemessenen Weise eingerichtet.
Sorgfältig benutzen sie die von der Natur dargebotenen
Hülfsmittel dazu; sie sammeln die Geschiebe und fer-
tigen daraus, indem sie dieselben züschleifen, ihre
Aexte und Messer, Pfeil- und Lanzenspitzen. Sie
haben, meine verehrte Freundin, in meiner Sammlung
die merkwürdigen Geschiebe sowohl, als auch die stei-
nernen Klingen, so wie die damit bewehrten Aexte
gesehen, wie sie auf den verschiedenen Puncten der
Erde vorkommen. Sie haben vornehmlich die Treff-
lichkeit des Flechtwerkes, womit der Stein an den
hölzernen Stiel befestigt worden, bewundert. Mit
unendlicher Mühe bohren die Amerikaner kleine Steine,
Thierzähne, Muscheln, um sich Halsgehänge daraus
zu fertigen. Den Thon und Lehm, welcher in größern
Lagern hie und da am Fuße der Gebürge vorkommt,
benutzen die passiven Nationen überall, um Gefäße
daraus zu bereiten, die sie am Feuer brennen und
wie die Afrikaner mit Metalloxyden oder wie die
Amerikaner mit Harzen und Pflanzenfarben bemalen.
Nächstdem benutzen sie da, wo dieser Thon fehlt, die
weicheren Steinarten, namentlich den Talkstein in der
Polarzone und die hartschaligen Pflanzen, wie in Süd-
amerika, zu Gefäßen. Die Kaffern und Eskimos fer-
tigen aus Thiergehörnen, die Hottentotten aus Holz,

die Neger und Amerikaner aus Pflanzenfasern gar zierliche Gefäße, in deren Formen eine große Mannichfaltigkeit herrscht.

Die Erscheinungen des Familienlebens sind bei den passiven Völkern in jeder Beziehung sehr entwickelt und namentlich ist es der letzte Act des menschlichen Daseyns, die Bestattung der Todten, dem sie eine um so größere Aufmerksamkeit zuwenden, je größere Cultur sie erlangt haben. Man weiß allerdings nichts über die Art und Weise, wie die Buschmänner ihre Todten bestatten, und die Gebeine und Schädel, welche unbegraben in ihrer wüsten Heimath sich vorfinden, lassen vermuthen, daß auch hierin jene Roheit herrscht, die in ihrem übrigen Leben hervortritt. Die Californier und Australier begraben ihre Todten an dem Orte, wo sie gestorben. Die Amerikaner des Südens haben dieselbe Sitte. Größere Sorgfalt verwenden die Nordamerikaner, die den Todten in Felle wickeln, auf Stangengerüste oder in die Zweige der Bäume setzen und die Verwesung des Fleisches abwarten. Die übrigbleibenden Gebeine werden sodann nach längerer Zeit von der Familie gesammelt und aufbewahrt. Ja, es giebt unter den nordamerikanischen Indiern Stämme, welche bereits gemeinsame Begräbnißplätze haben, in denen wir die ersten Anfänge der Nationalversammlungsplätze anerkennen müssen. Es sind diese Begräbniß-

plätze Vereinigungspuncte verwandter Stämme, wo sie zu gewissen Zeiten sich einfinden und durch allerlei Spiele oder Uebungen das Gedächtniß der Verstorbenen feiern.

Suchen wir nun aber auch die Anfänge des öffentlichen Lebens bei den passiven Stämmen auf, so werden wir, meine verehrte Freundin, nirgend eine größere und lange Zeit andauernde Verbindung mehrerer Stämme zu einem, sich seiner Einheit bewußten Volke finden. Es ist charakteristisch für die passive Rasse, daß sie nur familien- oder verwandtschaftweise beisammenwohnt oder miteinander umherzieht. Ein Nationalbewußtsein, wie wir dasselbe bei den Beduinen, den Tscherkessen, den Mongolen finden, treffen wir niemals bei ihnen an. Jeder Stamm lebt für sich und trennt sich, wenn er zu bedeutender Masse anwächst, in mehrere kleine ab. Lassen Sie uns, verehrte Freundin, diese interessante Erscheinung näher ins Auge fassen.

Die ursprünglichen, die niedrigsten Stufen der passiven Menschenrasse sind ohnstreitig die des Jäger- und Fischerlebens, wie wir diese an den entlegensten Rändern der Continente antreffen. Diese wilden Fischer ziehen mit ihren Waffen, welche ihre einzigen Habseligkeiten ausmachen, in kleinen Familien von einem Jagdrevier zum andern. Sie halten da, wo sie Beute gemacht, bereiten das Erlegte, und nachdem sie sich

daran gesättigt, ruhen sie auf demselben Platze, den das Feuer ausgewärmt, von der Arbeit und dem Genusse aus. Da der Aelteste gemeiniglich derjenige ist, der den Zug des Wildes oder der Fische am genauesten kennt, die Gelegenheit des Landes am sichersten weiß, so ist dieser der Führer und Ordner dieser steten Jagdzüge, welche durch große Ströme, Gebürge oder weite Wüsten begränzt werden. Innerhalb solcher natürlicher Gränzen können die passiven Jägerstämme lange Zeit hindurch abgeschlossen bestehen, da ihre Lebensweise ihrer Vermehrung nicht eben günstig ist. Die Australier, Pescheräh, Botocuden, Buschmänner, Eskimos und Grönländer sind keine zahlreichen Volksstämme; namentlich läßt sich von den Buschmännern und Eskimos, die man nun bereits mehrere Jahrhunderte kennt und beobachtet hat, nachweisen, daß ihre Anzahl sich immer gleich geblieben, ohne daß besondere Unfälle, Seuchen und dergleichen dem Anwachs ihrer Bevölkerung hinderlich gewesen sind. Eine ähnliche Erscheinung bieten die wilden Thiere, die sich ja auch niemals so bedeutend vermehren, wie die Heerden der gezähmten, welche der Mensch um sich versammelt.

Das Haupt des Stammes tritt auch, wenn sich in den Familien Streitigkeiten in Bezug auf den Besitz von Waffen, Schmucksachen, Nahrungsmitteln, Frauen und dergl. entspinnen, als Schiedsrichter auf. Die

genannten Gegenstände sind die ältesten Besitzthümer der in einer Stammgenossenschaft zusammenlebenden Familienglieder. Wo weiter nicht bevölkerte Landstrecken vorhanden sind, welche das Wild in genügender Fülle beherbergen, wo es also dem einzelnen Menschen nicht an Gelegenheit fehlt, sich seine Nahrung, seine Lagerstätte zu verschaffen, da hat Grund und Boden so wenig Werth als die atmosphärische Luft in den bevölkertsten Ländern von Europa. Unter den an Individuen nicht zahlreichen Jäger- und Fischerstämmen herrscht daher auch in der Regel der tiefste Frieden, und die Reisenden bemerkten sehr selten Zank und Streit unter den Männern.

Erst wenn die Stämme zahlreicher werden und sich in mehrere Abtheilungen zertrennen oder auch wenn sie mit fremden Stämmen zusammentreffen, entfaltet sich die Idee vom Grundbesitz, vom Eigenthum am Lande. Es bilden sich dann gewisse Gränzen, Jagdgebiete, innerhalb deren ein jeder Stamm verweilt, um seine Nahrung zu erwerben und seine Todten zu bestatten. Man hat bemerkt, daß die wilden Jäger- und Fischerstämme ihre Gränzen sehr genau respectiren, da die Verletzung derselben die erste Ursache zum Kriege, d. h. zur gewaltsamen Unterbrechung des gewohnten Lebensganges und des höchsten Glückes, der thatlosen Ruhe ist. So lange also die wilden Jäger-

stämme sich nicht sehr vermehren, so lange sie nicht durch Mangel an Wild, durch gewaltsame Naturereignisse, oder andere Ursachen aus ihrer Heimath getrieben werden, verharren sie darin. Werden einzelne Individuen oder Trupps auf ihren Jagd- oder Fischereizügen verschlagen, so finden sie wohl gastliche Aufnahme; beleidigen sie aber ihre Wirthe durch Diebstahl an Nahrungsmitteln oder Geräthen oder entführen sie gar eine Frau des Stammes in ihre Heimath, so ist ein Angriff auf ihren Stamm von Seiten der Beleidigten die Folge.

Diese Erscheinungen sind aber bei den Stämmen selten, welche sich lediglich von Jagd und Fischfang nähren. Man hat z. B. unter den Pescheräh, Californiern, Eskimos und andern Polarvölkern keine ernsten Kriege bemerkt. Die verschiedenen Stämme weichen sich aus, machen einander Platz und vermeiden feindliche Reibungen.

Die nächste Stufe vom Jägerleben aufwärts ist die der Hirten. Sie wissen, meine verehrte Freundin, daß es mehrere Thierarten giebt, welche ein merkwürdiger Naturtrieb an die Person des Menschen unwiderstehlich anzieht. Es sind dies in der Polarzone der Hund und das Rennthier, in den übrigen das Schwein und die Ziegen und Schafe — für die sämmtlich die durch die menschliche Verdauung veränderten Nahrungs-

stoffe den höchsten Reiz haben. Sie schaaren sich willig um den Menschen und erwachsen unter seiner Pflege zu zahlreichen Heerden. Der Uebergang zum Hirtenleben, den Sie Sich aber nicht als ein plötzlich eintretendes, absichtliches Ereigniß vorstellen dürfen, der im Gegentheil gar allmälig erfolgt, bringt mancherlei Veränderungen in dem Zustande der Gesellschaft hervor.

Wenn in der Familie, in dem Stamme der Jägervölker der Aelteste, der Erfahrenste das meiste Ansehen hat, so wird bei den Hirtenstämmen der Wohlhabendste auch der Angesehenste seyn. Bei übrigens gleichen Verhältnissen ist gemeiniglich der Aelteste auch der Wohlhabendste, da er im Laufe eines längeren Lebens auch mehr Zeit und Gelegenheit hatte, seine Erfahrung auf die Mehrung seines Besitzthums zu verwenden, als der jüngere Mann, der vor kurzem erst seine Laufbahn begann.

Der Jäger bedarf außer seinen Waffen und seinen gesunden Sinneswerkzeugen keines umfangreichen Besitzes, sein Lager findet er überall. Der Heerdenbesitzer braucht eine Hütte, worin er mehrere Wochen verweilen und seine Geräthe aufbewahren muß, die bei weitem mannichfaltiger sind als die wenigen Waffen, welche der Jäger gebraucht. Der Jäger bratet das Fleisch des Wildes, welches er eben erlegt, auf der Stelle, der Nomade dagegen benutzt vorzugsweise die

Milch seiner Heerden und — wenn Sie mir einen Vergleich erlauben wollen, der Jäger ist der Verschwender des Capitals, das der Nomade ausleiht, um von den Zinsen desselben zu leben. Für diesen Zweck aber bedarf der Nomade mehrfacher Geräthe, namentlich der Gefäße, worin er die Milch zu festeren Stoffen, zu Butter, Käse umwandelt. Das Fleisch der überflüssigen jungen Thiere oder der gefallenen, verunglückten alten wird so zubereitet, daß es sich längere Zeit hält und einen erwünschten Vorrath für die Zeiten des Mangels bildet. Aehnliche Erscheinungen finden sich allerdings bei den Jäger- und Fischerstämmen der Polarzone, welche der die Beute versagende Winter zu ähnlicher Vorsicht nöthigt.

Die Hirtenstämme verharren in der Regel so lange bei ihrer Lebensweise, bis besondere Unfälle, namentlich Viehseuchen, kriegerische Anfälle sie um die Quellen ihres Lebensunterhaltes bringen und sie nöthigen, einen anderen Erwerb aufzusuchen. So leben am nördlichen Ufer des schwarzen Meeres Kalmykenstämme, die durch ähnliche Ereignisse genöthigt wurden, ihr Hirtenleben aufzugeben und vom Fischfang sich zu nähren. Wo jedoch solche gewaltsame Ereignisse nicht stattfinden, beharren die Hirtenvölker Jahrtausende lang in ihrem Zustande, wie denn überhaupt der Mensch sich den Mittelstufen der Cultur am schwersten entreißt.

Die Hirtenvölker sind in der Regel sehr friedfertiger Natur, und wenn der Jäger, an das stete Morden gewöhnt, wilderen Sinnes ist, so bleibt das friedliche Stillleben der Heerden gewiß nicht ohne Einfluß auf ihre Besitzer. Das Haupt der Familie ist der Vater, selbst dann noch, wenn die Kinder herangewachsen sind. Das Haupt der Horde oder der zusammengehörigen Familien ist der Vorsteher der ältesten Familie. Er berathet sich mit den übrigen Familienhäuptern über die Angelegenheiten des ganzen Stammes, doch ist seine Stimme die entscheidende. Eben so wie nun die Kinder eine große Anhänglichkeit an ihre Eltern haben, eben so haben sie auch die Familienhäupter an ihre Stammvorsteher, und wir finden, daß die Stämme der Nomaden gemeiniglich bei weitem zahlreicher sind als die der Jäger, da sich einzelne Familien weniger leicht davon abtrennen, als es bei den Jägern der Fall ist. Je stärker ein Hirtenstamm, desto besser vermag er dem Andrange feindlicher Schaaren zu widerstehen. Der Jäger ist selbständiger, ja um so glücklicher, je weniger Personen Anspruch an das vorhandene Wild machen.

Anders ist es bei den Nomaden. Die Ausführung gewisser Arbeiten ist dem Einzelnen nicht möglich, wie denn z. B. zum Filzen der Zeltdecken stets noch mehrere starke Personen nothwendig sind. Der Jäger geht,

wenn er Hunger fühlt, auf die Jagd, der Nomade ist oft auf den Nachbar angewiesen und so wird eine gegenseitige Aushülfe nothwendig. Die geselligen Formen werden dadurch milder. Das Nomadenleben bringt aber auch eine Menge Vorfälle mit sich, die bei dem Jäger nicht stattfinden können. Der Jäger lebt für sich und den Augenblick, der Hirt hat auch für seine Thiere zu sorgen und die Jungen erinnern ihn stets an die Zukunft. Die geselligen Verhältnisse sind durch das Beisammensein einer größeren Menschenmenge verwickelter, reicher an Erscheinungen, und jedes Ereigniß hat hier andere, dauerndere Folgen, als in dem Leben des Jägers. Endlich aber werden die Hirten eben durch ihre regelmäßig wiederkehrenden Beschäftigungen, wie Tränken, Melken, Buttern an eine ruhigere, gleichmäßige Thätigkeit gewöhnt, die auf ihre Gesinnung von großem Einfluß ist. Bei dem Jäger wechselt träge Ruhe mit ungeheurer Anstrengung. Die Hirten leben Jahr aus Jahr ein in ihren täglich sich wiederholenden Arbeiten hin, wenn nicht etwa einbrechende wilde Thiere sie zu einer allgemeinen Jagd vereinigen, was dann ein Fest für die Jugend des ganzen Stammes wird.

So gewähren denn die Nomadenvölker, wie die Kalmyken, Tungusen, Jakuten, Lappen und Kaffern das treueste Bild des Stillstandes.

---

## Fünfter Brief.

Wie aber kommt der Mensch passiver Rasse zum Ackerbau? Diese Frage, welche Sie mir stellen, finde ich ganz in der Ordnung, da es Ihnen bekannt ist, daß die nordamerikanischen und arowakischen Völker, daß Kaffern und Neger Ackerbau treiben.

Die passiven Hirtenstämme, welche ausschließlich dem Hirtenleben sich ergeben und Jahrtausende lang darin verharret haben, gehören theils der Polarzone an, in welcher der Mensch fast ausschließlich, mit Ausnahme weniger Beeren und Blattgewächse, auf thierische Nahrung angewiesen ist, theils leben sie in Steppen, welche nichts als üppige Grasmassen hervorbringen und wo andere Pflanzen nicht gedeihen. Sie sind also ganz und gar auf ihre Heerden angewiesen, von denen sie nicht allein Speise und Trank, sondern auch den Stoff zu ihren Kleidern, Wohnungen, Geräthen und Gefäßen erhalten.

Die Heimath der Jäger ist der Wald, das Thal der Flüsse, das Gebürge, und hier ist dann gemeiniglich eine mannichfaltigere und reichere Vegetation. Die südamerikanischen Urwälder bringen z. B. Baumwolle, Zuckerrohr, Mais, Manioca, verschiedene Kürbisarten und Beeren hervor, die theils zum Fleische als angenehme Zukost dienen, theils aber auch geeignet

sind, eine selbständige Nahrung zu gewähren, wie besonders die Getraidearten und Knollengewächse. Tritt nun Mangel an Wild ein, so bieten diese Pflanzen ein Hülfsmittel. Der Mensch bemerkt übrigens gar bald die regelmäßig alljährig wiederkehrenden Erscheinungen der Blüthe und der Frucht gewisser Pflanzen. Und so finden wir denn, daß schon viele Stämme in den amerikanischen Urwäldern, wie auch in den nordamerikanischen Prairien nicht allein die freiwillig wachsenden Früchte einsammeln, sondern daß sie Mais, Kürbisse und Knollengewächse anpflanzen und pflegen. Sie versichern sich dadurch der Zukunft.

Je mehr nun das Wild abnimmt, je zahlreicher der Volksstamm wird, je mehr sich seine Erfahrung hinsichtlich der Bearbeitung des Bodens, der Pflege der gezähmten Thiere erweitert, desto mehr Freude gewährt ihm seine Beschäftigung, sein wachsender Besitz. So sehen wir in demselben Lande, wo die jeglichen Besitz fliehenden Buschmänner sich umhertreiben, die zahlreichen Stämme der Kaffern im Besitze großer Heerden und angebauter Gefilde. Sie sind eifrige Viehzüchter und treiben die Jagd nur zur Abwehr größerer Raubthiere oder zu ihrer Belustigung. So ist es auch bei den Negern, die nebendem auch geschickte und fleißige Fischer sind, und jede Gelegenheit, die sich darbietet, benutzen, ihre Habe zu mehren.

Der Uebergang aus dem Jagdleben hat aber mancherlei Folgen. Zunächst lenkt die Bearbeitung des Bodens den Blick des Menschen auf die genauere Betrachtung der Erdoberfläche und er bemerkt die Metalle, die gediegenen sowohl als die vererzten. Wir finden die Schmiedekunst bei den Kaffern und Negern seit alter Zeit. Es muß ferner der Ackerbauer bei weitem mehr Werkzeuge sich zulegen, als der Jäger und Hirt. Die Hacke und der daraus hervorgegangene Pflug ist das unentbehrlichste Werkzeug, zu welchem dann die verschiedenen Rechen und Gabeln, so wie die Tragen, Schleifen und Wagen für die Fortschaffung der Ernte kommen.

Die Producte des Ackerbaues sind meist umfangreicher als die der Jagd und der Viehzucht, ihre Aufbewahrung erfordert größere Räumlichkeiten, die dann unter den Augen der Besitzer stehen müssen, und so reihen sich denn an die menschlichen Wohnstätten die Vorrathshäuser und Schuppen. So bildet sich aus dem einfachen stehenden Wohnhause ein Gehöfte, in dessen Mitte die Heerde des Besitzers ihre Stelle hat. Zu mehrerem Schutz gegen die Einbrüche der reißenden Thiere oder feindseligen Menschen reihen sich dann die Gehöfte aneinander und daraus entstehen die festen Ortschaften, die von den angebauten Feldern und Wiesen umgeben sind.

Hier aber leben die Menschen in noch innigerem Verkehr, als es beim Nomadenstande der Fall ist. Mißernte und Krankheit des Viehes werden, wenn sie den Einzelnen betreffen, von der übrigen Gemeinde möglichst übertragen. Die Reisenden rühmen die große Bereitwilligkeit, womit die Kaffern ihren verarmten Landsleuten Vieh und andere Vorräthe darreichen, damit jene ihren Hausstand aufs Neue begründen können. Auch unter den Negervölkern herrscht eine gegenseitige Wohlthätigkeit und Willfährigkeit zur Linderung der Noth der Nachbarn.

Die festen Ortschaften aber werden allgemach die Mittelpuncte der gewerblichen Thätigkeit. Der Ackerbau läßt dem Menschen, wenn die Felder bestellt sind, so wie nach der Ernte viele Zeit übrig, die er dann anf anderweite Beschäftigung verwenden kann. Er stellt dann Kleider, Schmucksachen, Geräthe, Gefäße in größerer Anzahl her, als er bedarf, und er bildet sich darin ein Mittel, den Ueberfluß anderer Producte, Getraide, Vieh und dergl. zu tauschen. Da nun der Tausch dem Menschen Unterhaltung gewährt, so erneuert er sich immer wieder und es tritt eine stete Veränderung und Erneuerung des Besitzes ein, wie denn z. B. die Betjuanen und Kaffern ununterbrochen mit einander handeln und tauschen und stets den Besitz ihrer Frauen, Thiere, Geräthe, Schmuck-

sachen und Waffen verändern. Je länger nun eine solche Stadt, eine solche Gemeinde besteht, desto bekannter wird sie auch der Nachbarschaft und es bilden sich nun allgemach Wege und Straßen von einer Stadt zur andern. Es bilden sich aber auch zu gewissen Jahreszeiten, an bestimmten Festtagen besondere Zusammenkünfte aus, zu welchen die Bewohner entlegener Ortschaften mit ihren Producten herbeikommen. So ist ganz Mittel- und Nordafrika von Straßen durchschnitten, auf welchen ein lebhafter Verkehr stattfindet, dessen eigentliche Träger freilich die der activen Rasse entstammten Mauren sind. Allein die Anfänge dieses Verkehrs lassen sich doch schon bei den ungemischten, passiven Südafrikanern nachweisen.

Sie sehen also, meine verehrte Freundin, wie aus dem Jägerleben sich das des Ackerbaues entwickelt, wenn sonst nur keine gewaltsamen Naturereignisse eine Unterbrechung herbeiführen.

Diese großen Gemeinden und Ortschaften gleichen in ihrer Verfassung ganz der der Nomaden, nur daß hier die Rechtsverhältnisse bei weitem verwickelter sind, da die Menschen in lebhafterem Verkehre stehen und eine Menge Fälle eintreten, welche im Nomadenleben nicht vorkommen können. Diebstahl, Schulden, Mord, Verwundung sind diejenigen Verbrechen, welche am häufigsten vorkommen und welche nicht sowohl bestraft,

als gebüßt werden; der Verbrecher muß den Schaden, den er angerichtet hat, wieder gut machen und ersetzen, und erst dann, wenn er dieß nicht im Stande ist, wird er am Leben oder an der Freiheit gestraft.

Die Verfassung der Völker ist ebenfalls aus dem Familienleben hervorgegangen. Sie wohnen hordenweise beisammen und stehen unter Oberhäuptern, deren Macht nach Außen durch die Anzahl ihrer Unterthanen bedingt ist. Bisweilen ist eine Horde in zwei oder drei kleinere getheilt, welche sich an einem andern Orte niedergelassen haben. Sie sind aber doch immer in Verbindung mit den Haupthorden und der Oberherr ernennt für sie besondere Statthalter. Auch für die Geschäfte der Haupthorden erwählt sich das Oberhaupt eigene Beamten und zwar aus den älteren, erfahrenen und wohlhabenden Personen. Sie bilden den Rath desselben und es wird, ohne sie vorher gehört zu haben, nichts Wichtiges beschliessen und unternehmen. Es hat das Recht über Leben und Tod und findet, wenn es sonst gerecht ist, willigen Gehorsam. Gegen Ungerechtigkeit und das Antasten alter Gerechtsame wagen die Beamten Gegenvorstellungen und Einsprüche, und wenn es tyrannisch ist, verlassen es die Mitglieder der Horde und wenden sich einem andern zu. Der Hordenfürst betrachtet sich als Grundherrn und Eigenthümer des Landes. Daher muß das Volk ihm Abgaben zahlen an Feldfrüchten,

Rindern; von den Brautgeschenken erhält er einen Antheil, eben so von jedem Stück Vieh, welches in der Horde geschlachtet wird; alle Elefantenzähne, Tigerfelle und Kranichschwanzfedern müssen an ihn abgeliefert werden. Mit den Tigerfellen beschenkt er seine Lieblinge, aus den Elefantenzähnen läßt er Armringe fertigen, die er seinen Günstlingen schenkt, deren absichtliche Zerbrechung aber Verlust des Lebens und der Habe nach sich zieht.

Die Würde des Oberhauptes ist erblich, und Abkömmlinge einer alten Oberhauptfamilie haben den Rang vor allen andern; die Söhne der weiblichen Abkömmlinge erben den Rang ihrer Mutter. Das Oberhaupt theilt, wenn es mehrere Söhne hat, seine Viehheerden in so viele Theile, als dasselbe Frauen hat. Bis zum Jahre 1819 stand das ganze Volk der Kaffern unter einem einzigen Könige, dann theilte es sich in zwei Reiche, die sich aber allgemach in viele kleine Horden zersplitterten.

Die Kaffern wie die Betjuanen leben im Ganzen nicht minder friedlich wie die Polarnomaden; ihr vorzüglichster Feind sind die räuberischen Buschmänner, die in ihre Heerden Einfälle wagen. Eigentliche Kriege kommen selten vor, und wenn sie vorkommen, so liegt ihre Ursache gemeiniglich in der Herrschsucht der Oberhäupter, die sich in den Besitz mehrerer Horden

setzen wollen, dazu aber gern den Schein rechtmäßiger Ansprüche zu bewahren suchen. Dem Angriffe geht aber immer eine Kriegserklärung voraus und eine Unterlassung derselben würde die größte Mißbilligung finden. Diese Kriegserklärung ist mit gewissen Umständlichkeiten verbunden. Der angreifende Theil sendet Botschafter ab, welche einen Löwen- oder Tigerschwanz als Abzeichen und Beglaubigung ihrer diplomatischen Würde einhertragen. Während dieser Vorgänge versammelt der Kriegsherr die streitbare Mannschaft, welche mit Vieh reichlich bewirthet und zu Tänzen und andern Lustbarkeiten aufgemuntert wird. Bemerkenswerth ist, daß der aufgebotene gemeine Mann dem Kriegsaufgebote unbedingt Folge zu leisten hat, obschon der eigentliche Kriegsplan nur den Beamten bekannt ist. Der Heerflüchtige wird mit dem Tode bestraft. Aus den Beamten werden die Anführer gewählt, die zum Zeichen ihrer Würde einen Kranichfederbusch am Kopfe tragen. Das angreifende Heer rückt sodann, mit Schlachtvieh reichlich versehen, gegen den Feind an, der durch eine abermalige Sendung von dem Angriffe unterrichtet wird. Hat dieser seine Streitkräfte vollständig beisammen, so ist der angreifende Theil verpflichtet, seinen Angriff so lange aufzuschieben, bis jener ihm meldet, er sei zur entscheidenden Schlacht bereit.

Bei dem nun erfolgenden geordneten Angriff ist der Grundsatz beider Partheien, so wenig Menschenleben zu opfern als nur immer möglich. Das Kriegsgeschrei ist allerdings ganz entsetzlich, allein die Kämpfer haben einen Zwischenraum von 70—80 Schritt zwischen sich und so weit reicht selten ein Wurfspieß, die Hauptwaffe für den ersten Angriff. Allgemach rücken sich die beiden Schlachtlinien näher auf den Leib, bis endlich ein Handgemenge erfolgt, wobei jene kurzen etwa 2—3 Fuß langen Keulen die Hauptrolle spielen, welche Sie in meiner Sammlung gesehen haben. Diejenige Parthei nun, welche zuerst den Muth verliert und die Ansicht gewinnt, es müsse nun zum Aeußersten kommen, wendet sich zur Flucht — der dadurch zum Sieger gewordene Gegentheil setzt tapfer nach, nicht um ein Blutbad anzurichten, sondern lediglich, um Vieh, Frauen und Kinder des Feindes in seine Gewalt zu bekommen. Ersteres wird möglichst rasch geschlachtet, und wenn der Feind sich für überwunden und willig erklärt, die Oberherrschaft des Siegers anzuerkennen, so giebt man einen Theil des erbeuteten Viehes zurück. Wird eine Schlacht, bevor sich der Sieg entschieden, durch die Nacht unterbrochen, so ziehen sich beide Theile einige tausend Schritt zurück und setzen am nächsten Morgen das Treffen fort.

Sie sehen hier, meine verehrte Freundin, den

mildernden Einfluß des Hirtenlebens und des Ackerbaues auf die Gesinnung des Menschen, denn die Formen des öffentlichen Lebens, namentlich aber des Krieges sind bei weitem schroffer bei den Jägerstämmen. Erlauben Sie mir zu Bestätigung dieser Bemerkung einen Rückblick in die Zustände der Jägervölker, die wir in Nordamerika am vollständigsten entwickelt finden.

Die amerikanischen Jägerstämme leben ebenfalls in zum Theil zahlreichen mehrere tausend Individuen umfassenden Gemeinden beisammen. Die Gemeinden haben ihre Häuptlinge, die jedoch nicht mehr Rang oder Einfluß haben, als die übrigen Gemeindeglieder, wenn sie nicht gerade durch physische Kraft, Muth und Schlauheit sich auszeichnen.

Je mehr die amerikanischen Indianer dem seßhaften Leben sich nähern, d. h. je länger sie auf einer Stelle der angepflanzten Früchte wegen verweilen, desto ausgebildeter ist ihre Verfassung. Wir finden bei den südlichen Abiponern und Caraiben, wie bei den nördlichen Jerokesen und Delawaren in jedem Stamme Häuptlinge, die sowohl durch tapfere Thaten, als durch kluge Rathschläge, oder durch besonderen Wohlstand sich diese Würde erworben haben, aber auch andere, welche diese Würde von ihren Vorfahren, wie die der Samojeden und Ostjaken, Kalmyken und Kaffern, er-

erbt haben. Diesen steht ein Oberhaupt vor, das in gleicher Weise zu seiner Würde gelangt ist, und welches jene Häuptlinge oder Rathmänner unterstützen. Wollte es ihren Ansichten entgegen handeln, wollte es gar seinem Willen durch Schärfe, Zwang und Strafen Geltung verschaffen, so würden es sogleich Alle verlassen. Unbedingte Erblichkeit findet nicht Statt, sondern der Erbberechtigte wurde bei den Delawaren, die in drei Stämme getheilt waren, von den Oberhäuptern der zwei anderen Stämme erwählt, und durch eine besondere Feierlichkeit als Oberhaupt eingeführt. Seine Pflicht wird ihm vorgehalten und er ermahnt, derselben treulich obzuliegen.

Eine merkwürdige Erscheinung bei diesen amerikanischen Jägerstämmen ist die einer Aristokratie, d. h. der Vereine der Ausgezeichnetsten des Volkes, der Klügsten und Tapfersten. Diese Vereine bestehen neben den Rathmännern. Die Mitgliedschaft wird durch strenge Prüfungen des Muthes, der Geduld und der Kraft errungen. Die Mitglieder dieser Vereine sind bei den Amerikanern das, was bei den Kaffern die vom Oberhaupte ernannten Beamten und Günstlinge darstellen, ein Adel. Prinz Maximilian von Wied verdanken wir die genauesten Nachrichten von diesen Vereinen, die Sie in seiner classischen Reise durch Nordamerika selbst nachlesen werden. Er fand bei den Stämmen immer sechs bis acht solcher Gesellschaften.

Die afrikanischen Buschmänner und die amerikanischen Urwäldler überfallen wie der Dieb und der Straßenräuber ihre Feinde ohne weiteres; die größeren Stämme senden in Amerika eben so wie die Kaffern eine Kriegserklärung voraus und das Kriegswesen ist bei ihnen, die eher zum Kampfe fertig sind, auch viel geordneter, ihre Schlachten sind viel blutiger. Der Kaffer begnügt sich, den geschlagenen Feind loszugeben. Die Amerikaner tödten ihn mit langsamer Marter, scalpiren, braten und verzehren denselben. Ich will Sie indessen nicht mit den Schilderungen derartiger Greuel verstimmen, und nur die Bemerkung wiederholen, daß wir aus der Vergleichung der nomadischen Zustände mit denen des Jägerlebens deutlich ersehen, wie das erstere den Menschen milder und sanfter macht.

Bevor wir aber in der Betrachtung dieser Zustände weiter gehen, wollen wir erst einen Blick auf die Waffen werfen, die wir als Etwas bezeichnen müssen, das dem Menschen eben so eigenthümlich ist, wie die Sprache, die Kleidung und der Schmuck. Wir finden daher den Menschen auf allen Stufen der Cultur nie ohne die Waffen. Da Sie, meine verehrte Freundin, die bei mir aufgestellten Waffen der verschiedenen Nationen aus eigener Anschauung kennen, so kann ich mich kurz fassen.

Die älteste aller Waffen und die, welche zu allen übrigen Anlaß gegeben, ist der einfache Spieß, dessen

Beruf es ist, fortgeschleudert zu werden und das zu erlegende Wild zu verwunden oder zu tödten und somit festzuhalten. Denn die Waffen der Menschen sind von Haus aus gegen die Thiere gerichtet.

Den einfachen langen Spieß finden wir bei den Australiern und den Reitervölkern der amerikanischen und asiatischen Steppen. Die Spitze desselben ist theils in Feuer gehärtet, theils mit Steinen, Thierzähnen und Muscheln, theils mit Metall bewehrt. Er dient zum Stoß, wie zum Wurf. Der eigentliche Wurfspieß ist kürzer, 5—6 Fuß lang und wird theils aus freier Hand, wie bei den Afrikanern und Orientalen, theils vermittels eines Wurfbrettes, wie in der Polarzone fortgeschleudert. Am meisten ausgebildet finden wir diese Waffe bei den Eskimos und Grönländern, welche dieselbe meist mit Knochen und Zähnen bewehren.

Aus dem Wurfspieß entwickelt sich der Pfeil, der mit dem Bogen fortbewegt wird und zu dessen Spitze geschliffenes Rohr, Knochen, Steine, bei weiterem Fortschritt endlich Metall verwendet wird. Sie können Sich in meiner Sammlung von der großen Mannichfaltigkeit dieses Geschosses überzeugen, wo Sie die colossalen Bogen und Pfeile der Botocuden und Camacans, der Barrys, die rohgearbeiteten Geschosse der Neger und Südafrikaner, die zierlichen Bogen aus Bengalen und die Prachtbogen der Perser und Chinesen

beisammen finden. Aus Bogen und Pfeil entstand später Armbrust und Katapulte.

Die Schleuder finden wir in Neuholland wie in Südamerika, wo aus derselben der Lasso und die Bolas entstanden, so wie der Kugelbogen der Völker von Paraguay.

Dieß wäre die eine Reihe der Waffen, die Wurfwaffen oder Geschosse, die wir bei den passiven Völkern finden. Die andere ist die der Schlagwaffen, welche sämmtlich aus dem einfachen Stock oder Prügel hervorgegangen sind. Die einfache Keule der afrikanischen Ureinwohner ist theils kolbig wie bei den Kaffern und Negern, theils spitzig wie in Ostafrika. Die Keulen der Amerikaner sind länger, oft ruderartig flach, oft flammbergartig. Die kürzesten führen die Karaiben und Arowaken. Sie sind meist schön geschnitzt. Die Polarvölker kennen die Keulen gar nicht.

Aus der Keule entstehen Schwert und Dolch, die wir schon bei den passiven Stämmen aus Holz und Stein finden, bevor der Gebrauch der Metalle bei ihnen aufkam. Sie kennen die Dolche aus eigener Anschauung, so wie die Schwerter der Südsee, deren Scheide aus Haifischzähnen hergestellt ist.

An Schutzwaffen finden wir bei den passiven Stämmen nur den Parirstock der Afrikaner und den langen aus Nashornhaut gefertigten Schild der Süd-

und Ostafrikaner. Die Amerikaner führen, obwohl selten, kleinere aus Holz, die Australier viereckige aus Baumrinde gefertigte Schilde. Helme oder schützende Kopfbedeckungen kommen erst auf höheren Culturstufen vor, eben so wie Panzer.

Sie sehen also, meine verehrte Freundin, daß die passive Rasse gar wohl einer gewissen Entwickelnng fähig ist, daß sie ohne Beihülfe der activen einen gewissen Grad äußerlicher Cultur erreicht, der selbst den am höchsten organisirten Thieren unzugänglich ist.

---

## Sechster Brief.

Die Gestaltung des häuslichen und geselligen Lebens, die Verfassung, die Producte der Handwerke und der Kunst zeigen uns, auch wenn sie einzeln erscheinen, wie Fragmente den Culturstand einer Nation an. Vor Allem aber zeigt sich der Culturstand einer Nation, wie ja eines jeden Menschen in den religiösen Ansichten und Begriffen desselben, die auf der einen Seite die geistige Blüthe der gesammten Erfahrung und der daraus gezogenen Ansichten sind, auf der andern Seite und zwar eben daher den wesentlichsten Einfluß auf seine Handlungsweise haben.

Ich bemerkte schon oben, meine verehrte Freundin, daß eben die Fähigkeit, religiöse Ideen aus sich zu entwickeln, einer der wesentlichen Unterscheidungspunkte zwischen Menschen und Thier sey.

Nun haben wir allerdings über die religiösen Begriffe der Buschmänner, Californier und Pescheräh gar keine Nachrichten, weil die Sprache, so wie alle übrigen Erscheinungen an diesen Menschen überaus schwer zu entziffern sind. Wer will die Religionsembryonen in unseren Wochenkindern nachweisen, die unfehlbar doch in denselben vorhanden sind? Bei den Bewohnern der Urwälder, wie bei den Australiern haben die Reisenden deutliche Spuren eines religiösen Gefühles gefunden. Es bestand bei beiden in dem Glauben an ein unsichtbares, aber mächtiges Wesen, welches Krankheit, Unwetter, Unglück über den Menschen schickt. Die Waldindier nennen dasselbe Tupan, den Donnerer, die Australier aber haben verschiedene Namen dafür. Außer diesem Hauptgotte haben namentlich die Australier, deren Clima bei weitem mannichfaltigere Erscheinungen und Wechselfälle darbietet, noch eine Anzahl anderer Gespenster, die den Menschen feindselig beschleichen und erwürgen und mit den Todten in Verbindung stehen. Deutliche, gegliederte Vorstellungen dürfen wir hier so wenig suchen als in den

Köpfen der Landleute der Vorzeit, die mit abergläubischen Gebilden angefüllt waren.

Gegen die Einwirkung dieser Geister hat der Bewohner der Urwälder, wie der von Australien gewisse Mittel, welche das Eigenthum gewisser Menschen sind, die kranke Personen durch Anhauchen oder Ansaugen von ihren Leiden zu befreien verstehen. Durch ein gewisses geheimnißvolles Wesen, durch seltsame Geberden geben sich diese Zauberer eine gefürchtete Würde.

Bemerkenswerth ist, daß die Religion der passiven Rasse mit der Furcht beginnt, was übrigens ganz in der menschlichen Natur begründet ist. Das Gute, was uns widerfährt und uns erfreut, nehmen wir in der Regel als etwas hin, was sich von selbst versteht, was zu unserer Erhaltung gehört. Es ist die Dankbarkeit eine Tugend höherer Gesittung; den Kindern muß sie erst angelernt werden. Das Glück ist sättigende Speise. Unglück aber ist Mangel, Schmerz und Versagen, die zum Widerstande aufregen, da sie den Menschen in seinem Behagen stören. Je einfacher nun die Lebensverhältnisse eines Menschen, einer Nation sind, desto seltener finden sich Störungen ein. Die Gleichmäßigkeit der atmosphärischen und andern Erscheinungen in den Urwäldern erklärt daher auch die religiöse Indolenz ihrer wenigen Bewohner.

Anders ist es in der gemäßigten und in der polarischen Zone — dort ist der Mensch zu größerer Thätigkeit gezwungen, und wie dort seine Kleider, Wohnungen und Geräthe zusammengesetzter, mannichfaltiger sind, so hat sich auch seine Religion erweitert und bereichert. Das glückliche Nichtsthun ist der Normalzustand des Urwäldlers; der Nordamerikaner, Eskimo und Samojede muß viel arbeiten, um zu bestehen, um dann der Ruhe genießen zu können. Der Botocude denkt nur an den Tupan, wenn er gestört wird; dem Polarmenschen kann aber nicht allein etwas widerfahren, was ihn stört, sondern ihm ist wohl auch ein sonderbares Glück, eine Rettung aus Gefahr möglich, die er sich und seiner Kraft oder Klugheit unmöglich zuschreiben kann, da er sich nicht im Stande fühlt, diesen Glückszufall selbst zu wiederholen. So wie nun das seltsame Unglück von einem höheren Wesen herkam, so ist er genöthigt, das ungewöhnliche Glück ebenfalls einem höheren Wesen zuzuschreiben. Daß nun aber das Gute von demselben Wesen gesendet werde, wie das Unglück, das ist dem Indianer durchaus unwahrscheinlich, denn das Unglück sendende Wesen ist sein Feind, während das Glück sendende ihm wohlwollend gesinnt seyn muß.

So wie nun der Mensch das Unglück von sich abzuwehren strebt, eben so lebhaft wünscht er das Glück

fest zu halten und dessen Wiederkehr zu vermitteln. Die Gunst gewaltiger Menschen erwirbt er sich, wie die Erfahrung lehrt, durch Geschenke, durch wohlschmeckende Speisen, Kleider, Schmucksachen. Er beschenkt also das gute Wesen, welches ihm Glück gebracht hat, muß aber auch, um das feindselig gesinnte nicht noch mehr zu erzürnen, diesem seinem Feinde Gaben bringen.

Sie haben hier, meine theure Freundin, den Ursprung der Opfer, welche die Menschen gemeiniglich an derjenigen Stätte aufstellen, wo ihnen das Glück oder das Unglück widerfahren ist, zumal wenn dies eine ungewöhnliche Oertlichkeit, ein Felsenstück, ein Hügel, eine Uferstelle oder dergleichen gewesen ist. Allgemach erhebt sich im Menschen das Verlangen nach einer sichtbaren Darstellung jenes Wesens und er wird sich, wenn er diesem Triebe nachgiebt, dasselbe immer als etwas ihm Aehnliches darstellen. Die vogelscheuchenartigen, auf hohen Stangen aufgestellten Götzen der Amerikaner sind nichts anderes, als die kleinen Lappen- und Blechgötzen der Tungusen, die in ihrer Form mit den ältesten italischen Idolen übereinstimmen, so wie mit den sogenannten dädalischen aus der griechischen Urzeit stammenden Bildern.

Je weiter sich die gesellschaftlichen Verhältnisse entfalten, desto gegliederter werden auch die Embryonen des öffentlichen und religiösen Lebens. Wie nun

aus dem Familienrathe eine Rathsversammlung des Stammes entsteht, wie sich in den Stämmen aristokratische Vereine und militairische Corporationen bilden, so entsteht auch allgemach aus den einzeln stehenden Beschwörern und Zauberern eine Gesellschaft, welche durch gleiche Zwecke immer enger unter sich verbunden wird. Wie nun jene Abwehr des Unglücks, jene Bannung und Festhaltung des Glückes der Anfang der religiösen Ideen, so ist auch das Wirken der Personen, welche sich damit beschäftigen, der Anfang des religiösen Cultus. So lange die Stämme familienweise, wie in den Urwäldern Amerikas es der Fall ist, umherziehen, bezieht sich jener ganze Cultus auf die Angelegenheiten der Einzelnen. Wo aber mehrere Stämme eine größere Volksvereinigung bilden, wird sich die Religion auf die allgemeinen Angelegenheiten erstrecken. Es bildet sich dann eine Religion der Nation, welche durch die Schicksale derselben ihre eigenthümliche Gestaltung erhält; es bildet sich eine religiöse, nationale Sage, eine Mythologie; es bildet sich ferner eine Lehre von dem, was den höhern, gütigen, wie schadenbringenden Wesen angenehm oder zuwider ist, eine Lehre vom Cultus.

Gehen wir näher ein in das Einzelne, so müssen wir zuvörderst die einzelnen Bestandtheile der Mythologie der passiven Stämme aufsuchen.

Schon in den Urwäldern und an den australischen Küsten fanden wir den Glauben an ein höchstes Wesen, das sich im Donner und andern gewaltsamen atmosphärischen Erscheinungen ausspricht. Wir finden dasselbe auch in der Polarzone, im Tor der Lappen und Samojeden, wie der Amerikaner. Nächst diesem werden Sonne und Mond als Gottheiten bei allen wandernden Jäger- und Hirtenstämmen verehrt, so wie die Erde, die See, das Wasser und andere sichtbare Naturerscheinungen.

Dem Jäger, wie dem Hirten, bieten sich an manchen Thieren Eigenschaften dar, die er nicht begreifen kann; so sind namentlich die Schlangen, die Nachtvögel, die Crocodilarten, Robben und Walen, die Bären u. a. Raubthiere, ja auch kleinere Thiere, wie Maulwurf und Eichhorn, Gegenstände, die er mit seinem Geschick in Verbindung bringt. Er meint entweder, daß in ihnen eine Gottheit wohne oder daß sie Diener und Gefährten irgend eines höheren Wesens seyen.

Nächstdem ist aber auch der Mensch selbst Gegenstand der Verehrung. Die Ehrerbietung, welche die Familie ihrem Haupte, der Stamm seinem Führer bei Lebzeiten erzeigt, erlischt nicht mit dem Tode. Sein Körper wird feierlich bestattet, ein Denkmal ihm gewidmet. So finden wir, daß die Ostjaken ihrem ver-

storbenen Familienhaupte eine Statue errichten, deren Pflege den Frauen übertragen ist.

Nun aber reichen alle diese höhern Wesen noch nicht hin, die Entstehung der Welt zu erklären, und so finden wir bei den Amerikanern, wie bei den Polarvölkern immer ein allerhöchstes Wesen, dem die Naturgötter wie die Menschen und deren Ahnherren ihren Ursprung verdanken.

Dieß sind, meine verehrte Freundin, die Elemente der Religion aller passiven Völker, die freilich je nach Clima und der dadurch gebotenen Lebensweise, nach dem Schicksale der Nation, nach dem Culturzustand auf das mannichfaltigste sich gestaltet haben. Wie wir z. B. in der Polarzone, so wie in der gemäßigten Zone ausgebildetere Kleidungen, Geräthe, Wohnstätten und gesellige Verhältnisse fanden, als in den tropischen Ländern, so ist auch die Religion jener Gegenden eine mehr gegliederte und durchgebildete, wenn nicht andere Umstände, wie Ackerbau, Handel und Verkehr einen wesentlichen Einfluß darauf geübt haben.

Nach solchen Prämissen darf ich Sie wohl einladen, etwas tiefer in die Einzelheiten dieses interessanten Thema einzugehen, und zwar zuvörderst mit mir das Zauberwesen der polarischen Völker zu betrachten.

Schon bei Australiern und Botocuden finden wir Menschen, und zwar vornehmlich alte Frauen und Män-

ner, welche in Krankheitsfällen durch Anhauchen, Befühlen, Ansaugen der leidenden Theile den Schadenstifter zu entfernen suchen, wenn anerkannte Heilmittel nicht weiter helfen wollen. Mehr entwickelt ist diese freie Kunst bei den Arowaken, wo der Zauberer schon größere Umstände macht und einen eigenthümlichen Apparat bei sich führt, der in einer mit Steinen gefüllten und mit Federn geschmückten Calebasse besteht, die er lebhaft schwingt. Schomburgk fand unter den Arowaken noch eine Trommel, die mit seltsamen Figuren von Thieren und Menschen bemalt ist. Solcher Trommeln bedienen sich auch die Nordamerikaner, deren Zauberwesen schon viel mehr entwickelt ist. Der Zauberer versetzt sich in eine Art wüthiger Begeisterung, die er steigert, bis er scheinbar entseelt zu Boden sinkt. Wenn er dann erwacht, meldet er, was seine Seele bei den Geistern, welche sie so eben besucht, vernommen. Dieselbe Art der Zauberei haben die sämmtlichen Polarvölker aller drei Continente. Sie erinnern Sich der vier Zaubertrommeln, welche meiner Sammlung zur besondern Zierde gereichen und die aus Lappland stammen. Die darauf mit Erlensaft gezeichneten Gestalten sind die Thiere, Kähne, Opferstätten der Lappen, die von besonderer Wichtigkeit für das Volk sind. Der Zauberer legt einige Ringe auf das Trommelfell, schlägt mit dem aus Renthierhorn gefertigten Hammer darauf

und erfährt nun, was sein Client zu thun oder zu lassen habe, aus der Lage, welche die Ringe während des Schlagens angenommen haben. Diese Trommeln und die daran sich knüpfenden Ideen findet man durch das ganze nördliche Sibirien bis an die See von Ochotzk.

Eine merkwürdige Erscheinung bietet uns Kamdschatka dar, wo sich ehedem, als es noch dichter bevölkert war, ein seßhaftes, jedoch auf Fischfang begründetes Leben gebildet hatte, das einer gewissen, wenn auch schmuzigen Behaglichkeit und Wohlstandes nicht entbehrte. Die Folge dieser gesicherten Existenz war, daß die Menschen, welche die Götter nicht sehr zu fürchten hatten, ein heiteres Element in ihre Religion brachten und ihren vorzüglichsten Gott, den Kutka, in ihren Sagen etwa so behandelten, wie der christliche Humor des deutschen Mittelalters den Teufel, der ja oft von Lehrjungen und Gesellen der edlen Steinmetzzunft auf das schmählichste geneckt, betrogen und verhöhnt wurde. Trotzdem aber haben sie eine so große Menge von diesen lächerlichen, ja unsinnigen Regeln zu beobachten, daß die Berichterstatter sich sehr über das vortreffliche Gedächtniß, das die Kamdschadalen für diese Dinge haben, verwundern.

Höchst merkwürdig ist in dieser Beziehung auch die Religion der Neger, die mit der der Kamdschadalen

in Bezug auf das endlose Detail große Aehnlichkeit hat. Der Neger hält jedes Ding, welches entweder eine ungewöhnliche Gestalt hat oder was er unter besondern Umständen findet, für einen Gott, Fetisch. Der Stein, an welchen er, einem besonderen Geschäft nachgehend, mit dem Fuße stößt oder der eine seltsame Form hat, Zähne, Haare und Knochen gefürchteter Raubthiere, vornehmlich aber Alles, was von weißen Menschen kommt, ist ein Fetisch, der ihn aus Gefahren zu retten im Stande ist. Sie erinnern Sich an die Schildkrötenschalen und Antilopenhörner, welche zum Zeichen, daß sie als Fetische gedient haben, mit Euphorbienharz ausgefüllt sind, dann an die Eber- und Löwenzähne, welche an Hals- und Armbänder befestigt sind, um so leichter und sicherer getragen zu werden; es sind dieß Fetische, womit der Neger sich gegen den Einfluß böser Geister und deren Diener schützt.

In ähnlicher Weise hatten die alten Peruaner vor der Ankunft der Yncas fast alle Gesteine, Gewässer, Pflanzen, Thiere zu Gottheiten und Schirmherren erhoben, welche ihr Land erzeugte. Erst die reinere Religion, welche jene weißen Herrscher dort einführten, entfernte jenen wunderlichen Aberglauben, zu dem die passive Menschenart, die gedankenlos immer das Zunächstliegende erfaßt, sich hinneigt.

Unter die religiösen Erscheinungen, die allen Zonen

gemein sind, gehört auch die Beobachtung und Ausdeutung der Träume, womit sich die Zauberer sowohl, als auch die übrigen Menschen beschäftigen. Diese Traumdeuterei ist im Norden weit ausgebildeter, als bei den südlichen Völkern. Dasselbe ist es mit dem Todtencultus, so wie mit allen übrigen Aeußerungen des religiösen Gefühles. So sind zum größten Theile die religiösen Vorstellungen der Neger überaus verworren und voll Widersprüche, während die der Nordamerikaner und Polarvölker einem gewissen Systeme zustreben. Die Mythologie der Lappen hat eine gewisse Gliederung, eben so finden sich bei den Amerikanern Spuren eines Strebens nach Classification der höhern Wesen.

So wie nun alle Religionen sich bestreben, die Art nachzuweisen, wie die Erde und die Weltkörper entstanden, wie sie mit Thieren und Menschen bevölkert worden, eben so haben sich auch alle mit der Frage beschäftigt, was wird mit dem Menschen, nachdem er gestorben ist. Der Zustand von Begeisterung, in welchen sich die Zauberer bei ihrer Arbeit versetzen, dann die Träume, haben die Menschen zunächst auf den Gedanken gebracht, daß die Seele wohl auch nach dem Ableben des Leibes selbständig fortzudauern vermöge. Der Wunsch nach Verbesserung des irdischen Zustandes, dessen Behagen so oft durch Krankheit, Mangel,

Unglück gestört wird, hat die Hoffnung erzeugt, daß nach dem Tode ein neues Leben beginnen werde, was alle Annehmlichkeiten des Irdischen gewähre, ohne daß jene Unfälle störend eintreten können. Und so finden wir denn bei allen passiven Nationen den Glauben an ein wunderherrliches Jenseits, welches die Steigerung der Freuden und Belustigungen des irdischen Lebens ist. Dort findet der Jäger das herrlichste Wild in überreicher Fülle, dort sind schöne Gewässer, die von Fischen wimmeln, dort fehlt es nie an Nahrungsmitteln, an Kleiderstoffen, dort giebt es nur glückliche Jagd — allein dahin gelangt auch nur der kühne, der geschickte Jäger, der solches Glückes werth und würdig. Deßhalb ist der Zugang zu jenem ewigen Lande gar sehr erschwert, es führen steile, gefährliche Pfade dorthin, es stellen sich reißende Ströme in den Weg, ja es finden sich böse, neckende Geister ein, welche dem dahin Gehenden allerlei Hindernisse entgegenstellen und ihn von dem rechten Pfade zu verleiten suchen. Die Hinterbliebenen können indessen mit Hülfe der Zauberer ihren Verwandten auf seiner Wanderung unterstützen und sich die Ueberzeugung verschaffen, daß er zum Ziele gelangt sey.

Sie sehen also, meine verehrte Freundin, daß auch die passive Menschheit zu einer gewissen, wenn auch sehr materiellen Religion gelangen kann, daß auch sie

ihre Götter und Geister, guter und böser Art, besitzt, daß sie Zauberer hervorbringt, welche jene Götter befragen, bedienen, besänftigen, daß diese Zauberer Götterbilder aufstellen und ihnen Opfer bringen lassen, die sie für die Götter in Empfang nehmen. Wir finden bereits bei der passiven Rasse die Ideen von der Unsterblichkeit der Seele und einem künftigen Leben, Ideen, welche den Menschen von dem Thiere unterscheiden. Mit einem Worte, wir finden bei den passiven Völkern überall die Spuren einer Religion und eines religiösen Cultus.

---

## Siebenter Brief.

Es ist eine eigene Erscheinung, daß wir bei den passiven Völkern, wenn sie anders in ihrem Bildungsgange nicht unterbrochen werden, alle Elemente der Cultur finden, daß sie sich aber doch nie aus eigener Kraft über die Anfänge emporschwingen können. Sie fallen, wenn sie eine gewisse Blüthe erreicht haben, wieder zurück in die alte Barbarei. Nehmen Sie die Geschichte der Peruaner vor Ankunft der Yncas oder die der Negerreiche von Benin, so wie das alte Kamdschatka, so finden Sie, daß, wenn die Nation

recht groß und zahlreich geworden, eine Auflösung und ein Zerfallen eintritt, das wir wohl mit der Zerlösung des Schnees im Frühjahr vergleichen können, der eben so wenig Spuren zurückläßt, als wir bei jenen Völkern Monumente finden.

Dennoch haben die passiven Völker auch alle Elemente der Kunst in sich. Die Ausschmückung des Körpers ist der erste Anfang der bildenden Kunst und die Bemalung und Tatowirung sind die ersten Versuche dazu. Die Botocuden und Australier bemalen sich und zwar sind die ausübenden Künstler die Frauen, die ihre Männer und Kinder dadurch zu verschönern suchen. Die weitere Ausbildung des Schmuckes bringt allerlei Anhängsel, namentlich bunte Steine und Federn, glänzende Metallstücke und Muscheln mit dem menschlichen Körper in Verbindung. Darauf folgt die Ausschmückung der nothwendigen Kleidung in ähnlicher Weise und die der Geräthe, Waffen und Werkzeuge, so wie der Wohnungen und Fahrzeuge. Auch hier können wir bemerken, wie die nördliche gemäßigte und die Polarzone den menschlichen Geist kräftiger entwickelt, als das tropische Clima. Ich erinnere Sie, theure Freundin, an die niedlichen Schnitzarbeiten der Eskimos, namentlich an die aus Renthierhorn gefertigte Seekiefer, auf deren Zweigen Schneehühner sitzen, an die aus Narwalhorn geschnitzten Ornamente und den

weißen Falken aus demselben Stoff, womit die Aleuten ihre buntgemalten Holzmützen verzieren; ferner an den stattlichen Tomahawk mit steinerner Klinge, die aus dem Munde eines mit einem Scalp verzierten Holzgesichtes herausragt. Selbst die Modelle der Wohnungen und Fahrzeuge der Grönländer und Eskimos sind überaus niedlich, proportionirt und genau gearbeitet und diese Kunstwerke werden niemals von den Arbeiten der Neger erreicht, die immer äußerst nachlässig und roh ausgeführt sind. Wie sauber sind nicht die Flechtwerke der Amerikaner, z. B. die Stickereien aus Stachelschweinskielen an ihren Kleidern und Jagdtaschen.

Sie erinnern Sich der merkwürdigen Malereien auf den Büffelroben der Mönnitarris, welche Prinz Maximilian von Wied in seinem Prachtwerke zum ersten Male genau darstellt. Finden wir hier nicht eine große auffallende Aehnlichkeit mit den altgriechischen schwarzen Menschenbildern, die auf hellfarbigen Vasen vorkommen? Die langgestreckten Figuren, die entschiedenen charakteristischen Bewegungen, die Federhelme mit dem gewaltigen Kamme, sind sie nicht wie in den Darstellungen der trojanischen Helden auf den altgriechischen Gefäßen?

Dennoch aber hat keine solche passive Nation, die unvermischt mit der activen Rasse blieb, ein selbständiges,

größeres und dauerndes Kunstdenkmal hinterlassen. Ihre Anwesenheit gleicht der einer Heerde Thiere, die, nachdem sie die Früchte geerntet, welche der Boden freiwillig spendet, weiter zieht. Kaum daß ein Grab, ein verlorenes Geräth oder Gefäß Kunde von den fortgezogenen Wanderern giebt. Kaum daß abgehauene Bäume, Brandflecken in dem Rasen, wo sie ihre Speise bereitet, eine Spur ihres kurzen Verweilens andeutet.

Wie ihr ganzes Dichten und Trachten, so ist auch die Kunstäußerung der passiven Stämme lediglich auf den Augenblick, auf das Bedürfniß berechnet. Zu dieser Kunstäußerung gehören aber die mit Gesängen und Musik verbundenen Tänze, die allerdings meist eine historische Bedeutung haben und Mittel sind, die Erinnerung an vergangene Ereignisse zu erhalten oder an bevorstehende Pflichten und Geschäfte zu mahnen.

Die musikalischen Instrumente finden wir schon auf niedern Culturstufen und zwar zunächst Klappern, in den tropischen Gegenden hartschalige, ausgehöhlte Kürbisse, die mit Steinen gefüllt sind, oder harte Pflanzenschalen, die an einen gemeinsamen Faden gereihet und in der Hand bewegt einen rasselnden Ton von sich geben. Demnächst ist die Trommel zu nennen, oder das über einen Reifen gespannte Fell eines Thieres, in der Art etwa, wie die lappländischen, amerikanischen und sibirischen Zaubertrommeln beschaffen

sind. Ferner finden wir ebenfalls in der tropischen Zone, namentlich bei den Negern, ausgehöhlte Baumstämme, theils an einer, theils an beiden Seiten mit Fell bespannt, als Trommeln angewendet.

Nächstdem hat man andere Naturproducte als Blaseinstrumente eingerichtet, so die großen Buccina oder Muscheltrompeten, mancherlei Rohre zu Lang- oder Querflöten.

Ob die Zarimba, die allerdings der Urahn unseres Pianofortes ist und dessen sich die Neger bedienen und welches sie zu mancherlei Formen entwickelt haben, nicht durch die Mauren zu ihnen gelangt sey, wage ich nicht zu entscheiden, will daher dieses Instrument hier auch nur kurz erwähnen.

Das älteste aller menschlichen Instrumente aber ist die flache Hand, mit der man Töne hervorbringt, indem man sie auf die Schenkel oder eine wider die andere schlägt. Mit diesen Klängen begleiten alle sogenannte wilde Völker ihre Gesänge und Tänze, denn sie sind der natürlichste Ausdruck der Freude, der am leichtesten zu bewerkstelligen ist. Schon das kleine Kind klatscht vor Freude und Wohlbehagen in die Händchen, so wie sich der ernste, laute Ausbrüche vermeidende Mann vor Vergnügen die Hände reibt.

Wie nun der Mensch die Ornamentistik mit der Bemalung seines Körpers beginnt, so verwendet er

auch seinen Körper zu den ersten Versuchen der darstellenden Kunst, die, wie die Poesie, eine lyrische und eine historische ist.

Die lyrische Poesie hat zum Gegenstand das Verhältniß der beiden Geschlechter, so wie andere Verhältnisse des Privatlebens. Wir finden solche lyrische Tänze bei den Amerikanern wie bei den Negern, bei den Polarvölkern wie bei den Australiern, fast immer mit Worten begleitet. Wir finden sie aber auch auf höheren Stufen der Cultur. Es ist eine Sitte, die den Menschen auf alle Culturstufen begleitet und die er in der Wüste, wie auf der See, in den festlich geschmückten Salons, wie in dem Heerlager beibehält.

Die historischen Tänze werden in der Regel von mehreren Personen, ja von ganzen Volksstämmen ausgeführt, und auch sie kommen bereits auf den untersten Anfängen des gesellschaftlichen Lebens vor. Die Veranlassungen dazu liegen im öffentlichen Leben, z. B. wenn ein Jüngling in die Gemeinschaft der Männer aufgenommen und wehrhaft gemacht wird, wenn der Stamm auf der Jagd glücklich gewesen, wenn er nach einer Wanderung einen bequemen Ruheplatz gefunden. Die Australier stellen in ihren Tänzen meist Jagden oder Kämpfe dar und verfallen dabei in die gräßlichsten Verdrehungen ihres Körpers, den sie für diesen Zweck ganz besonders bemalt haben.

Gar seltsam sind die Tänze der Camacans in den Urwäldern Brasiliens, sie werden mit einem Trinkfeste verbunden. Männer und Frauen gehen in bunter Reihe, singend und in gleichmäßiger Bewegung um das den gemeinsamen Cawatrank enthaltende Faß. Alle sind im besten Schmuck.

Das sind die Anfänge der Tanzkunst, und wenn Sie, meine verehrte Freundin, die Beschreibung dieser Tänze nachlesen und durch die erläuternden Abbildungen in den Werken unserer Reisenden Sich noch mehr vergegenwärtigen, so wird Sie oft, wie es mir öfter ergeht, im Theater ein Lächeln überfallen, wenn Sie die Anstrengungen unseres Ballets mit ansehen.

Mit der Entwickelung der gesellschaftlichen Verhältnisse und der religiösen Ideen wird auch der Tanz weiter fortgebildet. Kriegsvorfälle, Jagdscenen, ja mythologische Gegenstände werden durch Menschen plastisch dargestellt. Man begnügt sich nicht mehr mit dem gewöhnlichen Schmuck, sondern man fertigt aus geeigneten Stoffen Masken, welche sowohl Thiere, als auch überirdische Wesen vorstellen. Die bairischen Reisenden schildern uns einen jener tollen Tänze, welche sie bei den brasilianischen Juris mit ansahen und wobei diejenigen Thiermasken getragen wurden, die Sie in der brasilianischen Abtheilung der münchener naturhistorischen Sammlung gesehen haben. (S. C.-G. I. 257 ff.)

Bei weitem mehr ausgebildet sind die Tänze der Nordamerikaner, namentlich die Kriegs- und Siegestänze und die religiösen, wobei ebenfalls Masken angelegt werden, welche die mythologischen Thiere darstellen, namentlich den Bär und den Bison. Diese Tänze werden besonders vor dem Beginne einer großen gemeinsamen Jagd aufgeführt, um von den Göttern Glück und Gelingen zu erhalten. Dabei suchen die Tänzer die eigenthümlichen Bewegungen der Thiere nachzubilden. (S. C.-G. II. 108 ff. und 213 ff.)

Alle diese Tänze sind von Gesängen begleitet, die auf den untersten Culturstufen aus bloßen Ausrufungen und einzelnen Wörtern bestehen, die aber bei weiterem Fortschritt zu wirklichen Liedern erwachsen. Ich will Ihnen, liebe Freundin, eines der Kriegslieder der Lenapekrieger mittheilen:

O ich Armer, der ich ausziehe zu streiten gegen den Feind,
Und weiß nicht, ob ich heimkehren werde,
Mich zu erfreuen der Umarmungen meines Weibes und meiner Kinder.
O armes Geschöpf, dessen Leben nicht in seiner Hand,
Der über seinen Leib nicht Macht hat,
Doch aber seine Pflicht zu thun versucht
Für seines Volkes Wohlfahrt.
O Du großer Geist dort oben
Habe Mitleid mit meinen Kindern und meinem Weibe.
Verhüte, daß sie meinetwegen nicht traueren!

Laß es mir in diesem Unternehmen gelingen,
Daß ich meinen Feind erschlagen möge
Und heimbringe die Siegeszeichen
Zu meiner theuern Familie und meinen Freunden,
Daß wir mit einander uns freuen.
O habe Mitleiden mit mir,
Gieb mir Muth und Stärke, meinem Feind entgegen zu gehen,
Vergönne mir zurückzukehren zu meinen Kindern,
Zu meinem Weibe und meinen Anverwandten,
Habe Mitleid mit mir und behüte mein Leben,
Und ich will Dir ein Opfer bringen.

In ähnlicher Weise lauten auch die Gesänge anderer Amerikaner.

Die Gesänge der Lappländer sind etwas anderer Art. Urtheilen Sie aus folgendem Liebeslied, das ein junger Lappe auf dem Wege zu seiner Braut singt:

Kulvasatz, mein kleines Renthier, wir müssen eilen und unsere Reise ferner fortsetzen, der Morast ist groß und ich kann nicht mehr singen. Der See Kaige ist mir nicht verdrießlich. Gehab Dich wohl, Du See Kailwi. Ich habe vielerlei Gedanken, wenn ich über den See Kaige reise. Mein Renthierchen, laß uns behend und geschwinde seyn, so werden wir den Weg bald hinter uns legen und dahin gelangen, wo ich meine Liebste werde antreffen. Kulvasatz, mein Renthierchen, schau doch zu, ob sie sich nicht badet.

Nächst diesen kurzen Gesängen haben namentlich

die Polarvölker, die oft wochenlang in ihren eingeschneiten Hütten sitzen müssen, sehr interessante Erzählungen, welche sie durch charakteristische und lebhafte Gebärden illustriren; sie stellen Erlebtes auf der Jagd, beim Fischfang, auf Reisen dar. Sie erzählen Geschichten von ihren Thieren, ihren Vorfahren und namentlich auch von ihren Gottheiten, wie z. B. die Kamdschadalen ganze große Legenden von ihrem Kutka besitzen. (S. C.-G. II. 318.)

Die darstellende Redekunst wird bei den Polarvölkern wie bei den nördlichen Amerikanern nicht allein zur Ergötzlichkeit oder für religiöse Zwecke angewendet, sondern sie dient auch zur Unterstützung des öffentlichen Lebens.

Ist z. B. ein Grönländer von einem andern so beleidigt worden, daß unter jungen europäischen Hitzköpfen ein Duell die Folge seyn würde, so nimmt er die angethane Schmach ganz ruhig hin, fertigt aber ganz gemächlich einen satyrischen Gesang, den er seinen Hausgenossen, namentlich den Frauenzimmern so lange singend und tanzend vorträgt, bis sie ihn allesammt auswendig wissen. Darauf macht er in der ganzen Gegend bekannt, daß er auf seinen Widersacher singen werde. Dieser stellt sich denn auch ein und begiebt sich mitten in den Kreis, worauf der Kläger, von der Trommel begleitet, seinen Gesang anstimmt, den der

Beklagte sodann in ähnlicher Weise beantwortet, worauf der Kläger abermals eine Erwiderung folgen läßt. Der Wettgesang dauert so lange, bis einer der Sänger die Lacher vollständig gewonnen hat und zum Sieger erklärt worden ist. Bei diesen Wettgesängen wird die Wahrheit vollständig gesagt, allein eine Unanständigkeit oder Grobheit kommt dabei so wenig vor, wie in der Unterhaltung der Amerikaner. Aehnliche Erscheinungen finden wir bei den Kambschadalen.

Die nördlichen Amerikaner verwenden bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. wenn ein Jüngling um sein Mädchen bei den Eltern anhält, bei gerichtlichen Verhandlungen, bei Botschaften und Friedensschlüssen große Sorgfalt auf die Darstellung ihrer Ansichten und Gedanken. Sie tragen dieselben in guter Ordnung, in gewählten Ausdrücken deutlich vor, suchen sie durch Bilder und Vergleichungen zu erläutern und ihre Reden entbehren niemals einer würdevollen Anmuth. (S. C.-G. II. 182. 185.)

Bemerkenswerth ist es, daß die Amerikaner es verstehen, ihre Gedanken und Kenntnisse durch äußere, willkürliche Anhaltepuncte zu unterstützen und festzuhalten. Es sind dieß Schnüre aus bunten Perlen, Corallen, verschiedenfarbige Holzstückchen, von denen sie, wie wir von einer Schrift, die Sätze ablesen. Es ist dieß der Anfang einer Schrift. In ähnlicher Weise

haben die Insulaner der Ostsee Knoten, an die sie ihre Kenntnisse hängen; es verhält sich aber damit eben so, wie mit den Felsen, Bäumen, Bergen, an welche sich gewisse Sagen anlehnen.

Sie sehen also, meine verehrte Freundin, daß auch die passive Rasse alle Elemente der Cultur in sich trägt und daß sie im Stande ist, dieselben bis zu einem gewissen Grade aus sich zu entwickeln, wenn nur dazu eine äußere Veranlassung vorhanden ist. Wir finden bei ihr das Feuer, die Ehe, die Grundbegriffe von Besitz und Eigenthum; wir finden religiöse Ideen, so wie die ersten Anfänge der Künste. Und so können wir nun dieselbe verlassen und zur Betrachtung der activen Menschenrasse übergehen.

---

## Achter Brief.

Sie beklagen Sich, meine verehrte Freundin, daß die Geschichtschreiber nur immer von den Männern reden, daß von den Frauen und ihren Bestrebungen so ganz und gar nicht die Rede sei und daß, wenn einst das Menschengeschlecht wie die Mamuthe und Ichthyosauren nur noch in den Schichten der Gebürge als Petrefactentrümmer vorhanden seyn würde, keine

Seele ahnen werde, daß es auch Frauen gegeben habe. Da sey, sagen Sie, in den Chroniken und Geschichtswerken nur immer die Rede von den Thaten der Männer, ihren Schlachten und Kriegen, ihren Staatseinrichtungen und Verhandlungen, ihrer Gelehrsamkeit und ihren Kunstwerken. Die Herren Historiker thun, als gäbe es gar keine Frauen in der Welt.

Diese Ihre Klage aber giebt mir willkommene Veranlassung, Ihnen eine kleine Auseinandersetzung über das Verhältniß der Frauen zur Entwickelung der Menschheit überhaupt vorzulegen, die Sie hoffentlich mit Ihrer Stellung versöhnen wird.

Betrachten wir die niedersten Culturstufen, so finden wir die Frauen allerdings als das erste Hausthier, als das Lastthier des Mannes, ein willenloses Werkzeug für seine Bedürfnisse, das er sich erwirbt wie ein Geräth, eine Waffe, welche er von ihrem vorigen Besitzer eintauscht. Allein, der Mann selbst ist ja auf diesen Stufen der Cultur nur das willenlose Werkzeug seiner Bedürfnisse und sinnlichen Triebe, denen er sich rücksichtlos hingiebt.

Treten wir aber diesen Zuständen näher, so bemerken wir schon hier, wie die Frauen bei weitem milder erscheinen, als die Männer. Sie zeigen eine Schamhaftigkeit, die ihren Männern ganz fremd ist; sie suchen vor dem Auge des Europäers die schmuck-

lose Roheit ihrer Zustände zu verbergen, ja dieselben zu schmücken. Sie sind es, welche ihre Männer und Kinder bemalen, nachdem sie denselben ihre Nahrung gegeben. Schon die Mutterliebe stimmt ihre Seelen milder, als die ihrer Männer sind, und so sind sie denn schon auf diesen tiefen Stufen der Cultur das mildernde, besänftigende Element im gesellschaftlichen Leben.

Bei weiterem Fortschritt, wie z. B. bei den Eskimos und nördlichern Amerikanern, treffen wir die Frauen auch schon in einer würdigeren Stellung. Sie bleiben hier nicht ohne Einfluß auf den Willen der Männer, deren Liebe sie sich durch ihre Geschicklichkeit in feineren Flechtwerken, in der Ausschmückung ihrer Kleider und Geräthe zu erwerben wissen. Sie sind auch hier diejenigen, die den unglücklichen einzelnen Fremdling in Schutz und Pflege nehmen und die Habsucht oder Mordlust ihrer Männer von ihm abhalten. Als Mungopark elend und hülflos im Innern Afrikas verschmachten wollte, war es eine Frau, die ihn dem Leben wiedergab. Alle Reisende sind einstimmig über die Güte und Milde, womit Negerfrauen und Mongolinnen den bedürftigen Reisenden aufnehmen. Finden wir doch schon auf Culturstufen, wie sie die Kamdschadalen und Lappländer zeigen, daß die Frauen den Funken der Poesie in den Seelen der Männer erwecken.

Dieß sind Erscheinungen an der passiven Rasse,

wo überall und immer die Frauen diejenigen sind, welche die rohen Zänkereien und Streitigkeiten der Männer schlichten, sie besänftigen und über Aufrechthaltung der Sitte wachen, als deren Schöpferinnen sie eigentlich zu betrachten sind.

Am glänzendsten treten aber die Frauen in der anderen Rasse auf und zwar bereits in den Culturstufen derselben, die wir als die ursprünglichen, als die anfänglichen betrachten müssen, bei den Tscherkessen und Arabern. Hier finden wir die Frau nicht mehr als die Sclavin, sondern als die Freundin und Gefährtin des Mannes, um deren Liebe er sich bewirbt, deren Urtheil er beachtet, deren liebenswürdige Eigenschaften er verehrt. Die Mädchen wachsen in Gemeinschaft mit den Jünglingen auf, nehmen an ihren Uebungen und Spielen Antheil und es haben so die jungen Leute Gelegenheit, sich gegenseitig kennen zu lernen. Die jungen Leute haben bei der Wahl ihres künftigen Ehegatten die Hauptstimme, obschon die Braut den Eltern abgekauft werden muß. Der Jüngling feiert das Mädchen seiner Wahl durch allerlei Aufmerksamkeiten und Huldigungen, Geschenke und Lieder. Die Frau des Tscherkessen, wie des Beduinen nimmt an den Arbeiten und Sorgen, an dem Glück und Unglück Antheil, so wie sie auch an den Würden und Ehren ihres Mannes Antheil hat. Ihr ist die erste Ausbildung

des Knaben, wie der Tochter übertragen und sie pflanzt in die Brust des künftigen Kriegers die Gefühle der Vaterlandsliebe, der Ehrfurcht für die Götter, für Poesie, für Waffenruhm. (S. C.-G. IV. 22.)

Sie sehen also, daß die Frauen der activen Rasse auch an der höheren Stellung derselben Theil nehmen; ja es geht die Sage, daß sie in dem Ländergebiet, welches die Heimath dieser Rasse ist, sogar eine Zeit lang eine selbständige Stellung eingenommen haben. Ich meine die Amazonen, die am Maötis-See und in Libyen selbständige Reiche gehabt haben sollen, in denen die Männer eine sehr niedrige, dienende Stellung einnahmen. Die Sage meldet, daß sie das Trojanische Reich unter Laomedon bedroht, unter Priamos aber dasselbe gegen die Griechen beschützt hatten. Sie erinnern Sich des ersten Gesanges von Quintus Smyrnäus, der uns die romantische Geschichte der Penthesileia schildert. Ferner aber berichtet die Sage, die sich freilich an keine Chronologie bindet, daß Hercules das Amazonenreich zertrümmert habe, so daß nur schwache Ueberreste sich davon erhalten. In der romanhaften Geschichte Alexanders des Großen tritt aber nochmals die Amazonenkönigin Thalestris auf, indem sie mit 300 ihrer Heldinnen dem siegreichen König sich vorstellt.

Die Sage von den Amazonen aber ist gewisser-

maßen die poetische Verklärung weiblichen Heldenthums, denn die Frauen der Tscherkessen und Beduinen sind eben so wohl wie die der alten Germanen und der modernen Spanier und Holländer im Stande, in der höchsten Noth und Gefahr die Waffen zu ergreifen und dem Feind, der ihre Männer erschlagen hat und ihre Heimath bedroht, mit Erfolg entgegen zu treten. Die Sage enthält aber auch die Wahrheit, daß ein Volk ohne Männer eben so wenig als eines ohne Frauen Bestand haben könne.

Von der allgemeinen Anerkennung weiblicher Macht, die auf Schönheit und Liebenswürdigkeit gegründet ist, geben ferner die Mythologien aller activen Nationen Zeugniß — wir finden in den Religionen, die vom Kaukasus und Himalaya ausgegangen sind, immer Göttinnen neben den Göttern, während in den Mythologien, welche die reinpassiven Stämme hervorbrachten, stets männliche Gottheiten obenan stehen. Die ägyptische Mythologie hat den Urvater der Götter und eine Urmutter, Neph und Sate. Die andern großen Götter, wie Amun, Phtah, Ra u. s. w. haben stets Gemahlinnen, eben so wie auch Osiris, der mit seiner Isis das heilige Land Aegypten zur Cultur führte. Die Religion des griechisch-römischen Culturkreises hat eben so ihre weiblichen Gottheiten wie die der scandinavisch-germanischen und der indischen Völker.

Vor allem aber wird in diesen Fällen die Frau als Vorsteherin der Liebe, als Venus und Freia, des häuslichen Glückes, als Here, der tieferen Einsicht in die practischen Kenntnisse, als Athene gefeiert. Selbst die altamerikanischen durch active Stämme gegründeten Reiche besaßen eine Mythologie, die der Frau jene ehrenvolle Stellung unter den höchsten Wesen sicherte. Finden wir doch in der Mythologie der Kaukasier, die allerdings in frühester Zeit von persischen, später von christlichen und mahomedanischen Ideen berührt wurde, ein erhabenes göttliches Wesen weiblichen Geschlechts, dessen gegenwärtiger Name Meriam ist.

Die große Bedeutung der Frauen erkennt ferner die Sage der Griechen in der Medea, Helena, Klytemnestra und anderer Frauen des herakleischen und trojanischen Sagenkreises an und die Poesie, wie die plastische Kunst hat ihre Gestalten auf das herrlichste ausgebildet.

Blicken wir auf das christliche Mittelalter, so finden wir auch hier eine hohe Verehrung der Frauen, die sich in religiöser Hinsicht zunächst in dem Cultus der heiligen Jungfrau und der übrigen heiligen Frauen ausspricht. Wie im Kaukasus noch heute, so waren bei den heidnischen, wie bei den christlichen Germanen die Frauen und die Liebe und Verehrung derselben

der Quell aller Poesie, und Chriemhilde, Gudrun, Isolde und alle jene erhabenen Gestalten bildeten eine Art weltlicher Mythologie. Ich brauche Sie nicht erst an alle jene Stellen der altdeutschen Gedichte zu erinnern, welche mit Begeisterung die Ehrfurcht und Ergebenheit gegen die Frauen lehren, wie Dietrich von Bern sagt:

> Im folget nimmer Sälde und Gut,
> Wer an Weiben missethut.

Ich erinnere Sie ferner an Beatrice, welche Dante und an Donna Laura, welche Petrarca in ihren Gedichten verklärt haben, und an die zahlreichen Lieder unserer deutschen Dichter, von Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Heinrich Veldeck, Hartmann von der Aue, Markgraf Heinrich von Meißen, Walther von der Vogelweide, bis auf Klopstock, Goethe und Schiller, worin den Frauen die gebührende Huldigung dargebracht wird.

Selbst im Orient und in China, wo Clima und Verhältnisse des öffentlichen und religiösen Lebens, ja selbst die physische Constitution den Frauen gewisse Beschränkungen auferlegen, fehlt es ihnen nicht an mannichfacher Anerkennung; die Geschichten der tausend und einen Nacht, die arabischen und indischen Dichtungen enthalten genug Lobeserhebungen und Ehrenbezeigungen für die Damen. Von der Galanterie der

Chinesen aber geben schon die wenigen Romane genügendes Zeugniß, welche Abel Remusat und St. Julien übersetzt haben. Der Chinese ehrt die Frau namentlich in ihrer Eigenschaft als häusliche Wirthin und als Mutter, daher denn auch die erste Gattin, wie bei den alten Aegyptern, als die Herrin des Hauses betrachtet und gefeiert wurde. Was aber sagen Sie dazu, daß in China das Gesetz, nicht die Gnade des Herrschers, denjenigen Frauen und Mädchen, die sich durch erhabene Tugend auszeichnen, eben so wie verdienten Männern einen öffentlichen Ehrenbogen zuerkennt? (S. C.-G. VI. 218.)

Daß in der Geschichte der Staaten und Völker vornehmlich von den Männern die Rede ist, daß in den Rathsversammlungen wie in den Bataillonen der Schlachtlinien die Männer stehen, daß sie es sind, welche die Schifffahrt, die Landreisen machen, welche die Feuerwaffen, die Dampfmaschinen richten und lenken, dieß ist der ihnen vom Schöpfer selbst angewiesene Beruf. Unsere stärkeren, kantigen Knochen, unsere festere Musculatur unterstützen unsere Willenskraft, die den Mann aber auch zu manchen unschönen, harten und wilden Handlungen veranlaßt.

Dennoch hat die Natur auch aus dem weiblichen Geschlecht starke Geister erweckt, die wie Semiramis und Dido, Zenobia, Elisabeth und Anna von England,

Christina von Schweden, Katharina von Rußland, Maria Theresia von Oestreich ganze Staaten beherrscht und das Geschick der Völker gelenkt haben. Der Ruhm dieser außerordentlichen Frauen wird so lange dauern, als überhaupt von großartigen Menschen die Rede seyn wird.

Wollten wir aber in das Detail der Staatengeschichte, der Literargeschichte alter und neuer Zeit eingehen und dem minder laut auftretenden, stillen Einfluß der Frauen auf die Geschichte der Völker, auf die Entwickelung der Literatur nachspüren, so würden wir auch hier den Frauen überall begegnen. Sie regen an durch Blicke und Worte, sie mildern überall, sie verstehen es durch tausend jener Mittel, welche sie unmerklich wirken lassen, den unbeugsamen, starren Willen der Männer geschickt nach ihren Absichten, jenen unbewußt, zu lenken. War es nicht vorzugsweise die Gemahlin des Herzogs Heinrich von Sachsen, welcher wir die Einführung des Protestantismus in dem albertinischen Landestheile verdanken? Wir kennen nicht den Einfluß, den Katharina von Bora auf das stürmische Gemüth unseres Luther hatte; stand doch selbst der gewaltige Hildebrand unter dem Einfluß der Markgräfin von Canossa. Wir wissen es, welchen bedeutenden Einfluß Emilie von Chatelet auf Voltaire hatte und wie sehr die Mutter, die Schwester und

die Freundinnen zur Entwickelung von Goethes Geiste beitrugen, ist ja mehrfach nachgewiesen worden. Können wir uns August ohne Livia, Eginhard ohne Emma, Dante ohne Beatrice, Petrarca ohne Laura, Napoleon ohne Josephine denken?

Es wird also, verehrte Freundin, sehr nothwendig seyn, wenn wir die Geschichte der Menschheit gründlich erkennen wollen, stets ein aufmerksames Auge auf die Frauen zu richten. Giebt Clima und Lage eines Landes zunächst die Richtung für die Entwickelung eines Volkes, gestalten die Männer die Formen des öffentlichen Lebens, so sind es namentlich die Frauen, welche die Gestaltung des häuslichen und gemüthlichen Lebens beherrschen. Sie sind die Bildnerinnen der Sitte; sie beherrschen die häuslichen, geselligen Kreise, so wie sie auch das öffentliche Leben verschönern und ausschmücken. Sie rufen den Krieger zum Kampfe, und wenn der Neger, der seinem Feinde entgegengeht, sich mit grellen Farben beschmiert, einen scheußlichen Tigerkopf auf sein Haupt setzt und seine Feigheit möglichst hinter gräßlichen Attributen zu verstecken strebt, so wird der europäische Ritter von seiner Dame mit der von ihr gestickten Feldbinde und Helmzier verschönert und seine Rüstung dadurch veredelt. Die Volksfeste verzieren die Damen durch die Fahnen, Blumengewinde und Teppiche, die sie dafür anfertigen.

Ja sie sind es, welche Altäre und Gotteshäuser sinnig mit Blumen und Stickereien ausschmücken. Bei den feierlichen Marienfesten tragen schöne Frauen das Bild der heiligen Jungfrau auf schönverzierter Bahre dem Priester nach.

Und so begegnen wir bei den Völkern activer Rasse überall den Frauen als dem verschönernden, verzierenden Elemente. Wollen Sie Sich das aber recht deutlich machen, so begeben Sie Sich dahin, wo der Mann, getrennt von der Frau, allein waltet. Treten Sie mit mir in eine Caserne. Ordnung herrscht hier allerdings, das ist wahr. Es ist aber diese Ordnung jene kalte Schönheit des Cristalls, der geometrischen Figur, des Rechnenexempels. Treten wir in eine Expedition eines Post-, Steuer- oder Accisamtes! Das Erste, was Ihnen auffällt, ist der Mangel an Gardinen, der Streusand und Schnupftabak, der die Tische bedeckt, die Papierspäne auf dem Fußboden, der Zustand der Stühle und Tische! Oder wollen wir uns gar in die eingerostete Wirthschaft eines alten Junggesellen begeben? zu unserem Freunde Schlemihl, dessen Meublement drei Generationen geliefert haben, Großeltern, Eltern und er selbst? Betrachten wir sein Sopha, an welchem jedes Kissen entweder einen andern oder gar keinen Ueberzug hat, wo stets ein Sortiment der verschiedenartigsten Flaschen umher-

steht und Ober- und Untertasse in wilder Ehe zusammenleben?

Sie sehen, meine theure Freundin, daß ich und mit mir wohl jeder verständige Mann die hohe Bedeutung der Frauen und ihres stillen Waltens in der Geschichte der Menschheit willig anerkennen wird. Sie werden auch aus den bisher erschienenen fünf Bänden meiner Culturgeschichte das Bestreben erkannt haben, diese Bedeutung möglichst treu und aus den vorliegenden Thatsachen darzustellen, und ich hoffe, Ihr Lob zu verdienen, wenn ich auf dem betretenen Wege in dieser Weise beharrlich fortfahre.

---

## Neunter Brief.

Kehren wir nun, verehrte Freundin, nach dieser Abschweifung zu unserer Betrachtung zurück. Wir haben nun die Zustände der activen Rasse, wo sie selbständig und ungemischt dasteht, zur Anschauung zu bringen und wenden uns daher zu den Bewohnern der kaukasischen Gebürge und der arabischen Wüsten.

Tscherkessen und Beduinen bilden Stämme, die seit Jahrtausenden, allerdings begünstigt von ihrer climatischen Lage, in merkwürdiger Reinheit sich er-

halten haben. Es fanden allerdings fortwährend Auswanderungen von beiden Ländern Statt, allein nie eine größere Einwanderung.

Vergleichen wir nun diese activen Massen mit den passiven, so bemerken wir an ihnen einen schlanken Körperbau mit kräftig entwickelter Musculatur, breiter, gewölbter Brust, aus welcher auf schlankem Hals ein schöngebildeter Kopf emporragt. Die Stirn ist hoch, der Schädel rund, das Vorderhaupt hervortretend, ja man hat den ganzen Schädelbau mit der gewölbten Kuppel eines Doms verglichen. Die Augen sind groß, bei den Männern mehr rund, die Grundfarben entweder blau oder schwarz, oder vielmehr, wie Buffon bemerkt, orangefarben, das bis in das tiefste Dunkelbraun übergeht. Die Nase ist entweder adlerschnabelartig oder gerade in gleicher Linie mit der Stirn fortlaufend, das Kinn tritt kräftiger hervor, als bei der passiven Rasse, die Wangenknochen sind weniger vortretend, als bei dieser. Das Haar ist weich und seidenartig, namentlich bei den Frauen, und oft zart geringelt, die Farbe desselben vom tiefsten Schwarz, durch alle Nüancen des Kastanien- und Rothbraunen bis in die Farbe des Goldes und des gereiften Kornes. Der Bart ist kräftiger entwickelt als bei den passiven Volksstämmen. Die Sinneswerkzeuge sind im Naturzustande und bei fortgesetzter Uebung nicht minder vortrefflich

als bei den passiven Völkern, doch scheinen Geruch und Geschmack und Gefühl noch bildsamer zu seyn. Wollen Sie Sich diese Bemerkungen noch mehr zur Anschauung bringen, so vergleichen Sie die Portratts der altägyptischen Könige in Rosellinis Monumenti reali, die Gesichtszüge der altgriechischen und altrömischen Götter, Heroen, Herrscher in unseren Museen mit den Physiognomien der eingebornen Amerikaner, Neger und Mongolen.

Nächstdem unterscheiden sich die activen Völker von den passiven dadurch, daß unter ihren Individuen eine bei weitem größere Mannichfaltigkeit in körperlicher wie in geistiger Bildung herrscht und daß sie weit mehr Anlage zu selbständiger und eigenthümlicher Entwickelung zeigen, während die passiven jene Einförmigkeit haben, welche wir an den wolletragenden Thierheerden bemerken. So beherbergt der Kaukasus z. B. eine Menge Völker, welche trotz ihrer Uebereinstimmung in Tracht, Sitte und Lebensweise die auffallendsten Unterschiede in körperlicher Bildung und Sprache an sich tragen. Die Ossetinen sind blond und blauäugig, während die Tscherkessen braune oder schwarze Augen und dunkles Haar haben. Auch unter den Kurden begegnen wir derselben Erscheinung, nicht minder unter den Kaschmirern, welches große, breitschulterige, kräftige, listige, zu Streit und Hader aufgelegte Menschen sind,

mit weißer Haut und Gesichtsfarbe. Das Gesicht ist länglich, mit Juden-Zügen und dunkelbraunem oder schwarzem Haar und Bart. Das weibliche Geschlecht von Kaschmir zeichnet sich durch blendend weiße Haut und reizende Formen aus. Die Kafirmänner zeigen regelmäßige, griechische Züge, blaue Augen und schöne Gesichtsfarbe. Ich habe bereits früher die Ansicht ausgesprochen, daß die active Raße sich vielleicht — denn hier bedarf es noch jahrelang fortgesetzter, genauer Forschungen — in zwei Hauptarten theilen lasse, in eine lichthaarig-blauäugige, wie wir im Allgemeinen die germanischen Völker finden, und in die mit dunkeln Haaren und Augen, wie wir die romanischen Südeuropäer im Allgemeinen finden.

Wenden wir uns, meine verehrte Freundin, zu den geistigen Eigenschaften der activen Raße, so tritt uns der Unterschied vor der passiven erst recht auffallend vor die Augen. Namentlich finden wir an der Stelle der gränzenlosen Indolenz, des steten Strebens nach Ruhe eine nimmerrastende Regsamkeit, eine höhere geistige Lebenskraft, die fortwährend sich geltend zu machen sucht; eine kräftigere Willenskraft, die so leicht keinem Hindernisse weicht, ein Streben, die Erscheinungen zu erforschen, zu ordnen, zu gestalten, ein Streben in die Ferne, ins Weite. Dieß tritt in dem einzelnen Individuum, wie an ganzen Stämmen und

Völkern der activen Rasse hervor. Wenn die Geschichte der passiven Völker, der Neger, der Eskimos, der nördlichen Amerikaner dem ruhigen Spiegel eines Binnensees gleicht, so ist die der activen Völker, der Kaukasier, Perser, Griechen und Römer, namentlich aber die der germanischen Stämme dem gewaltigen Strome zu vergleichen, der gewaltsam aus den Gebürgen hervorbricht und die niederen Höhenzüge durchbrechend, der nimmerrastenden See zustrebt. Bewegung, Fortschritt, in geistiger Beziehung, wie in körperlicher, das charakterisirt die activen Individuen und Nationen.

Die Drusen des Libanon, die Kaukasier, die Kurden, die Afganen, die Kafirs, die Kaschmirer, die Maratten und die Bewohner der Ghats in Vorderindien scheinen die ächten Nachkommen der ursprünglichen activen Rasse zu seyn, die sich dann von ihrer alten Heimath und über die ganze Erde verbreitet hat und somit ihrer Bestimmung nachkommt, die passive Rasse ihrem Traumleben zu entreißen und im Verein mit ihr eine höhere Cultur hervorzurufen.

Treten wir indessen den Erscheinungen näher, welche die active Rasse darbietet, wo sie sich rein und unvermischt findet, so zeigt sie, wie schon bemerkt, eine nicht minder große Vollkommenheit der Sinne, als die passive. Der Beduine giebt dem Bewohner der amerikanischen Prairien und der sibirischen Steppen nichts

nach in der Schärfe des Gesichts, des Gehörs und des Geruchs. Der Beduine bemerkt die leisesten Spuren der Fußtritte der Carawanen, wenn sie auch schon vor mehreren Tagen die vom Winde bewegte Sandwüste durchzogen, ja erkennt an der Beschaffenheit derselben, ob die Reisenden Einheimische oder Fremde waren, ob die Lastthiere leicht oder schwer beladen gewesen. Der Tscherkesse entwickelt denselben Scharfsinn in seinen Gebürgen, wie der Nordamerikaner, er wittert auf weite Strecken die Anwesenheit der Feinde.

Was aber Geschmack und Gefühl betrifft, so ist die active Rasse jedenfalls feiner organisirt, als die passive. Amerikaner, Neger und Mongolen schlingen unglaubliche Massen verdorbener oder ekelhaft zubereiteter Thier- und Pflanzenstoffe in sich hinein, während der Tscherkesse und Araber sein schmackhaft und reinlich zubereitetes Mahl zu bestimmten Zeiten mäßig genießt. Die Buschmänner und Polarvölker starren von Schmutz, der Amerikaner bedeckt seine Haut mit dicken Erdfarben, der Neger salbt sich mit Talg und Fett, während der Tscherkesse jeden Stoff, der seine Haut verunreinigt, sorgfältig entfernt, woran den Beduinen nur die Seltenheit des Wassers verhindert.

Die Kleidung der activen Völker ist dem Clima angemessen, aber selbst in der Gluth der arabischen Wüste finden wir sie nicht in der Nacktheit der Ameri-

kaner oder Australier und Californier. Ihnen fehlt nicht das Gefühl der Scham, das bei der passiven Rasse nur dem weiblichen Geschlechte eigen ist — so wie sie auch noch ein lebhaftes Ehrgefühl entwickeln. Die Kleidung der activen Völker ist zweckmäßig und sauber. Der eigentliche Schmuck dagegen, womit wir alle passiven Völker und namentlich die Männer überladen sehen, ist fast ausschließlich den Frauen überlassen. Der Schmuck des Mannes besteht in seinen Waffen.

Wir finden allerdings die active Rasse in den Wüsten als Hirten, ohne feste Sitze; allein wo sie in den Gebürgen und fruchtbaren Niederungen leben, haben sie feste, meist steinerne Wohnungen, denen es niemals an einer gewissen Zierlichkeit und Reinlichkeit fehlt. Hier leben sie von Ackerbau, Obstzucht und halten nebendem Heerden von Milch und Eier liefernden Thieren, denen sie eine besondere Pflege widmen. Die Jagd wird nur beiläufig und mehr zur Uebung und Ergötzlichkeit, als des sichern Gewerbes wegen betrieben. Bei der passiven Rasse besorgt der Mensch allein die Jagd, die activen Stämme aber richten sich hierzu Hunde, den Leoparden und einige Falkenarten ab. Sie bringen auch ihre Erfahrungen in ein gewisses System und betreiben die Jagd mit klarem Bewußtseyn.

Die passiven Völker begnügen sich mit dem, was die Natur freiwillig darbietet, ihre Werkzeuge fertigen

sie aus Stein, Knochen, Zähnen, Muscheln und Holz, und es ist nicht wahrscheinlich, daß die passiven Nationen aus eigener Kraft die Bearbeitung der Metalle gelernt haben. Wir finden allerdings die wilden Afrikaner im Besitz der Metalle; allein Afrika ist dasjenige Land, das gerade am längsten dem Einfluß der activen Rasse offen gestanden hat. Die Neger namentlich haben seit uralter, wohl 2000 Jahr vor Christi Geburt hinaufreichender Zeit die Kenntniß von Gold und Eisen; allein, wer Erzeugnisse negerischer Schmiedekunst aus eigener Anschauung kennt, muß bekennen, daß sie die ersten Anfänge der Kunst nicht überschritten haben. Wie vollendet sind dagegen nicht die Metallarbeiten der alten Azteken, der Aegypter, Perser, ja selbst der Kaukasier, namentlich ihre Kettenpanzer und damascirten Klingen. Vor allem aber ist bemerkenswerth die Kunst, aus zwei gemischten Metallen ein drittes, die Bronze zu bereiten, die wir überall im Gefolge der activen Rasse in allen Erdtheilen, in allen Zonen antreffen. (S. C.-G IV. 257.)

So sind denn auch die Gespinnste, Gewebe, Flechtwerke und Stickereien der Kaukasier bei weitem vollkommener, zusammengesetzter und dauerhafter, als die Produkte dieser Art, die wir bei rein passiven Völkern antreffen, ja die Sage bezeichnet geradezu die activen Stämme als die Erfinder und ersten Lehrer der Webekunst.

Recht deutlich tritt uns der strebsame Geist der activen Völker entgegen, wenn wir sie in ihrem Verhältnisse zur See betrachten. Wir finden allerdings schon bei den passiven Küstenvölkern, den Pescheräh, Californiern und Negern, die Anfänge der Schiffbaukunde, womit sie Flüsse, Binnengewässer und die Seeküste befahren, wenn sie der Reichthum an Fischen u. a. Seethieren dazu reizt. Sie kennen aus Beschreibung und Modellen die aus Baumrinde gefertigten Kähne der Pescheräh und Nordamerikaner, die aus Häuten gearbeiteten Omajake und Kajake der Grönländer, so wie die aus ganzen Baumstämmen ausgehöhlten Canots der Neger und Amerikaner. Allein kein passives Volk denkt an das Jenseits, zu welchem die See dasselbe wohl leiten könnte. Der Neger betrachtet die See als etwas Grauenhaftes und Fürchterliches. Die activen Stämme aber werden, wenn sie einmal in Bewegung gesetzt sind, so wenig durch die öde See aufgehalten, als Urgebürge oder Sandsteppen ihren Lauf zu hemmen im Stande sind.

Unter den Erscheinungen des Familienlebens haben wir zunächst als das am meisten Charakteristische die Stellung der Frauen zu betrachten, die ganz von der verschieden ist, welche sie bei den passiven Nationen einnehmen. Die Frauen der Beduinen, wie der Tscherkessen sind die Freundinnen und Gefährtinnen ihrer

Männer, die stets mit Achtung und Schonung behandelt werden. Ja sie sind es, aus deren Händen der Tapfere, der Ausgezeichnete seinen Lohn empfängt. Ihr Beifall spornt die Männer zu erhabenen Thaten.

Das öffentliche Leben der activen Völker gleicht in seinen Formen dem der rein passiven, so fern auch sie noch rein und ungemischt dastehen. Jeder ist dem Andern gleich, Keiner hat mehr Recht als der Andere, wie denn auch in Bezug auf geistigen, wie irdischen Besitz noch eine merkwürdige Gleichheit herrscht. Bei Berathungen, welche das allgemeine Wohl betreffen, gilt die Meinung desjenigen, welcher sich durch Triftigkeit empfiehlt, und da es gemeiniglich die Erfahrensten sind, die Aeltesten, bei denen sie sich findet, so wird in zweifelhaften Fällen auch ihr Rath am meisten berücksichtigt. Bei Streitigkeiten über Besitz, Beleidigung an Ehre und dergl. entscheiden entweder die Gemeindeglieder selbst oder man beauftragt einen durch Gerechtigkeitsliebe und Scharfsinn ausgezeichneten Mann, wie bei den Beduinen den Scheich, mit Schlichtung der etwa vorkommenden streitigen Fälle. Dieser bestimmt auch die Anwendung der durch Herkommen eingeführten Bußen, jedoch wird sich keiner seinem Ausspruch unterwerfen, der nicht von der Gerechtigkeit seines Urtheils überzeugt ist. In eben derselben Weise ist denn auch die Stellung des Häuptlings, der bei

den Tscherkessen der Bevölkerung eines Thales, einer Gemeinde, bei den Beduinen einer Horde vorsteht. Er hat die erste Stimme, die Leitung der Angelegenheiten, wie etwa die gewählten Präsidenten in unseren Kammern. Diese Würde ist in der Regel erblich. Wir finden also hier dieselben Gesellschaftsformen, wie bei der passiven Rasse, weil es eben die naturgemäßen sind, die sich auch während des Friedens ungestört erhalten.

Wird der Friedenszustand in der Familie gestört, so ist der Hausvater bemüht, denselben wiederherzustellen. Beleidigt ein Mitglied eines Stammes das eines andern, so nehmen die beiderseitigen Stämme Partei, und wir bemerken zwei den activen Stämmen ganz besonders eigene Erscheinungen, die Blutrache und das Ordale, wenn jene Beleidigung mit einem Morde endigt. Die Familie des Ermordeten schreit nach Rache und Wiedervergeltung. Da nun das Leben eines Menschen durch keine Buße zu ersetzen ist, so tritt der Fall ein, daß der Mörder sein Leben ebenfalls verlieren muß. Darauf dringt die Familie des Ermordeten. Sind nun die Familien übrigens befreundet, oder erweiset es sich, daß der Mord mehr einem unglücklichen Zufall als einer wirklichen böswilligen Absicht zugeschrieben werden kann, so kommen wohl die Familien überein, den Mord durch eine Summe an Vieh, Getreide

oder anderen werthvollen Gegenständen zu verbüßen, dadurch aber den Frieden wiederherzustellen. Gehören beide betheiligte Familien einem und demselben Stamme an, so ist diese Herstellung des Friedens minder schwierig, da alle Mitglieder des Stammes dabei betheiligt sind; schwieriger schon ist es, wenn die Stämme einander fern oder wenn sie gar in feindseligem Verhältnisse stehen. Dann hat ein Mord wohl gar den Untergang eines Stammes zur Folge, da Mord auf Mord folgen wird.

Ist es nun den Schiedsrichtern unmöglich, einem Manne zu beweisen, daß er ein ihm angeschuldigtes Verbrechen begangen, oder ist es ihm unmöglich, durch Beweise die Anklage von sich abzuwälzen, so finden wir, daß bei allen activen Nationen die Richter das Ordale anwenden. Das heißt, sie legen die Entscheidung in Gottes Hand, indem sie den Angeschuldigten in eine Lage versetzen, deren Gefahr nur übermenschliche Hülfe abzuwenden im Stande ist. Sie lassen ihn durch Feuer springen, lassen ihn glühendes Eisen berühren. Bleibt seine Haut unversehrt, so ist seine Unschuld erwiesen; sie werfen ihn ins Wasser und halten ihn für unschuldig, wenn er darin schwimmt, oder auch sie stellen ihn einem Bewaffneten gegenüber, dessen Besiegung seine Unschuld an den Tag legt. Ich habe nachgewiesen, daß dieses Ordale sich wohl auch

bei den passiven Völkern, namentlich bei den Negern, findet, möchte aber meinen, daß es doch nur von den activen Stämmen zu diesen gelangt sey, da das Vorhandenseyn des Ordale eine geistigere Religion voraussetzt, als wir übrigens bei passiven Nationen finden.

Unter diejenigen Erscheinungen, durch welche die active Rasse sich vor der passiven auszeichnet, gehört auch die, daß erstere sich zu einem gewissen Nationalbewußtseyn zu erheben im Stande ist. Die Eingebornen von Nordamerika z. B. sind in eine Unzahl kleiner Völkerschaften zersplittert, die dem gemeinsamen Feinde gegenüber doch nie zu einer Einheit geworden sind. Dasselbe ist es mit den Negern. Wie anders erscheinen dagegen die Völker des Kaukasus der russischen Macht gegenüber, oder die Beduinen, von denen die Reisenden versichern, daß alle Beduinen sich wie ein Volk von Brüdern betrachten und daß die Schmach, welche einem von ihnen angethan wird, von allen gleich stark empfunden werde.

Vor allem aber zeichnen die activen Völker sich durch ihre religiösen Begriffe aus. Die verworrenen, sich widersprechenden abergläubigen Vorstellungen der Amerikaner und Neger habe ich Ihnen, meine verehrte Freundin, nach ihren Grundzügen bereits auseinandergesetzt, wobei namentlich der Fetischismus auffallend hervortritt.

Die Religion der Tscherkessen, vorzüglich aber die

der Beduinen, zeigt von einer Freiheit des Geistes, wie wir sie nur auf den höhern Stufen der Civilisation wiederfinden. Der Tscherkesse, wie der Beduine, hat durch keine der herrschenden Religionen der ihn umgebenden Nationen sich die Freiheit seiner religiösen Ansichten beschränken lassen. Namentlich ist der Beduine ein entschiedener Gegner aller leeren Ceremonien. Er glaubt an einen Gott, der die Welt erschaffen und mit liebevoller Weisheit die Geschicke der Völker lenkt; fühlt er sich in der Stimmung, sich an ihn zu wenden, so eilt er in die Wüste und überläßt sich hier den Gefühlen der bewundernden oder dankbaren Anbetung. Er vertraut auf Gott in Gefahren, er hofft auf seine Hülfe, er dankt ihm für das Glück, das er ihm und den Seinigen gewährt; allein nur äußere Uebermacht kann ihn bestimmen, durch Ceremonien, Fasten und leere Gebetformeln, die zu bestimmter Zeit hergesagt werden müssen, sich in seinem Thun und Treiben beschränken zu lassen. Den glänzendsten Beweis für diese Gesinnung liefert die Geschichte der Wechabiten. Die Beduinen, welche denselben angehörten, waren nur durch die Gewalt der Waffen dieser fanatischen Secte unterworfen worden; sobald das Haupt derselben gefallen war, kehrten sie zu ihrer alten Freiheit zurück (s. C.-G. IV. 216).

Aehnliches bemerken wir im Kaukasus, wo die

islamitischen Priester nur als Lehrer der Jugend in der Kenntniß der Schrift erscheinen, keineswegs aber als Vermittler zwischen der Gottheit und den Menschen. Wir finden allerdings im Kaukasus außer der Verehrung eines einigen Gottes, Allvaters, den Glauben an andere elementare Geister, allein einen eigentlichen an gewisse Tage und Orte gebundenen Cultus treffen wir nicht an, denn die alten Kirchenruinen und Kreuze sind nur die durch das Alterthum geheiligten Versammlungsörter der Richter, an denen Erinnerungen haften, die der Nation werth und theuer sind.

Dieß, meine verehrte Freundin, dürften die Grundzüge zur Charakteristik der activen Völker seyn, so fern sie noch nicht mit der passiven Rasse in nähere Berührung gekommen sind, so lange sie in ursprünglicher Reinheit in ihrer alten Heimath und den zunächst gelegenen wüsten Ebenen hausen. Eine weitere Entwickelung der hier aufgestellten Thatsachen finden Sie übrigens in dem 4. Bande meiner Culturgeschichte.

---

## Zehnter Brief.

Zur Charakteristik der Nationen, also auch derer, welche der ungemischten activen Rasse angehören, bedarf es jedoch noch eines Blickes auf ihre Poesie. Die

Poesie der passiven Rasse hat jenes traurige, wehmüthige Element, was uns auch in ihren Melodien entgegentritt. Die Gesänge der Neger, der russischen Leibeigenen, der Kalmyken haben immer einen trüben, träumerischen Charakter und machen den Eindruck eines regendrohenden, düstern Himmels. Dagegen sind die Lieder der activen Völker klar, heiter und übermüthig. Ich darf Sie, meine verehrte Freundin, nur an die fröhlichen Weisen der Tyroler erinnern, die Leben und freien Sinn athmen und in übersprudelnder Lebenskraft himmelhoch aufzujauchzen scheinen.

So sind die Gesänge der Tscherkessen und Beduinen. Im Bewußtseyn ihrer Kraft feiern sie die sanften Gefühle der Liebe, die Thaten der Helden, die Herrlichkeit der Gottheit. Dieser Art sind die Gesänge, welche bei der Geburt eines vornehmen kaukasischen Knaben erklingen. Ein Tscherkesse sagte von diesen Liedern: Wie viele Gemälde entwickeln sich da im Lichte der südlichen Sonne, in der Farbenpracht der kaukasischen Natur. Die Begeisterung des Sängers wallt und sprudelt, es ist ihm keine Gränze gesetzt; er besingt nicht eine Vergangenheit, die seiner Fantasie mehr oder weniger drückende Fesseln anlegte — er besingt das Werdende, noch Unbekannte und keine Schranke hemmt die Ergüsse seines Herzens, seiner Fantasie."

In besondern Gesängen feiern die Tscherkessen die kühnen Thaten einzelner Helden sowohl, wie ganzer Stämme und es ist kein Ereigniß, das nicht auf solche Weise verherrlicht würde, so daß, wie ein tscherkessischer Berichterstatter bemerkt, aus diesen Liedern sich eine Chronik des kaukasischen Landes bilden lassen würde, wenn man die Jahrzahlen beisetzen wollte. Wie im alten Deutschland, ist auch im Kaukasus ein jeder Degen des Gesanges mächtig, jeder freut sich der Lieder; aber es giebt auch gewisse Personen, welche sich förmlich mit der Dichtkunst beschäftigen und als wandernde Sänger von Gau zu Gau ziehen und die im Besitze des poetischen Schatzes der Nation sind.

Nicht minder finden wir auch bei den Beduinen den Gesang sehr ausgebildet und von hohem poetischen Aufschwung, so die gemeinsamen Gesänge der Mädchen und Jünglinge, wie ich sie im 4. Bande meiner Culturgeschichte mitgetheilt. Wir finden bei den Beduinen eine Sitte wieder, die auch die Grönländer hatten, nämlich kleinere Beleidigungen durch satyrische oder Rachegesänge auszugleichen. Demnächst beschäftigen sich gewisse Personen ausschließlich mit der Dichtung, die sie zu Erwerbung ihres Unterhaltes anwenden. Unter den arabischen Dichtern fand Seetzen auch eine Sappho, deren Lieder sehr gerühmt wurden. In der Wüste der Beduinen wird, wie in den kaukasischen

Gebürgen, jedes größere Ereigniß, jede große That, jeder Unglücksfall von den Dichtern aufgefaßt und in ihrer Weise dargestellt. Sie gehen in das Volk über, so daß jeder Araber eine Anzahl derselben auswendig kennt. So war auch die Geschichte des ägyptischen Feldzugs der Franzosen in die arabische Poesie übergegangen.

Neben den Dichtern kommen bei Beduinen, wie bei den Kaukasiern Leute vor, welche merkwürdige Vorfälle in prosaischen Erzählungen wiedergeben und damit größere oder kleinere Gesellschaften unterhalten.

Die musikalischen Instrumente der passiven Völker bestanden vornehmlich in Trommeln und Rohrpfeifen. Bei den activen finden wir dagegen die Saiteninstrumente, besonders diejenigen, welche mit den Fingern geschlagen oder gerissen werden, wie unsere Zither und Guitarre, aus denen alle übrigen Saiteninstrumente hervorgegangen sind.

Eine eigentliche bildende Kunst finden wir auch weder bei den Beduinen, noch bei den Kaukasiern, da größere Bauwerke, an welche jegliche Plastik gebunden ist, bei ihnen fehlen. Dagegen entwickeln sie in der Ausschmückung ihrer Waffen, Geräthe, Kleider, Wohnungen einen feinen Sinn für schöne Formen.

So hätten wir denn eine Uebersicht über die charakteristischen Erscheinungen der activen Stämme,

sofern sie in ihrer alten Heimath verharren. Wir können nun zur Betrachtung der Verhältnisse übergehen, welche sich durch den Zusammentritt der activen Rasse mit der passiven gestalten. Wir bemerken zuvörderst, daß die passive Rasse vermöge ihres Strebens nach Ruhe nur durch äußeren gewaltsamen Anstoß bewogen werden kann, ihre alten heimathlichen Sitze zu verlassen. Die activen Stämme dagegen haben ein Streben in die Ferne, das sie über Gebürge, durch Wüsten, ja über die See in die entferntesten Gegenden der Erde getrieben hat. Wir finden allerdings ähnliche Erscheinungen von Wanderungen in der Thierwelt, namentlich unter Insecten, Fischen, Vögeln und Säugethieren, von denen der Mensch sich vorzugsweise die Wanderungen der Fische zu Nutze macht, die in den Flüssen und Meeren der nördlichen Zone regelmäßig wiederkehren.

Jene Wanderungen der activen Rasse sind aber deßhalb nicht mit denen der Thiere zu vergleichen, weil sie nicht, wie jene, an gewisse Jahreszeiten oder bestimmte Oertlichkeiten geknüpft sind. Die activen Stämme sind nach allen Punkten der Windrose gewandert, in größeren, wie in kleineren Abtheilungen.

Zunächst aber müssen wir, meine verehrte Freundin, die Ursachen aufsuchen, welche jenen Stämmen zu diesen Wanderungen Veranlassung gaben. Es sind

theils innere, im Wesen ihrer Organisation begründete, theils äußerliche.

Der Trieb des Forschens, das Streben in die Ferne, die Freude am Neuen, die Lust, Gefahren aufzusuchen und zu bestehen, ist dem Kaukasier, wie dem Beduinen eingeboren. Das Tscherkessenmädchen träumt in ihrer Jugend von den Herrlichkeiten der Harems türkischer Sultane und tatarischer Chane. Der Jüngling ist begierig zu wissen, wie es hinter seinen heimathlichen Bergen aussieht, oder an der fernen Küste, die das Meer von ihm trennt.

Die passive Rasse zeigt auf ihren tiefsten Stufen einen Widerwillen gegen den Besitz und auf denen der höhern Entwickelung sucht sie nur das zu erlangen, was sie eben nothwendig bedarf. Die active Rasse aber zeigt überall das Streben nach Erwerb, nach Mehrung der Habe, nach Reichthum und Ueberfluß. Wo nun die Heimath diese Wünsche nicht befriedigt, entschließen sich einzelne Gesellschaften zur Auswanderung in die Fremde, zumal wenn sie in der Heimath eine Beschränkung ihrer Thätigkeit, ihrer Selbständigkeit und Freiheit finden, wenn also äußere Ursachen dazu kommen. So sehen wir die Franzosen nach Aufhebung des Edicts von Nantes, die Deutschen, namentlich die Salzburger, in kirchlichen Bedrängnissen, den polnischen Adel nach dem Aufhören der Selbständigkeit des Staates, auch in

neuerer Zeit einem Triebe folgen, der ihnen als Mitgliedern der activen Rasse ureigenthümlich ist. Nächstdem ist aber auch der Ehrgeiz zu nennen, eine Leidenschaft, welche in der Brust des Negers niemals heimisch wird.

Sind nun Schaaren thatenlustiger, heldenmüthiger Männer in die Ferne gezogen, sei nun die Ursach gewesen, welche sie wolle, so folgen ihnen wohl bald andere nach, zumal wenn die früher Fortgezogenen Kunde von dem Gelingen ihrer Unternehmung aus der Fremde in die Heimath gelangen lassen oder gar selbst dahin zurückkehren, um sich Bundesgenossen zu holen, oder gar Bedürfnisse, Geräthe dort zu erwerben, die sie in ihrer neuen Heimath nicht haben können. Auf diese Weise wird eine Völkerstraße gebildet, auf welcher den Eroberern immer neue Kräfte zuströmen, und ihre Anzahl in dem eroberten Lande vollzählig erhalten.

Fragen Sie nun, meine verehrte Freundin, nach den Hauptrichtungen, welche die Völkerzüge von Hochasien aus genommen haben, so wird bei der Beantwortung ein Blick auf eine Weltcharte, etwa in Mercators Projection Ihnen vortreffliche Dienste leisten.

Eine oberflächliche Betrachtung der Geschichte hat die Behauptung hingestellt, daß die Cultur ihren Weg von Osten nach Westen mache. Folgen wir zuvörderst

dieser Richtung, so finden wir allerdings, daß das Nilthal einer der frühesten Sitze der Cultur ist. Das große Volk der Aegypter bestand aus einer passiven, negerartigen Urbevölkerung, welche von einem lichtfarbigen, kaukasischen Priester- und Kriegerstamme beherrscht wurde. Dieser lichtfarbige Stamm findet sich aber auch jenseits der Gränzen von Aegypten im ganzen nördlichen Afrika als Beduinen, Karthager und Araber und seine äußersten Auslaufer erscheinen in den canarischen Inseln, wo noch heute die Mumien der alten Guanchen in den Felsenhöhlen gefunden werden.

Ein zweites Strombette der kaukasischen Wanderungen ist das, welchem Europa seine Cultur verdankt, und welches diesem Erdtheile die Pelasger, Kelten, Germanen und Slawen brachte. Es ist wahrscheinlich, daß die vorchristliche Cultur des alten Amerika in den Reichen von Peru und Mexico durch die weitere Verfolgung dieser Straße über die See hervorgebracht worden ist.

Dieß wären denn die Culturströme in westlicher Richtung, die zum Theil noch heute weiter rinnen, indem die europäische Cultur fortwährenden Einfluß auf Amerika übt und dort sich einen Weg bis in die entlegensten Wälder des Westens gebahnt hat.

Wir bemerken aber ebenfalls eine Ausströmung der activen hochasiatischen Rasse in östlicher Richtung

und zwar zuvörderst über Vorderindien südlich nach Ceylon, dann südöstlich nach Borneo, Sumatra, Java, bis nach den Inseln der Südsee und Neuseeland. Eine andere nordöstliche Abzweigung geht durch Sibirien nach der Mongolei und Mandschurei und von da nach China, welches indessen auch von Südwesten her mehrfache Einströmungen erfahren hat; der ersteren südlichen gehört der Buddhismus, der von Nordosten her erfolgten die Kriegerclasse und die gegenwärtig herrschende Dynastie an.

Wir haben demnächst vier Hauptströme der hochasiatischen Rasse, den südlichen, welcher die ägyptisch-phönikische, den südöstlichen, welcher die persisch-indische, den nordöstlichen, welcher die japanisch-chinesische, und den nordwestlichen, welcher die europäische Cultur begründete, deren jede ihre besonderen Eigenthümlichkeiten hat, obschon die Grundformen, wie sie sich im Privatleben, Staat, Religion und Kunst und Wissen darstellen, je nach den allmäligen Entwickelungsstufen eine merkwürdige Uebereinstimmung zeigen. Ich mache Sie in dieser Beziehung zunächst auf eine architectonische Erscheinung aufmerksam, auf die pyramidale Bauart, die sich in allen Erdtheilen wiederfindet. Die Anfänge derselben sind die aus Erde aufgeworfenen Hügel, welche wir bei den Morais der Südsee als Basis der öffentlichen Feierlichkeiten finden. Bei weiterer

Entwickelung des Priesterthums und des Opferwesens wachsen auch diese Bauten zu kleinen Bergen an, deren Außenseite dann geglättet oder auch mit Steinen umhüllt wird, um die äußere Form gegen die Zerstörung durch das Wetter zu schützen. Wir finden diese Pyramiden selbständig erwachsen in Java, in Aegypten und Mexico und wir können die Bestimmung derselben aus den Nachrichten der Spanier über das Reich des Montezuma genügend erklären. Eine ähnliche Erscheinung ist die Kasteneintheilung der Nationen, die wir in Aegypten, in Indien und China, dann mit dem sogenannten Lehnwesen, das wir in Neuseeland, in Meriko und im alten Deutschland gleichmäßig, aber selbständig aus dem Verhältniß der activen Rasse zur passiven erwachsen sehen.

Wie nun gleiche climatische Verhältnisse und gleiche Mischung gleicher Bestandtheile des Erdbodens gleiche Pflanzen hervorbringen, so erwachsen auch unter gleichen climatischen und topographischen Verhältnissen, bei gleicher Mischung der activen und passiven Rasse gleiche Culturformen. Die Nomaden der Steppen haben allesammt Zelte, deren Stoff sich nach den Erzeugnissen der Heerden richtet; die Hirten, welche Schafe, Ziegen, Camele besitzen, fertigen ihre Zelte aus wollenen Stoffen, wogegen die Pferde- und Renthierhirten ihr Obdach aus den gegerbten Fellen dieser Thiere herstellen.

Wollen Sie Sich diesen Erfahrungssatz aber zu recht deutlicher Anschauung bringen, so dürfen Sie nur einige Abtheilungen meiner culturhistorischen Sammlung näher betrachten, wozu ich Ihnen zunächst die steinernen Werkzeuge vorschlage. Die Ufer unserer Flüsse und der See sind mit einer Unzahl von Geschieben bedeckt, welche die Atmosphäre aus den durch sie zerkleinten Urgebürgen herabgeführt und die das Wasser durch fortgesetzte Bearbeitung zu ein- und mehrseitigen Keilen, flachen Klingen, eirunden Kugeln, zu dreiseitigen Platten und anderen mehr oder minder regelmäßigen Körpern gebildet hat. Zur Zerkleinung von Getraidekörnern, Nüssen, Obstkernen, Knochen, Hölzern, wo die Hand oder die Zähne des Menschen nicht ausreichen, greift er nach den festen Steinen und bewerkstelligt damit seine Absicht. So findet man in den Lagerstätten der Botocuden große abgerundete Granitgeschiebe, womit sie die Markknochen der Thiere und hartschalige Früchte zerkleinen. Eben solche Geschiebe findet man auf den altdeutschen Opferstätten und an verlassenen Wohnplätzen der alten Germanen. Aus diesen Klopfern entstanden die ältesten Handmühlen, welche aus einem größeren Geschiebe bestehen, das fest am Boden liegt, und einem kleineren, womit das Getraide auf jener harten, rauhen Unterlage zerdrückt wird.

Zur Trennung der Baumstämme, besonders für den Schiffbau bedarf der Mensch der Axt und er hat schon frühe unter allen Climaten die harten meiselförmigen Geschiebe aufgesucht, diese in einen Stiel befestigt und ihre Schneide scharf zugeschliffen. Wir finden in unserem vaterländischen Boden gar häufig derartige steinerne Axt- und Messerklingen aus Kieselschiefer, Basalt, Wacke in allen Größen. Die Stiele, woran sie befestigt waren, hat die Zeit natürlich vernichtet; allein, in Nordamerika, namentlich im Nootka-Sund, in den Inseln der Südsee finden wir noch heute derartige steinerne Axtklingen im Gebrauche und wir können uns daraus erklären, wie unsere Urahnen jene Steine benutzten, als sie noch auf der Culturstufe standen, welche jene Amerikaner und Südseeinsulaner noch jetzt einnehmen.

Ursprünglich nimmt der Mensch die Naturproducte wie sie eben sind unverändert in den Gebrauch — sein Fortschritt aber spricht sich auch in seinen Geräthen und Werkzeugen aus. So finden wir denn die ältesten Axtklingen nur an der Schneide zugeschliffen; allgemach polirt er aber die Seitenflächen und kommt endlich dahin, dem Material durch Bearbeiten eine Form zu geben, die für seine Zwecke nothwendig ist. Der Feuerstein und der Obsidian kommen in gewissen Gegenden sehr häufig vor; sie empfehlen sich, wenn

sie zersplittert sind, durch Härte und scharfe Kanten; allein ihre Form ist meist unregelmäßig, wie Wurzelknollen, und nur selten finden sich eigentliche Platten oder Klingen. Man muß diese Gesteine also förmlich zuschlagen und schleifen und Sie sehen in meiner Sammlung auch in der That die Artklingen von den ersten Stufen der Bearbeitung bis zur vollendetsten Form, die sodann in derselben Weise geschäftet wurde, wie jene südseeischen und amerikanischen Aexte.

In den Urwäldern schärft der Mensch seine Pfeile mit geschliffenem Rohr — im Norden wendet er dazu Steine an — diese steinernen Pfeilspitzen finden sich in Nordamerika, bei den asiatischen Eskimos und in den feuersteinreichen Flächen von Norddeutschland und der Kreideformation von Seeland.

Eine besonders interessante Bemerkung bieten die Messer dar, welche aus Feuerstein und Obsidian geschlagen sind, und die wahrscheinlich zu den allerfrühesten technischen Producten gehören. Feuerstein und Obsidian haben, wie Sie wissen, einen muschligen Bruch und splittern, wenn sie gehörig angeschlagen werden, in schalenartigen Stücken. Und so finden wir denn größere, namentlich aber kleinere Messerklingen von 2 Zoll Länge und ⅓—½ Zoll Breite im nördlichen Deutschland, in Griechenland und Aegypten, in Japan und unter den Ruinen der alten aztekischen Denkmale,

die doch in Ort wie in Zeit so unendlich weit auseinander liegen. Gleicher Stoff, gleiches Bedürfniß brachten gleichmäßige Erscheinungen hervor.

Damit stimmte überein, daß, nachdem die Metalle benutzt worden, nicht allein die Form der steinernen Geräthe nachgeahmt wurde, sondern daß diese Nachahmung auf ähnlichen Culturstufen auch in ähnlicher Weise stattfand. Die bronzenen Artklingen, die wir im alten Europa, wie in Indien, Aegypten und Mexico finden, haben alle dieselbe Form, welche die steinernen hatten, nur daß das bildsamere Metall größere Aneignung einer zweckmäßigen Einrichtung gestattete. Ja wir finden in Eisen noch heute dieselbe Form der Axt, die der alten Steinaxt, in den eisernen Aexten der Kalmyken, der Ohle und der Bertatneger, eine Form, die in der Hieroglyphenschrift Aegyptens zum K — Kelebia heißt die Axt — geworden ist.

---

## Elfter Brief.

Ich stellte Ihnen das Factum dar, daß die passive Menschenrasse von der Vorsehung über alle Lande der Erde verbreitet ist, daß die active in den Hochgebürgen Asiens heimisch und daß sie von da aus gleich deren

Strömen, welche von den Urgebürgen in die Niederungen rinnen, sich über die passiven Stämme ergossen und sie unterjocht habe. Wollten wir nach der Zeit, nach dem Jahre fragen, in welchem der erste Ueberfall stattgefunden, nach den Namen der Führer, nach dem Lande, wohin die erste Richtung gegangen, — wir würden trotz aller angewendeten Mühe, trotz alles Scharfsinns kein Resultat erlangen, das uns befriedigen könnte. Frühere Gelehrte haben den Geburtstag Adams ausgerechnet, Tag und Stunde der Gründung der ewigen Stadt Rom, die historische Wissenschaft dadurch aber um gar nichts gefördert.

Wir wollen uns begnügen, die Zustände kennen zu lernen, welche der frühere Eintritt der activen Rasse unter die passive hervorbringt. Dieß ist etwas Erreichbares, da es Volksstämme auf Erden giebt, bei denen dieser Zustand noch gegenwärtig der bestehende ist.

Die Inseln der Südsee sind ursprünglich von einem negerartigen, schwarzen, kraushaarigen Menschenstamme bewohnt, den wir besonders an den australischen Küsten und im Innern der Philippinen noch ungemischt und rein finden. In den meisten Inselgruppen der Südsee finden wir neben diesen Mitgliedern der passiven Rasse lichtfarbige, zum Theil auch lichthaarige Herrscher von schönem, großartigem Körperbau, welche die übermüthigen Besitzer nicht

allein von Grund und Boden, sondern auch der darauf lebenden Menschen sind und sich den ausschließlichen Genuß aller Producte des Bodens vorbehalten. Diese Eries sind die Minderzahl der Bevölkerung; allein sie sind physisch wie moralisch die stärkere und werden von ihren Unterthanen als die aus der Ferne gekommenen höheren Wesen verehrt und gefeiert. Unter den Eries ist eine Familie die herrschende; die übrigen Eriersamilien bilden eine Körperschaft, welche theils als Krieger, theils als Priester die Herrschaft aufrecht erhalten. Die jungen Leute leben als eine zu dem größten Lebensgenuß verbundene Gesellschaft. Unter fröhlichen Gesängen durchziehen sie ihr Land, wenn Frieden ist.

Die dunkelfarbigen Menschen, welche der Kern der eigentlichen Bevölkerung sind, leben ohne Rechte, ohne Schutz, etwa wie die Thiere einer Heerde bei den Nomaden. In den Tongainseln z. B. nahmen, wie Labillardière bemerkte, die Häuptlinge den gemeinen Leuten Alles weg, was ihnen anstand, suchten ihnen die Gürtel aus und nahmen ihnen selbst die Geschenke ab, die sie von den Franzosen erhalten hatten. König Finow, der Herr der Tongainseln, ließ zu seiner Belustigung einen gemeinen Kerl, der die Spitze eines Schiffsmastes erklettert, herabschießen und lachte herzlich, daß er so wunderliche Purzelbäume in der Luft schoß. Diese gemeinen Leute bauen das Feld, die

Häuser, die Schiffe, machen Zeuch und werden auch, wenn sie Geschick zeigen, als Köche, Barbiere und Diener verwendet. Sie sind die Last- und Arbeitthiere der Edeln, ja — wir werden sehen, daß sie denselben sogar als Speise dienen. (S. C.-G. IV. 328 ff.)

Den Edeln etwas näher stehen diejenigen Gemeinen, welche durch ihre Geschicklichkeit sich zu Handwerkern eignen. Die Kinder derselben bleiben in der Regel bei der Beschäftigung ihrer Eltern. Diese Classe der Einwohner wird bei öffentlichen Feierlichkeiten als Gefolge der Häuptlinge verwendet, um dem Feste mehr Ansehen zu geben.

Aus diesem Handwerkerstande erwählen die Häuptlinge sich ihr nächstes Gefolge, die Matabulen, die als Ehrenbegleiter, Rathgeber und Vollstrecker ihrer Befehle dienen. Ihr Rang ist erblich, dennoch kann Niemand Rang und Titel eines Matabulen annehmen, bis sein Vater todt ist. Die Matabulen kennen die Sagen des Landes, sie leiten die Erziehung der Häuptlinge, sie kennen die gottesdienstlichen Gebräuche, sie sind die Künstler des Landes und fertigen für den König Prachtkähne, Waffen und Zierrathen.

Das gesellschaftliche Verhältniß dieser Südseevölker besteht also aus zwei Hauptabtheilungen, den weißen, aus der Fremde hergekommenen Eries und dem eingebornen, dunkeln gemeinen Volke, aus welchem

die Matabulen als Mittelclasse hervorgegangen sind. Die Muahs aber bilden den Uebergang von ihnen zum beherrschten Volke.

Um nun diesen Zustand der Gesellschaft aufrecht zu erhalten, waren die zweckmäßigsten Anstalten getroffen, vor allem die, daß das gemeine Volk so wie die Häuptlinge ganz außerhalb des Gesetzes stehen. Letzteren ist Alles gestattet, ersteres hat gar keine Rechte. Nur die Mittelclassen, die Muahs und Matabulen, sind dem Gesetze unterworfen.

Damit das gemeine Volk nicht zu zahlreich werde, herrscht auf einigen Inselgruppen, namentlich auf den Radackinseln das Gesetz, daß jede Frau, die dem gemeinen Volke angehört, nicht mehr wie drei Kinder erziehen darf, das vierte und die darauf folgenden muß sie selbst sofort nach der Geburt lebendig begraben. Dieselben Zwecke aber werden vor Allem durch die Religion am sichersten erreicht. Die Eries haben dem Volke den blinden Glauben an ihre göttliche Abstammung beigebracht; das Volk betrachtet sie als höhere Wesen, die mit einer unsterblichen Seele begabt sind. Das gemeine Volk aber, so lehren sie, hat gar keine Seele, man kann also den gemeinen Mann tödten und verzehren, ohne irgend ein Unrecht zu begehen.

Hierher gehört auch das Institut des Tabuh, d. h. eine Art Unverletzlichkeit gewisser Dinge, deren

Berührung dem gemeinen Volke Tod und Krankheit bringt. Die Personen und Sachen der Häuptlinge sind für das Volk Tabuh. Jeder Häuptling hat das Recht, andere Personen und Dinge durch den Tabuh von der übrigen Gesellschaft abzuscheiden. Die Fruchtbäume, die Speisen, die er durch den Tabuh feiet, darf der gemeine Mann nicht angreifen, nicht genießen, und so sind die Häuptlinge im Stande, durch einen solchen Tabuhbefehl das ganze gemeine Volk mitten im größten Ueberfluß in eine Hungersnoth zu versetzen. (S. C.-G. IV. 372.)

Um nun aber dem Volke jeden Schein von Selbstbewußtseyn zu verschließen, wird bei den großen Festen die Macht der Gottheiten, d. h. der Eltern der Häuptlinge, durch feierliche Menschenopfer verherrlicht. Es wird dann aus dem Kreise des Volks ein Individuum, das von seinem Schicksal bis dahin keine Ahnung hatte, herbeigeholt, geschlachtet und von den Häuptlingen und ihren Gehülfen, den Priestern und Matabulen verzehrt.

Dieß sind die Grundzüge der gesellschaftlichen Verfassung bei den östlichen Gränzen der kaukasischen Culturströmung. Nicht minder grellere Formen zeigt uns der Zustand der westlichen Gränze in Afrika und zwar da, wo maurische und beduinische Stämme als Herren der Neger angetroffen werden. Bei den

Braknas-Mauren, nördlich vom Senegal, besteht die herrschende Caste aus den Kriegern und Geistlichen, die nur ihrer Häuptlingsfamilie unterthan sind. Das übrige eigentliche Volk sind die Neger, die eben so rechtlos wie das gemeine Volk der Südseeinseln dasteht; sie müssen alle Arbeit verrichten und sind persönliches Eigenthum maurischer Herren. Etwas höher stehen die Zenaghen, die etwa den Muahs der Südsee gleich kommen. Sie haben Heerden, wovon sie die obern Classen ernähren müssen. Die Krieger, Hassanen, und die Geistlichen, Marabuts, nehmen ihnen einen regelmäßigen Tribut ab und quälen sie noch außerdem durch Forderungen, die die Krieger mit offener Gewalt erpressen, während der Marabut mit Höllenstrafen droht, wenn sie das Verlangte nicht hergeben wollen. Doch hat der Zenaghe das Recht, sich einem anderen Herrn zuzuwenden, wenn sein ursprünglicher zu grausam ist. Etwas höher wie sie stehen die Laratinen, die Kinder der Mauren und Negerinnen, sie scheinen das was die Matabulen der Südsee zu seyn. (S. C.-G. III. 326.)

So gestalten sich denn die Verhältnisse da, wo die active Rasse in größern Abtheilungen über die passive Urbevölkerung herfällt und sie unterjocht. Die passiven Völker werden die Sclaven der Eroberer und es ist merkwürdig, daß überall, wo der Weiße dem passiven Menschen entgegentritt, er sofort die

Furcht desselben erregt und von ihm als ein höheres Wesen betrachtet wird, dem er sich, gehorsam seinem Willen und Anordnungen, fügt. Selbst da, wo der Weiße dem Farbigen gleiche Rechte mit ihm zugesteht, kann der letztere sich von dieser, ich möchte sagen, eingebornen Scheu und Ehrfurcht, nicht frei machen und gerade die Farbigen sind es, welche das größte Gewicht auf die Verwandtschaft mit dem weißen Manne legen.

Daher kommt es denn auch, daß wir den Farbigen, vor Allem aber den afrikanischen Neger seit Jahrtausenden und bis heute als den Sclaven der weißen Rasse und deren Nachkommen finden. Alljährlich und zwar noch heutiges Tages unternehmen die islamischen Aegypter eine Expedition in die oberäthiopischen Berge, und machen dort einen förmlichen Jagdzug auf die eingebornen Schwarzen, die dann als Sclaven theils auf die arabischen, theils auf die ägyptischen und constantinopolitanischen Sclavenmärkte gebracht und an die Bekenner des Islam verkauft werden. Es ist dieß ein eben so wohl organisirtes Geschäft als der Handel mit Staatspapieren auf den europäischen Geldmärkten oder mit Baumwolle und andern ansehnlichen Handelsgegenständen. Ich kann Sie deßhalb auf die Reiseberichte von Cailliaud verweisen, der in seinem Atlas sogar bildliche Darstellungen derartiger Scenen gegeben hat.

Aehnliche gesellschaftliche Zustände, wie sie das Zusammentreten der activen Rasse mit der passiven zur Folge hat, die wir so eben betrachtet, fanden ehedem auch bei den Guanchen Statt, so wie sie wohl überall da vorkommen, wo Seen und Wüsten die Menschen in engere Gränzen einschränken und sie längere Zeit beisammen festhalten und wo die Erwerbung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse ohne sonderliche Anstrengung vor sich gehen kann.

Bei den Braknasmauren ist Viehzucht die Grundlage des Lebens. In der Südsee ist es nächst den Anfängen des Ackerbaues die Fischerei. Beide gesellschaftliche Zustände zeigen uns rohe Anfänge. Suchen wir aber den Fortschritt, die weitere Entwickelung dieser Zustände, so begegnen sie uns in dem Thale von Mexico, in den alten Staaten von Anahuac und Peru. Die Urbevölkerung von Amerika gehört eben so wohl der passiven Rasse an, wie die von Afrika, obschon sie von Haus aus einen feineren Organismus an sich zu tragen und einer höheren Entwickelung fähig zu seyn scheint. Die Yncasage von Peru meldet nun, wie sie der Enkel der Incas Gacilisso de la Vega mittheilt, daß die Urbevölkerung des Landes in einem überaus wüsten und wilden Zustande dahingelebt, daß ein steter Kriegszustamd Statt gefunden, daß der Stärkere den Schwächeren unterdrückt und beraubt.

Da kamen die Kinder der Sonne, sammelten durch freundlichen Zuspruch die Menschen um sich, lehrten sie Hütten bauen, den Boden bearbeiten, in milder Geselligkeit beisammen leben und mit allerlei Anmuth schmücken. Vor Allem wirkten sie auf die passive Bevölkerung durch ihre Lehren von der Gottheit, als deren Kinder sie sich darstellten.

Nachdem der Ynca die um sich versammelten Menschen mit den Wohlthaten und Behaglichkeiten eines geordneten Lebens bekannt gemacht hatte, versammelte er auch ein Heer um sich, das er mit Waffen versah und die Bestimmung hatte, den aufblühenden Staat vor Angriffen von Außen zu beschützen. Dann bestellte er Leute, die sich dem Dienste der Götter widmeten und die Künste des Gesanges und der Architectur übten. Der Landbau blieb Andern überlassen, eben so wie die Handwerke. Das Volk trennte sich allgemach in Stände.

Vergleichen wir nun die Anfänge der Staaten von Peru, Mexico und Aegypten, so werden wir ein ziemlich deutliches Bild von dem Zustande erhalten, welcher sich gestaltet, wenn die activen Stämme in kleiner Anzahl unter die passiven eintreten.

## Zwölfter Brief.

Die Einwanderung der activen Rasse fand in Amerika nur in sehr beschränkter Mase Statt. Der westliche Continent wird, nur den kleinen Inselpfad im Nordwesten ausgenommen, von einem gewaltigen Meere umgeben; es konnten nur einzelne Schiffe dahin gelangen und die ersten warf wohl der Zufall dahin, oder besser gesagt, die Vorsehung. In dieser Beziehung geben uns die isländischen Sagen einen merkwürdigen Aufschluß, denn über die Ankunft phönikischer, karthagischer, iberischer oder griechischer Schiffer in Amerika schweigt sogar die Sage; allerdings hat man hie und da in Amerika einzelne, kleine ägyptische, ja altclassische Gegenstände aufgefunden, wie Scarabäen und Münzen, allein diese Gegenstände können auch durch spätere eingewanderte Europäer dorthin gebracht und daselbst verloren worden seyn. Einen etwas sicherern Anhalt gewähren die in Amerika, namentlich in Mexico gefundenen Bronzen, besonders jene keilförmigen Art- oder Meiselklingen, dergleichen Sie ja eine ziemliche Anzahl in meiner Sammlung gesehen haben. Wir finden die Bronze überall im Gefolge der activen Rasse im alten Aegypten, in Europa, im Orient, wie auch in Amerika. (S. C.-G. IV. 257.)

Die isländischen Sagen berichten, daß schon ums

Jahr 795 nach Chr. G. irländische Geistliche, die in Florida einheimisch, nach Island kamen. Wir hätten also eine urceltische Einwanderung in Amerika anzunehmen. Die ersten Normänner gelangten im J. 861 nach Island; ein isländischer Normann Are Marson wird im J. 983 durch den Sturm nach Hvitramannaland, weißen Mannes Land, d. h. eben nach Florida verschlagen und daselbst zum Christenthume bekehrt und getauft, ein Ereigniß, welches sich im J. 998 an Björn Asbrandson wiederholte, und wodurch allgemach ein wirklicher Verkehr zwischen Island und dem nördlichen Festlande von Amerika begründet wurde, zumal seit dem J. 982 Grönland durch Erik den Rothen entdeckt und vier Jahre später von ihm zu seiner Wohnstätte gewählt wurde. Seit dem J. 1000 wurde auch die Küste Labrador, so wie Canada und Massachusets von Isländern, ja sogar von einem Deutschen Namens Tyrker besucht, der dort Weinstöcke entdeckte, wornach man das Land Vinland, Weinland nannte. Ich habe nachgewiesen (s. C.-G. II. 345. V. 171.), daß auch den Deutschen noch im dreizehnten Jahrhundert Grönland bekannt war und daß namentlich die Bremer genauere Kenntniß davon hatten.

Alle diese Einwanderer erschienen in kleiner Anzahl, und die Sagen berichten nichts über einen größern Verkehr, der mit den Einwohnern stattgefunden, oder

über einen Einfluß, den die Ankömmlinge über die vorgefundenen Eingebornen erlangt hätten, obschon sie mehrfacher Begegnung erwähnen. Vielleicht trennten sich von den Eingewanderten oder deren Kindern einzelne Familien ab und begaben sich in das Innere des Landes und begannen hier einen Verkehr mit den Eingebornen, dergleichen uns die Yncasage schildert. Eine gewaltsame Unterwerfung der passiven Eingebornen durch active Eingewanderte scheint nicht stattgefunden zu haben, wohl aber ein allmäliger, nicht unterbrochener und deßhalb um so gründlicherer Einfluß.

Wo einzelne active Gesellschaften unter passive Völkerstämme treten, zeigen sich Erscheinungen, dergleichen uns auch in der Chemie, in der sichtbaren Natur begegnen. Ein vor der Luft wohl bewahrter Körper, eine in dichtverschlossener Flasche aufbewahrte Flüssigkeit hält sich jahrelang unverändert; sobald aber die atmosphärische Luft hinzutritt, oder ein fremder Stoff hinzugethan wird, tritt die Gährung ein. Ihnen als Hausfrau wird eine ganze Reihe derartiger Erscheinungen gegenwärtig seyn.

So ist es auch mit den passiven Stämmen, die Jahrhunderte, ja wie die Neger Jahrtausende lang in ihren ursprünglichen Zuständen verharren, diese bis zu einem gewissen Grade ausbilden und entwickeln, aber

doch nicht auf jene Culturstufen gelangen, welche active Stämme schon früh einnehmen.

Treten nun einzelne active Mitglieder in die Massen der passiven Stämme ein, so beginnt eine Gährung in den sämmtlichen Verhältnissen; es beginnt eine gewisse Gliederung, eine Zersetzung der Masse, eine Umgestaltung und Bildung, auf ruhigem, allmäligem Wege. Die Ynca's lehrten durch Wort, mehr noch aber durch Beispiel. Die passiven Menschen fühlen sich eben so zu den activen hingezogen, wie das Heerdethier, Hund, Schwein, Hühner, Renthier u. s. w. zum Menschen überhaupt. Zunächst ist es die Neugierde, die den passiven Wilden erfaßt, ein Wesen zu sehen, das ihm wohl in der Gestalt ähnlich, allein in der Bildung des Gesichts, in der Farbe der Haare und Haut verschieden von ihm ist. Darauf folgt Bewunderung der geistigen Eigenschaften, der Kenntnisse, des Muthes, der ruhigen Besonnenheit, so wie der eigenthümlichen Werkzeuge, welche die Mitglieder der activen Rasse immer mit sich führen. Die Sonnenkinder führten eine goldene Ruthe, womit die Sage jedenfalls den ihnen eigenthümlichen Gebrauch der Metalle andeuten will. Die Spanier, die nach Amerika kamen, imponirten durch ihr Feuergewehr, ihre Pferde und ihre großen Schiffe; gleiche Wirkung hatte die Erscheinung der Europäer überall, wo sie unter die passiven Stämme traten.

Vor Allem aber ist es die moralische Kraft, die Energie, die Ausdauer in Fortsetzung begonnener Werke, welche den activen Menschen, da wo sie unter passive Stämme treten, ein so großes Uebergewicht über dieselben giebt, wie es denn ja immer die moralische Kraft ist, welche im Verkehr der activen Völker unter einander sich geltend macht. Die moralische Kraft war es, welche die Germanen im Kampfe mit den wohldisciplinirten römischen Heeren siegen machte. Die moralische Kraft der Nation rettete die Deutschen im Jahre 1813 von der napoleonischen Zwingherrschaft.

Betrachten wir den Neger, den Waldindier, den passiven Kalmyken, so finden wir allerdings einen kräftigen, gewandten Körper, ein vortreffliches Gedächtniß, überhaupt eine Seele, die wohl einer augenblicklichen Kraftanstrengung fähig ist — allein diese Seele steht ganz unter der Herrschaft der Sinne. Der Neger wird seinen Bruder, seine Schwester verkaufen, wenn ihm ein Sclavenhändler eine Flasche Arrak zu einer Zeit anbietet, wo er lange dieses berauschende Getränk hat entbehren müssen. Die Liebe zu seinen Geschwistern erlischt vor der aufflammenden Begierde nach der Seligkeit des Rausches, eben so wie der Hunger ihn antreibt, die Wonne der Ruhe und des Nichtsthuns aufzugeben und einen Jagd- oder Fischzug zu unternehmen. Dem rein passiven Menschen geht Ruhe über

Alles, er ist Knecht der vis inertiae. Denken ist ihm eine Plage.

Die Seelen der activen Rasse sind anders organisirt. Die Vorsehung hat sie, um ihre Zwecke zu fördern, mit andern geistigen Gliedmaßen ausgestattet. Sie pflanzte den Trieb der Thätigkeit, des Schaffens, des Forschens in ihre Seele; sie unterstützte diese Seele durch einen kräftiger ausgebildeten, feiner organisirten Körper, der mehr Ausdauer für geistige Anstrengung hat. Uramerikaner und Neger ermüden, wenn sie viel gefragt werden. Die activen Stämme fragen stets nach der Ursache eines Ereignisses, einer Thatsache und suchen bis zu den letzten Gründen einer Erscheinung, bis zu den Anfängen eines Factums vorzudringen.

Wenn active Individuen unter passive Stämme treten, so bleiben letztere bei der äußern Erscheinung stehen, sie begnügen sich, die Gestalt, Hautfarbe, Geräthe und Kleider der Ankömmlinge zu besehen, zu befühlen und zu beriechen. Die activen Ankömmlinge gehen tiefer, sie forschen nach den Sitten, den gesellschaftlichen Formen, den Ansichten der Vorgefundenen, sie erfassen den Zustand des Landes und lernen dasselbe gar bald bei weitem genauer kennen, als die daselbst eingebornen Bewohner. In ihrem Geiste ordnet sich alsbald Alles zu einem klaren Bilde.

Sind nun solche active Ankömmlinge durch Schiffbruch, durch den Verlust ihrer Reisemittel genöthigt, bei den passiven Stämmen für immer zu bleiben, so müssen sie vor Allem darauf denken, sich unter denselben Freunde und Bundesgenossen zu schaffen. Sie beginnen zu lehren, nachdem sie die vorgefundenen Zustände gründlich durchschaut haben. Sind die Eingebornen noch auf den niedern Stufen des Jäger- oder Fischerlebens, so unterrichten sie dieselben in der Kunst, den Samen der Pflanzen zu sammeln, denselben in die Erde zu streuen und die emporgesproßte und gereifte Frucht zu ärnten und zu benutzen. Sie lehren ferner festere Hütten zu bauen — mit einem Wort, sie binden ihre Schüler zuvörderst an den mütterlichen Erdboden. So lehrte Mungokapak die Peruaner den Bau der Hütten und des Getraides. Haben nun die Einwanderer die befähigteren Eingebornen auf solche Art um sich versammelt, haben sie das Vertrauen und die Zuneigung derselben sich gewonnen, sehen namentlich Andere, daß die Landsleute und Stammgenossen durch den Verkehr und durch Befolgung der Anordnung der Ankömmlinge zu behaglicherem Leben, zu größerem Wohlstande gelangt sind, so wird sich die Anzahl derer mehren, welche sich den Fremden anschließen. Die Anpflanzungen breiten sich weiter aus, die Wohnstätten mehren sich und diejenigen, welche der neuen Pflanz-

stätte sich nicht anschließen wollen, entfernen sich, um in andern Landstrichen das ungebundene Jägerleben fortsetzen zu können. Hier aber wird ihnen, da sie den Wechsel des Wildes, den Zug der Fische nicht so genau kennen, bei weitem mehr Mühe erwachsen, als es in der Heimath der Fall war, und wenn sie von Hunger und Mangel aller Art nach beschwerlicher Fahrt in die verlassene Pflanzstätte zurückkehren, wird ihnen der Wohlstand, den sie hier finden, das behagliche Leben der Pflanzer um so freundlicher entgegen blicken, je größer die Noth gewesen, die sie vorher erduldet haben. Sie haben die Erfahrung eines verlornen und wieder heimkehrenden Sohnes gemacht und sie werden von nun an nur desto eifrigere, folgsamere Mitglieder der Gemeinde.

Die activen Ankömmlinge werden aus Gästen bald zu Wirthen, zu Häuptern der um sie geschaarten Familien. Sie lehren außer dem Ackerbau Spinnen und Weben, sie verbreiten die Kenntniß der Metalle und lehren sie aufsuchen, schmelzen und zur Anfertigung von Werkzeugen benutzen; vor Allem aber wirken sie durch ihr Beispiel, sie legen selbst Hand ans Werk, wenn die Arbeiter ermüden, zeigen ihnen mancherlei förderndе Handgriffe und Vortheile. Die Belehrten wenden sich in Verlegenheiten stets an sie, bei denen sie immer Rath und Hülfe finden. Sie werden der Mittelpunkt des Ganzen.

Als die Ynca unter die wilden Peruaner traten, kannte jeder nur seine Mutter, was einen gesellschaftlichen Zustand andeutet, wie wir denselben nur noch bei den südafrikanischen Buschmännern gefunden haben. Die Ynca, Mann und Frau, gaben das Beispiel der Ehe.

Ich deutete Ihnen schon früher an, meine verehrte Freundin, welchen Einfluß die Frauen auf die Entwickelung des Menschengeschlechtes immer geübt haben und fortwährend üben. Diesen Einfluß erkennt auch die Sage der Peruaner, wie der alten Aegypter, der Griechen wie der Germanen an und hebt denselben geflissentlich hervor. Auch auf dieser Stufe der Cultur sind die Frauen die Ersten, welche den Werth des geordneten, behaglichen Lebens anerkennen, der ihrer größeren Verletzbarkeit Schutz und Schirm gewährt. Sie bieten also Alles auf, diesen gesicherten Zustand zu erhalten, sie werden die treuesten Bundesgenossen der Pfleger der Cultur, sie bemühen sich, die Rohheit zu mildern, sie pflegen die sanfteren Gefühle der Ehrfurcht, der Dankbarkeit, der Zuneigung. Sie wirken als Gattinnen, namentlich aber und am wesentlichsten durch die Erziehung ihrer Kinder, in denen sie jene Gefühle erwecken. Der ihnen angeborne Sinn für schöne Form geht auch allgemach auf ihre Umgebung über.

Die Eingewanderten werden dadurch immer mehr in ihrem Einfluß befestigt. Die talentvollsten Eingebornen schließen sich ihnen an und es entsteht eine Art von Adel, der auch, da er stets um den Herrscher ist, die meiste Bildung annehmen wird, zugleich aber auch die festeste Stütze der neuen Herrschaft ist. Dieser Adel vernimmt zuerst die Anordnungen derselben, und da er dabei zu Rathe gezogen wurde, liegt es auch in seinem Interesse, diesen Anordnungen Geltung zu verschaffen. Auf diesen Stufen der Cultur ist allerdings der Adel die Stütze des Thrones, weil er aus den besten, den am meisten gebildeten, den wohlhabendsten Leuten der Nation besteht. Aus diesem Adel wählen sich dann die aus der Fremde stammenden Herrscher ihre vornehmsten Diener, ihre Heerführer, ihre Priester, so wie sie auch ihre Gemahlinnen hier suchen, und das Band zwischen den Herrschern und der Nation wird dadurch immer fester.

Die activen Menschen sind den passiven Massen gegenüber in einem Verhältnisse, das dem gleicht, worin sich der Schiffer befindet, wenn er auf offener See ist; ja man kann wohl sagen, daß der active einzelne Mensch, der unter passive Massen geworfen wird, sich zu ihnen verhält, wie der Mensch überhaupt gegenüber den Elementen und den Massen, welche die Natur hervorbringt. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen diesen Satz

durch ein Beispiel deutlicher mache. Wenn der Schiffer die unermeßliche Wüste der See befahren will, so genügt es nicht, daß sein Fahrzeug dauerhaft und tüchtig, daß Steuer und Ruder in gutem Stande, daß seine Arme gesund und kraftvoll. Er muß zuvörderst die Richtung der Wellen, den Zug der Winde beobachten und sich darnach richten. Wenn er bei wehendem Ostwinde von Norden nach Süden will, kann er nicht querdurch fahren, allein er lernt bald, den Ostwind durch geschickte Stellung der Segel zu seiner Fahrt zu benutzen und sich so denselben für seine Zwecke dienstbar zu machen, aus seinem Gegner wird sein Gehülfe. Wenn der Mensch eine Straße durch ein felsiges Gebürge legen will, so kann er nicht gleich querdurch bohren; er wird aber dennoch mit seiner Arbeit zu Stande kommen, wenn er von Absatz zu Absatz seinen Weg leitet und die Erhebung oder die schräg abfallenden Flächen dafür benutzt. Wenn ein Landmann auf seinen hochgelegenen Feldern einen Teich hat und diese für den Anbau von Früchten benutzen will, so wird er nicht in Eimern das Wasser schöpfen und heruntertragen in die Tiefe, sondern er sucht oder bahnt demselben ein Rinnsal und nöthigt es, selbst herabzulaufen.

Sie sehen, meine verehrte Freundin, daß sich für alle historischen Erscheinungen Analogien in der übri-

gen Natur auffinden lassen, da die Natur mit der Menschheit in der innigsten Beziehung und Wechselwirkung steht.

Bleiben wir vorläufig bei der Entwickelung der altamerikanischen Culturstaaten stehen, so sehen wir, daß die activen, eingewanderten Herrscher es gar vortrefflich verstanden, die großen passiven Volksmassen zur höhern Civilisation zu leiten.

Vor Allem wirkten sie durch ihr Beispiel. Sie waren musterhafte Gatten, sie wandten die größte Sorgfalt auf die Erziehung der Jugend, sie gaben überall das Beispiel der Mäßigung, der Gerechtigkeit, der Milde, obschon sie nöthigenfalls auch die ernste Strenge, ja unerbittliche Härte anzuwenden sich nicht scheuten. Ihr Hauswesen war streng geregelt; sie überließen sich niemals der wilden Leidenschaft des Jähzorns, der blinden Rache, des Hasses oder Neides. Die moralischen Gefühle, welche die Vorsehung in die Brust eines jeden Menschen, des passiven, wie des activen, gepflanzt hat und die immer und überall dieselben sind, erweckten und pflegten sie mit der größten Sorgfalt. Sie gaben stets das Beispiel der Menschenliebe, der Achtung gegen das Alter und das Verdienst jeder Art und erhielten auf diese Art den Eifer der Menschen für das Nützliche und Beste des Vaterlandes und des Volkes rege. Diese alten Könige ver-

nahmen gern den Rath und die Meinung der Verständigen, ja im alten Mexico, wie im alten China und Aegypten versammelten die Herrscher die ältesten und weisesten Männer um sich, damit sie die Erfahrungen und Ansichten derselben vernehmen könnten. Es sind dieß die ersten Spuren des constitutionellen Princips, die ersten Lebenszeichen der Staatsfamilie, der politischen Civilisation.

Dieses stete Streben nach Tugend, nach Weisheit, das stete Aufmerken auf sich selbst und die Umgebungen gab diesen alten Volksbeherrschern und Staatsoberhäuptern eine sittliche Würde, welche die sicherste Grundlage ihrer Herrschaft wurde und ihre nächste Umgebung zu gleicher Anstrengung nöthigte, die dann auch nicht ohne die kräftigste Rückwirkung auf das ganze Volk blieb. Die alten Herrscher bedurften daher auch, um sich geltend zu machen, keines sonderlichen äußern Prunkes, der, wenn er eines innern sittlichen Gehaltes entbehrt, gar leicht zum Lächerlichen führt. Dennoch hatten auch die ältesten Herrscher gewisse äußere Abzeichen, namentlich Krone und Scepter, wodurch sie sich vor den Unterthanen und Dienern auszeichneten. Sie nehmen diese Zeichen nur darum an, damit Jeder im Volke, der ein Anliegen an sie hatte, sie sofort erkennen möge. Eben so gaben sie ihren Dienern, ihren Beamten, so wie Jedem, dessen Beruf

eine bestimmte Arbeit im Staate war, sein besonderes Abzeichen. Sie folgten darin abermals nur dem Beispiele der Natur, wie sie denn stets die eifrigsten Beobachter derselben waren. Die Natur hat aber einem jeden Dinge, das sie erzeugt, eine auffallende Färbung oder Gestalt gegeben, woraus der Mensch die Eigenschaften desselben durch seine Sinne zu erkennen im Stande ist. Die Natur hält streng auf die Beibehaltung dieser Anzeichen und die erste Rose, welche sie schuf, hatte die Gestalt derjenigen, welche sie in diesem Frühjahr zum Leben erweckte. Mit gleicher Festigkeit hielten die alten Herrscher darauf, daß sich Jedermann in der ihm gebührenden Tracht zeige, d. h. wenn sie wollen, daß Jeder in seiner wahren Gestalt erscheine.

Glauben Sie mir, meine werthe Freundin, die alten Herrscher hatten Recht. Sie hatten die Natur des Menschen studirt; in diesen alten Reichen, in Mexico, wie in Aegypten, herrschte Ordnung, Wohlstand, Zufriedenheit, Anstand und Sittlichkeit, so lange diese Einrichtung, die wir Kleiderordnung nennen wollen, in voller Kraft aufrecht erhalten wurde. Sie beugte jenem Luxus, jener Verweichlichung, jener sittlichen Willenlosigkeit vor, welche das alte Griechenland, das alte Rom, so wie das bourbonische Frankreich an das tiefste Elend, an den Rand des Abgrundes

führten. Sie erzeugte eine naturgemäße Gesinnung, die Jeden mit Freude an seinem Berufe, an seiner Umgebung erfüllte, sie war eine der Grundstützen der Pflichttreue, dadurch, daß ein Jeder nur mit dem Abzeichen seiner Würde, seiner Pflicht erscheinen mußte, war er immerdar genöthigt, auf sich zu achten und mit Würde und Besonnenheit durch das Leben zu schreiten; seine Abzeichen waren ihm nicht eine Last, sondern nur eine Unterstützung seiner Pflicht. Wie manche unbesonnene, ja bedenkliche und pflichtwidrige Handlung würde im modernen Europa unterbleiben, wenn der Staat es niemals gestattete, daß der Beamte den Dienstrock mit der Civiltracht vertauschen, d h. mit andern Worten, daß der Beamte zu Zeiten seine Pflicht an den Nagel hängen und sich gehen lassen dürfte.

Doch ich sehe im Geiste ein spöttisches Lächeln in Ihren Zügen entstehen und mich fragend ansehen, ob es auch mein Ernst sey. Es ist allerdings mein Ernst und ich beklage nur, daß unsere sociale Auflösung und die Entmischung unserer Staatselemente, daß das innere Zerwürfniß einer energischen und radicalen Rückkehr zur alten Einfachheit der natürlichen Zustände so überaus feindlich entgegenstehen. Ich beklage, daß die ernsten Stimmen der wenigen Freunde der wahren Civilisation von dem muntern Geschwätz der Communisten aller Farben überschrieen wird.

## Dreizehnter Brief.

Gewiß, theuerste Freundin, ich werde stets die Stimme der Erfahrung verkünden, wenn sie auch ungehört verschallen sollte; die Samenkörner der Wahrheit fallen doch nicht alle auf unfruchtbares Land. Bedenken Sie nur, wenn das moderne Europa mit seinen Mitteln, mit seinen Kenntnissen, seinen Maschinen, seiner Kunst, wenn das moderne Europa die moralische Energie der alten Reiche damit vereinigte, welche hochherrliche Erscheinung würde es darbieten! So aber erniedrigen sich im benachbarten Frankreich die ersten Staatsbeamten, die mit den Schätzen der Wissenschaft und Kunst umgeben sind, zu gemeinen Wucherern, welche das Land und das Volk um das Geld betrügen; es sinkt ein Herzog mit berühmtem Namen zum elenden Mörder seiner Gattin und der Mutter seiner neun Kinder herab! Welche Verbrechen wider die Natur!

Wenden wir uns ab von diesen schmachvollen Bildern und treten wir zum See der Geschichte, aus dessen klarer Spiegelfläche uns das freundliche Bild einer großen Vergangenheit hervorleuchtet.

Sie sahen, welche Mittel die alten Herrscher anwendeten, um die passiven Volksmassen, zu welchen die Vorsehung sie als Förderer ihrer Zwecke geführt, der

der Cultur zuzuleiten. Wir haben aber diese Mittel bei weitem noch nicht vollständig aufgeführt. Bleiben wir bei der Organisation des Staates nach Innen stehen, so finden wir, daß die Herrscher aus den Besten des Volkes sich Diener wählen, daß sie mit Hülfe derselben die Verhältnisse ordnen; einige hatten den Auftrag, die Streitigkeiten zu schlichten, und zu ihrer Unterstützung waren andere ernannt, woraus sich allgemach Gerichtshöfe gestalten. Im alten Mexico finden wir Gerichtshöfe für die einzelnen Orte, sowie einen höchsten Gerichtshof des ganzen Staates. Wieder andere mußten das Volk über seine Pflichten belehren; als die wichtigsten wurde dem Volke gegenseitige Liebe, Dienstfertigkeit und Wohlwollen, dann Ehrfurcht der Jüngern für den Aeltern, sowie Vertrauen und Gehorsam gegen die Beamten und den Herrscher dargestellt. Endlich aber lenkte man die Gemüther der Menschen nach dem höchsten Wesen, dem Himmel, der Vorsehung und suchte die Gefühle der Ehrfurcht und Dankbarkeit desselben durch gewisse feierliche Ceremonien rege zu erhalten.

Die ersten Ordner des Staates und Herrscher des Volkes waren aus der Ferne gekommen; sie waren andersfarbige, anders gebildete Männer, sie gehörten nach ihrem Ursprunge nicht der Masse der Nation an. Es lag sehr nahe, daß das Volk sie als höhere Wesen anerkannte, da schon ihre äußere Erscheinung sie als

solche ankündigte. Die Herrscher benutzten diese Ideen und nannten sich bald Kinder der Sonne und des Lichts, bald Söhne des Himmels und der Gottheit. So war es in Peru, in Aegypten, in China, in Japan, im alten Griechenlande, in Indien, selbst bei den alten Germanen, deren Königsgenealogien allesammt auf Wodan hinaufreichen.

Ich habe Ihnen schon früher vorgestellt, wie die ersten Anfänge der Religion bei der passiven Rasse ein Erzeugniß der Furcht und des Grauens vor übernatürlichen und den Menschen unerklärbaren Erscheinungen sind; wie ferner die active Rasse, wo sie mit Uebermacht unter die passiven Stämme tritt, diese Furcht benutzt und durch gräßliche Darstellungen, grausame Ceremonien, namentlich Menschenopfer, sowie durch Erzählungen und Lehren die Unterjochten auch geistig gefangen nimmt, ja vernichtet. Die alten Herrscher dagegen, welche die altamerikanischen Reiche gründeten, welche ihre passiven Unterthanen nicht wie die Eries der Südsee als Heerdenthiere, sondern als Menschen behandeln mußten, ließen ihnen allerdings den Glauben an ihre höhere Abkunft, allein sie lehrten auch, daß sie durch Erfüllung ihrer Pflichten, durch sittliche Vervollkommnung eine höhere Stellung in der Reihe der Wesen nach diesem Leben und nach dem Tode des Körpers sich zu erwerben im Stande wären. Die Eries der Südsee erkennen ihre Unter-

thanen nicht einmal für Wesen an, die mit einer Seele begabt sind. Die alten Azteken dagegen lehrten, daß es für den künftigen Aufenthalt der Menschenseelen drei Aufenthaltsorte gebe, das Haus der Sonne, das Reich des Tlalok und des Miktlanteuktli. Das Haus der Sonne, des Fürsten der Herrlichkeit, war zunächst für die Soldaten bestimmt, welche für das Vaterland gestorben waren, dann für diejenigen Frauen, welche in ihrem Berufe als Mütter und Vermehrerinnen der Nation ihr Leben verloren hatten. Hier im Hause der Sonne herrschte immerwährende Wonne. Die Seelen feierten hier täglich den Aufgang der Sonne mit neuen Belustigungen und begleiteten sie bis Mittag mit Tänzen, Gesängen und Spielen. Hier begegneten ihnen die Seelen der Frauen und nahmen bis zum Niedergang der Sonne Theil an den Vergnügungen. In diesem Zustand der Wonne verharren die Seelen, so lehrten die Azteken, vier Jahre, dann können sie sich in Wolken oder schön befiederte Vögel verwandeln, als solche nach der Erde zurückkehren, die zurückgelassenen Lieben mit ihrer Stimme oder der Pracht ihres Gefieders ergötzen, um die Blumen schwärmen und süßen Saft aus den Blüthen saugen. Sie haben aber Macht und Erlaubniß, wenn sie an diesem Genuß sich gesättigt haben, in ihren Himmel und in die Kreise der wonnetrunkenen Helden und Heldinnen zurückzukehren. Das Reich des Tlalok dagegen, fährt die

Aztekenlehre fort, ist nicht glänzend wie das der Sonne; es ist jedoch ein angenehmer und kühler Ort, Tlalokan, der für diejenigen bestimmt ist, die im Wasser ertrinken oder vom Blitze erschlagen werden oder an Geschwulst, an Wassersucht, Wunden und anderen Krankheiten gestorben sind. Tlalok, der Gott der Gewässer, verweilte selbst hier, hielt mit den Seelen die herrlichsten Mahlzeiten und theilte Freuden jeder Art mit denselben. Das Haus des Miktlan endlich war ein Ort der Finsterniß und für diejenigen bestimmt, die auf andere als die angegebene Art starben, die wegen ihrer Verbrechen hingerichtet wurden. Es war die Unterwelt. Die Lehre der Mexicaner enthielt jedoch keine Andeutung, daß hier unten Martern oder Strafen Statt fänden. Wir dürfen wohl annehmen, daß sie dieselbe Ansicht hatten, welche die Reisenden bei den jetzigen Indianern von Arauco gefunden haben. Diese sind überzeugt, daß der Herr der Welt in seiner Güte die Bestrafung der auf Erden begangenen Fehler und Verbrechen nicht bis in das jenseitige Leben ausdehnen werde. Wir dürfen uns dieser Annahme um so mehr hingeben, als die aztekische Geistlichkeit ermächtigt war, bürgerliche Verbrecher, die schuldbelastet sich ihr vertrauensvoll nahten, mit einer Buße dafür zu belegen und sie auf solche Weise von dem Verbrechen zu reinigen. Frühere Schriftsteller haben diese Maßregel mit der Beichte und Absolution ver-

glichen, wie sie noch zum Theil in Italien besteht. Ich möchte aber glauben, daß diese Maßregel durchaus nicht im Sinne der weisen Stifter jener amerikanischen Reiche gewesen, ja daß dieß ein, die bürgerliche Ordnung störender Mißbrauch gewesen, den die mächtiger werdende Geistlichkeit allgemach eingeführt hatte, als die weltlichen Herren des Landes, namentlich Montezuma II., übermüthig und tyrannisch gegen das Volk zu werden begannen. Die Geistlichkeit war auf dem Wege, selbstständig zu werden, d. h. dem Staate als besonderer Körper entgegenzutreten, einen Staat im Staate zu bilden. Diese Erscheinung ist aber das erste Zeichen der beginnenden Entmischung, der künftigen Zerlösung des Staates. Die alten Herrscher waren die Häupter jeglicher Abtheilung der Beamtenwelt, der Gerechtigkeitspflege, der Verwaltung, der Priester und Soldaten; in ihrer Person vereinigte sich jegliche Oberbeamtenschaft. Der Staat war noch auf dem natürlichen Standpuncte der Familie, in welcher, wenn sie sich nicht eben auch im Zustande der Auflösung befindet, der Hausvater das wirkliche Oberhaupt ist, der aber keineswegs um seinetwillen allein dasteht, sondern der nur den Mittelpunct des Ganzen bildet. So waren denn auch die alten Herrscher der amerikanischen Reiche die Oberpriester der Nation, die Stellvertreter der Gottheit, als deren Söhne und Urenkel sie betrachtet wurden.

Daher war denn auch die Königsburg der Sitz des Gottesdienstes; die Königsburg bildete den Mittelpunkt der Stadt, die hinwiederum der Mittelpunct des ganzen Staates war. In der ältesten Zeit war der Gottesdienst eine sichtbare Darlegung der Ehrfurcht und Dankbarkeit, die man der Gottheit schuldig ist. Die älteste Gottheit aber der Peruaner, wie der Mexicaner war der Sonnengott, das leuchtende, belebende Gestirn des Tages, und die Mondgöttin, seine Schwester und Gattin. Die Ceremonien und Opfer bestanden in der Verbrennung einiger Feldfrüchte und Blumen, die auf dem erhabensten Puncte der Königsburg dargebracht wurden, damit die ganze Nation Zeuge davon seyn konnte. Je mehr die Stadt sich erweiterte, desto mehr mußte die Stätte erhöht werden, und so gelangte man denn dahin, jene colossalen Pyramiden zu errichten, die wir in den alten mittelamerikanischen Reichen zum Theil noch bis auf den heutigen Tag antreffen. Sie sind aus Erde aufgeschüttet und ihre Seitenflächen mit Mauerwerk bekleidet, auf welchem mancherlei Darstellungen angebracht wurden.

Sie haben ja oft genug die Bemerkung gemacht, wie selbst im gewöhnlichen bürgerlichen Leben jede neue Einrichtung, jeder erfüllte Wunsch der Vorläufer von künftigen ist, wie in keinem Hauswesen ein Stillstand, ein langandauernder Abschluß stattfindet. Ihr stetes Stre-

den ist auf Verbesserung, behaglichere Existenz gerichtet. So ist es auch in den Staaten, Stillstand ist Ende.

Der einfache Cultus der alten Zeiten nahm allgemach eine andere Gestalt an. Die Ideen mehrten sich. Die Menschen bemerkten, daß außer der Sonne auch das Wasser, die Erde, die Luft, das Gewitter, die rinnenden Gewässer, die Bäume, die Pflanzen, gewisse Thiere wesentlichen Einfluß auf ihre Unternehmungen und Geschäfte übten; das Gefühl der Dankbarkeit, ja auch das der Furcht regte sich in ihnen. Sie sahen, wie es nicht allein die Sonne war, welche ihre Früchte reifte, wie auch die Erde, wie ferner die wässerigen Erscheinungen der Atmosphäre daran Antheil hatten; sie brachten diesen Fördernissen erst im Geheimen, im Einzelnen ihre Opfer.

Das Beispiel wirkt, das gute, wie das schlimme. Allgemach waren die Herrscher genöthigt, diesem Cultus ihre Aufmerksamkeit zu widmen, und um denselben in ihrer Gewalt zu behalten, selbst Antheil daran zu nehmen, neben dem Haupttempel auch Nebentempel zu errichten und die Errichtung kleinerer Tempel auch an andern Orten zu gestatten. Dieser vermehrte Cultus verlangte auch mehrere Diener, Tempelaufseher, denen wiederum Helfer beigegeben werden mußten. Auf diese Weise entstand eine Priesterschaft, die beim Sturze des mexicanischen Reiches sehr zahlreich befunden ward.

Wie nun die Königsburg überhaupt den Mittel-

punct aller Cultur, aller historischen Denkmale, jeglicher Kunst und Kenntniß bildet, so wurden auch die Tempel, die entfernt davon waren, das Abbild derselben. Das Volk verlangte von den Priestern Auskunft über Dinge, die sich dasselbe nicht erklären konnte. Die Priester, die am Opferaltare, den Göttern ganz nahe standen, mußten doch die meiste Kenntniß über das Wesen und die Eigenschaften derselben besitzen, da sie ja schon frühzeitig darauf gekommen waren, Darstellungen von der Persönlichkeit der Gottheiten zu liefern. Diese Priester halfen sich meist damit, daß sie versicherten, man wisse nichts über diese Gegenstände; dann aber, als sie damit die Neugier vollständig doch nicht abwenden konnten, ließen sie merken, daß sie wohl etwas Näheres über die Sache wüßten, daß es ihnen aber nicht gestattet, sich darüber auszusprechen. Es ist dieß allerdings ein Betrug, er gehört aber jedenfalls in die Reihe jener Nothlügen, die ja auch europäische Eltern ihren Kindern vorsagen, wenn sie von ihnen über Dinge befragt werden, deren Kenntniß ihnen zur Zeit noch nicht frommt. Ungewöhnliche Ereignisse, seltsame Naturerscheinungen, Vorfälle, deren Erklärung schwierig ist, geben ja noch heutiges Tages selbst in den höheren Ständen Veranlassung zu den abenteuerlichsten Erzählungen, und so entstehen denn eine Menge von wunderlichen, fabelhaften Sagen, die eben in augenblicklichen Täuschungen über jene Er-

scheinungen begründet sind. So lange die Priesterschaft jedoch noch nicht als besonderer Stand sich vom Volke abgetrennt hat, gedeihen solche Wundergeschichten auch nicht recht; daher wir denn auch deren bei den Mexicanern viel weniger finden als bei den Buddhisten.

Da nun die Herrscher von der Gottheit abstammen und deren Enkel sind, so wird das Volk die Ehrfurcht, die es für die Gottheit, wie für die lebendigen, gegenwärtigen Herrscher hegt, auch noch für die bereits verstorbenen Herrscher beibehalten. In Mexico fand die Bestattung der verstorbenen Könige mit großer Feierlichkeit statt, sie wurden verbrannt und ihre Asche heilig aufgehoben. Ihre Geschichte wurde sorgfältig der Nachwelt überliefert und aus derselben bildete sich der Kern der historischen Gottheiten, welche namentlich dem Hofe und Adel angehörten (s. C.-G. V. 121). Je länger der Staat bestand, desto bedeutender mußte die Anzahl dieser historischen Gottheiten werden, desto stärker mußte sich der mythologische Stoff vermehren. Allgemach erwuchsen auch diesen Gottheiten Altäre, Opfer und ein Dienst, für welchen Priester gewählt werden mußten.

Das Volk blieb endlich nicht zurück und Sie können aus meiner Culturgeschichte (V. 121) ersehen, wie allgemach ein jeder Stand seine Gottheiten erhielt, wie der Arzt wie der Soldat, der Handelsmann wie der Fischer, der Künstler wie der Handwerker seinen Schutzpatron

hatte, ja wie allgemach auch in den Familien specielle Götter für jedes Lebensalter, für die Kinder, wie für die Eltern verehrt wurden.

In alten Zeiten, wo der König auch ausübender Priester war, reichten nur wenige Diener für den einfachen Cultus hin. Als aber die Götter, Tempel, Ceremonien sich mehrten, wuchs auch die Anzahl der Priester. Der Unterhalt derselben erforderte größeren Aufwand und der König wies denselben besondere Landstriche an, aus denen sie ihre Lebensmittel beziehen konnten. Wohlhabende Privatleute folgten seinem Beispiele und so wuchs ihr Reichthum. Wir finden schon bei den alten Mexicanern die seltsame Erscheinung, daß die Priester nicht allein dem Volke gewisse Büßungen auferlegten, sondern in der Uebung derselben mit ihrem Beispiele voran gingen, wodurch die Ehrfurcht, die es ihnen zollte, gewiß nur gemehrt wurde. Diese Büßungen waren ursprünglich eine Unterstützung diätetischer Zwecke, namentlich die Blutentziehungen und Fasten (s. C.-G. V. 94). Dann aber dienten sie in den Schulen der Priester dazu, die Fantasie der jungen Leute zu erregen. Bemerkenswerth ist ferner, daß die aztekische Priesterschaft bei der Ankunft der Spanier bereits begonnen hatte, sich nach Innen zu gliedern und besondere Orden zu bilden; einer dieser Orden bestand nur aus alten Männern und Wittwen, er hatte eine bestimmte Anzahl

Mitglieder, so daß nur dann ein neues Mitglied aufgenommen werden konnte, wenn eine Stelle durch einen Todesfall erledigt worden war.

Die Religion der alten Peruaner war sehr mild und sanft; es waren dieß auch die Religionen der toltekischen und aztekischen Staaten ursprünglich gewesen, wie uns die schöne poetische Ansicht von dem Zustande der Seelen nach diesem Leben erkennen läßt. Dennoch fanden die Spanier bei ihrer Ankunft in Mexico jene scheußlichen Menschenopfer vor, die Alles übertreffen, was jemals der Art bei andern Völkern Statt gefunden hat. Der erste Bischof von Mexico versichert, daß ehedem alljährlich zwanzigtausend Menschen auf den Altären der Hauptstadt geblutet haben. Es würde uns nicht möglich seyn, diesen schmachvollen Gebrauch zu erklären, wenn uns nicht die spanischen Geschichtschreiber seinen Ursprung bestimmt nachgewiesen hätten. Die Azteken, ein kriegerisches Volk, welches aus dem Norden in kleiner Anzahl in den Staat der Colhuas gekommen und von diesen zwar aufgenommen, nachmals aber verächtlich behandelt worden war, beschlossen, sich und ihrem Gott, dem Huitzlo-Pochtli, Ansehen und Geltung zu verschaffen. Sie stellten daher, nachdem sie ihren Wirthen, die sie als Knechte behandelt hatten, einen namhaften Sieg erfechten helfen, ein Opfer an und schlachteten dabei mehrere Gefangene. Die Colhuas waren darüber so

empört, daß sie dieser schauerlichen Gäste sich zu entledigen beschlossen und ihnen eine Stelle an dem See anwiesen, an welchem die Azteken im Jahre 1325 nach Chr. G. die Stadt Mexico begründeten. Das erste Gebäude, welches sie errichteten, war der Tempel für den Kriegs- und Hauptgott und die erste Ceremonie das Menschenopfer des Colhuaners Xomimitl. Nicht lange darauf opferten sie die Tochter des Königs von Colhuakan und sie hatten zu dieser Ceremonie den nichts ahnenden Vater derselben eingeladen. Ich verschone Sie mit den schauderhaften Einzelnheiten dieser Vorgänge und bemerke nur, daß es den Azteken allerdings vollständig gelang, durch die Einführung dieses blutigen Cultus bei allen Nachbarn Furcht und Schrecken zu bereiten, indem sie alle Kriegsgefangene ihrem Gotte schlachteten und deren Fleisch verzehrten! Ja, sie nöthigten durch ihr Beispiel die meisten Nachbarn, denselben blutigen Götterdienst bei sich einzuführen.

So hatten auch die dem mexicanischen Reiche verbündeten Akolhuakaner die Menschenopfer bei sich eingeführt und sich gar bald gegen die Schrecknisse derselben abgestumpft. Allein, der im J. 1470 nach Chr. G. verstorbene König Netzahualcojotl hatte bereits Schritte zur Abschaffung derselben gethan. Netzahualcojotl ist einer der herrlichsten Fürsten, die je einen Thron eingenommen; er war ein Muster der Gerechtigkeit, ein Freund

und Förderer der Wissenschaften, ein tapferer Held und weiser Heerführer. Er studirte namentlich die Natur und hatte eine Academie der Wissenschaften errichtet, die natürlich an die Tempel geknüpft war. Ihm leuchtete die Schändlichkeit jener Menschenopfer ein und er verbot sie, fand jedoch bei der Geistlichkeit lebhaften Widerspruch und war genöthigt, ihnen wenigstens die Abschlachtung der Kriegsgefangenen zu gestatten. Seinen Söhnen sagte er im engsten Vertrauen, daß sie zwar äußerlich mit dem gemeinen Manne den Götzenbildern Ehrfurcht bezeigen könnten, daß sie aber in ihrem Herzen einen so schmachvollen Dienst verabscheuen möchten. Er erkannte nur einen Gott, den Schöpfer des Himmels, untersagte aber den Dienst der Nationalgötter nicht, um sich nicht den Vorwurf aufzubürden, daß er die Lehren seiner Vorfahren verachte. Er hatte sich einen Thurm bauen lassen, der neun Stockwerke hoch war und worin er seine Andacht abhielt.

Sahen wir nun vorher, wie sich die Priesterschaft allgemach zu einem besonderen, nach Selbstständigkeit strebenden Körper absondert, so bemerken wir wiederum, wie aus dieser Körperschaft sich einzelne, hochbegabte Geister, wie eben Netzahualcojotl, der, wie alle jene Herrscher, der Zögling der Priesterschaft war, zu einer Selbstständigkeit emporarbeiten, die der einer gereiften

Frucht gleicht, welche sich ebenfalls, nachdem sie die Reife erlangt, von dem Äste trennt, der sie getragen.

Die aztekischen, wie alle altamerikanischen Staaten, hatten eine zahlreiche Priesterschaft, an deren Spitze der König stand; er war der Sohn, der sichtbare Repräsentant der Gottheit; die höchsten Beamten, die Anführer der Kriegsheere, mußten Mitglieder der Priesterschaft werden, wenigstens ihre Weihe durch dieselbe erhalten. Jeder derselben, jeder Edelmann mußte bei den Priestern harte Prüfungen bestehen, ehe er in den höheren Staatsdienst treten konnte. Jeder Mexicaner, auch der, welcher als Handwerker leben wollte, mußte die Schulen der Priester besuchen. Nächstdem erschienen die Priester bei der Geburt, bei der Vermählung, beim Tode, bei Krankheiten, kurz bei jedem bedeutenden Ereignisse, das im Leben des Mexicaners irgendwie Statt hatte, als die Helfer und Förderer und als diejenigen, die demselben erst seine eigentliche Geltung verschafften. Wenn Sie, meine verehrte Freundin, sich das Verhältniß der alten Priesterschaft zu dem Volke recht deutlich machen wollen, dürfen Sie Sich dasselbe etwa so wie das der Polizei zu der Bevölkerung der modernen Staaten vorstellen, die auch an dem Leben und Sterben, dem Thun und Treiben, den Beschäftigungen und Reisen der Einwohner den lebendigsten Antheil nimmt; der einzig

wesentliche Unterschied dürfte darin bestehen, daß die Wirksamkeit unserer Polizei mehr eine verhütende, abwehrende und vorbauende ist, die der alten amerikanischen Priester aber eine anregende und fördernde war.

---

## Vierzehnter Brief.

In einer wohlgeordneten Familie müssen alle Mitglieder nach einem und demselben Ziele streben, in einem Staate darf es nicht anders seyn, wenn die demselben angehörigen Menschen sich darin wohlbefinden sollen. Dahin gehört vor Allem auch das Bewußtseyn, daß der Staat sicher bestehen und einem Angriffe von Außen nicht so bald erliegen wird.

Die Yncasage berichtet, daß schon die Gründer des peruanischen Staates das Volk in dem Gebrauche der Waffen unterrichtet haben, und bezeichnet sie somit als die Schöpfer der vaterländischen Kriegskunst. Wie nun in der Familie der Hausvater und seine erwachsenen Söhne die gebornen Beschützer der schwächer organisirten Frauen sind, so ist im Staate überhaupt jeder Mann ein geborener Krieger. So war es denn auch bei den alten Mexicanern. Daher wurde dort die Jugend an eine harte Lebensart gewöhnt, sie lernte Hunger, Durst und Hitze ertragen, sie wurde im Laufen und

Springen geübt, sie lernte frühzeitig den Gebrauch der Waffen. Die alten Azteken waren so gewandt in allen körperlichen Uebungen, daß die Proben, welche die Spanier davon sahen, in ihnen den Gedanken erregten, das gehe nicht mit rechten Dingen zu und werde nur mit Hülfe der teuflischen Götzenbilder bewerkstelligt. Um nun die Männer in der nöthigen Uebung zu erhalten, waren mit den großen gottesdienstlichen Volksfesten körperliche Uebungen, Spiele, Tänze verbunden, deren Beschreibung wir in den Berichten der Conquistadoren finden (s. C.=G. V. 54). Daher konnten die Könige jener Staaten so ungeheure Heerhaufen aufstellen, die sich stets mit großer Tapferkeit schlugen und welche selbst den spanischen Cavaleriechocs mannhaften Widerstand leisteten, nachdem sie an diese Erscheinungen sich gewöhnt hatten.

Sowie nun das Privatleben der alten Amerikaner durch die Priester beaufsichtigt wurde, so stand das Heer unter der Leitung des Adels. Das Heer war in Haufen getheilt und durch vielfach abgestufte Anführer befehligt. Der oberste Feldherr hieß Bewohner des Pfeilhauses, unter ihm standen die Generale und unter diesen die Hauptleute. Kein Mann konnte in die Reihe der Anführer aufgenommen werden, der nicht vorher als gemeiner Soldat im groben weißen Kriegsrock einen Feldzug mitgemacht und Proben seiner Tapferkeit abgelegt hatte; von dieser Regel waren sogar die königlichen Prinzen

nicht ausgenommen. Die Soldaten wurden für ihre Tapferkeit durch äußerliche Ehrenzeichen belohnt; demnächst bestanden drei militärische Orden, die ihren Mitgliedern besondere Vorrechte verschafften. Der angesehenste und oberste Orden war der der Prinzen, dann folgte der der Adler, endlich der der Tiger, der nach der Bemalung der Rüstung so genannt wurde. Der höchste Militärorden, der der Prinzen, genoß eines solchen Ansehns, daß Könige und Obergenerale stolz waren, demselben anzugehören. Sie trugen dann das Haar oben auf dem Kopfe mit einer Schnur zusammengebunden, von der so viele Baumwollenlocken herabhingen, als sie Heldenthaten verrichtet hatten. Die Könige Montezuma und Tizok II. gehörten diesem Orden an. Kein Prinz konnte übrigens den königlichen Thron besteigen, der sich nicht als Feldherr ausgezeichnet hatte. Ja, es wurde die Krönung nicht eher vollzogen, als bis der Aspirant diejenigen Schlachtopfer mit eigner Hand zu Gefangenen gemacht hatte, welche bei dieser Feierlichkeit am Altare des Kriegsgottes bluten mußten. Die Kriegsgesetze waren sehr streng und wurden stets mit großer Genauigkeit geübt. Die Bewaffnung der Soldaten hatte die möglichste Vollkommenheit erreicht. Die Offiziere trugen Panzer aus dicker Baumwolle, welche Brust, Schultern und Beine schützten und die nach dem Range, den sie im Heere einnahmen, verschieden-

artig mit Federn und Farben geschmückt, einen prachtvollen Anblick gewährten. Nächstdem führten sie einen runden Schild und einen Helm, woran ihre Stellung ebenfalls durch Farben und Federn angedeutet war. In den Verzeichnissen der Abgaben des mexicanischen Reiches, welches Lord Kingsborough in seinem Prachtwerke (mexican antiquities) mittheilt, finden wir jene Rüstungen abgebildet, an denen namentlich die Helme überaus abenteuerliche Formen darbieten. Der gemeine Soldat ging unbedeckt in die Schlacht und war nur um die Hüften mit dem Gürtel bekleidet, damit er in seinen Bewegungen desto weniger gehemmt seyn sollte.

Ebenso finden wir die Angriffswaffen sehr ausgebildet. Die Pfeile waren aus Rohr und hartem Holze, unten befiedert und mit einer Spitze aus Thierknochen oder aus dem, Itztli genannten, schönen Obsidian gefertigt, den Sie in meiner Sammlung gesehen haben. Die Bogen waren eben so lang, wie die der heutigen Waldindier, die Sie ja ebenfalls aus eigner Anschauung kennen; die Lanzen waren gleichfalls mit Obsidianspitzen versehen. Besonders merkwürdig waren aber die Schwerter, die aus einem anderthalb Fuß langen platten Stabe bestanden, der an den beiden schmalen Kanten mit Schneiden aus Obsidian besetzt und welche so scharf waren, daß man einem Pferde damit den Kopf abschlagen konnte. Endlich hatten sie auch noch kürzere Wurfspieße, vor

denen die Spanier sich sehr fürchteten. Außer dem Bogen, Pfeil, Schwert und Wurfspieß führte jeder Soldat noch eine Schleuder.

Die verschiedenen Heerhaufen hatten ihre besondern Feldzeichen und das ganze Heer eine große Heerfahne, welche das Wappen des Staates darstellte. Es fehlte auch nicht an Feldmusik, deren Instrumente in Trommeln, Hörnern und großen Seemuscheln bestanden, womit man einen gewaltigen Lärm hervorbrachte.

Um die bewohnten Ortschaften, namentlich die Hauptstadt, wo sich der größte Tempel nebst der Königsburg, den Waffenvorräthen und den Schätzen der Nation befand, gegen feindlichen Ueberfall zu schützen, hatte man auch in den amerikanischen Staaten schon früh allerlei Festungswerke angelegt. Die Hauptstadt Mexico war ganz vortrefflich befestigt, wobei sie von ihrer natürlichen Lage im See freilich sehr begünstigt war. Sie hatte keine Zugänge von Außen, als vermittels der durch den See geführten Dämme, die hinwiederum durch Wälle und Gräben mit Zugbrücken unterbrochen waren. An der Seeseite lag stets eine Anzahl bewaffneter Böte, deren Bemannung trefflich eingeübt war.

Die vornehmste Festung von Mexico war der große Tempel, Teocalli oder Teopan, das Haus oder der Ort Gottes, der in der Mitte der Stadt errichtet war. Er nahm mit den dazu gehörigen Nebentempeln, Arsenalen

und Wohnungen für König, Priester, Hofstaat und Garnison einen ungeheuern Raum ein, auf welchem nach der Annahme des Cortes wohl 500 Häuser Platz gehabt haben würden. Das Ganze war von einer acht Fuß hohen, sehr dicken, mit Schießscharten versehenen Mauer umgeben, die mit steinernen Schlangenbildern verziert war. Nach den vier Weltgegenden waren vier Thore angebracht, die auf die Hauptstraßen der Stadt mündeten. Ueber jedem Thor befand sich ein Zeughaus. Der Raum innerhalb dieser Mauer war mit polirten Steinen gepflastert. In der Mitte erhob sich nun jene ungeheuere aus Erde aufgeschüttete und mit steinernen Seitenmauern befestigte Pyramide in fünf Absätzen, deren unterer der breiteste war. An der Ecke der Südseite führte eine breite Treppe von unten nach der obern Plattform von 43 Klaftern Länge und 34 Breite, die gleich dem untern Hofraume ganz glatt gepflastert war. Am Ostende dieser Plattform, von wo man eine Aussicht über die ganze Stadt hatte, standen zwei ansehnliche, neun Klaftern hohe Thürme, deren unteres Stockwerk je einen eigentlichen Tempel bildete. Hier war die Asche mehrerer Könige beigesetzt, hier stand auch der Altar für die großen Opfer, die mithin von der ganzen Bevölkerung gesehen werden konnten. Hier standen ferner zwei mannshohe Kohlenbecken, worin Tag und Nacht Feuer unterhalten wurde, so daß dieser erhabene Ort,

der Mittelpunkt des ganzen Staates, auch in dem Dunkel der Nacht sichtbar blieb, zumal da bei den andern im Umfange der großen Tempelmauer befindlichen religiösen Gebäuden noch 600 Feuerbecken ununterbrochen sorgfältig in Brand unterhalten wurden.

Sie sehen also, meine verehrte Feundin, wie die alten Herrscher von Amerika bemüht waren, den Sitz und Mittelpunct der von ihnen in's Leben gerufenen Cultur zu schützen und vor fremden Angriffen zu bewahren. Hier standen außer den Tempeln auch die Wohnstätten und Lehrsäle der Priesterschaft, wo die Jugend in den ihr nützlichen Kenntnissen unterrichtet wurde. Den Geist aber können Sie am beßten aus den Lehren erkennen, die mexicanische Väter und Mütter ihren Kindern mittheilten (s. C.-G. V. 40. 43).

Alle Zustände der menschlichen Gesellschaft, seyen es nun Vereine einzelner, gleiche Zwecke verfolgender Menschen, seyen es Staaten, welche noch nicht durch Einmischung fremdartiger Elemente gestört oder in ihrer Entwickelung unterbrochen wurden, zeigen in ihrer Erscheinung eine gewisse ursprüngliche Einfachheit, einen gesunden Wuchs; sie gleichen den Erzeugnissen der Natur, die verschiedenen Theile und Elemente des Ganzen stehen in einem natürlichen Verhältniß zu einander, sie sind stets, der eine Theil wie der andere, bereit, sich gegenseitig zu unterstützen. Die Folge davon ist eine

gewisse Behaglichkeit, die über das Ganze verbreitet ist. Jeder hat das Gefühl der Sicherheit, des ungefährdeten Bestehens. Jeder ist zufrieden.

Diese Erscheinung findet sich schon in den Familien und Horden der passiven, ungemischten Rasse. Wie zufrieden und behaglich leben nicht die Eskimos und Samojeden in ihren mit allem zum Leben Nothwendigen zweckmäßig und in genügender Fülle ausgestatteten Hütten. Sie haben sich das Leben so geordnet, daß ihr rauhes Vaterland mit seinem Wintereis und seiner Sommergluth sie das schönste Land der Erde dünkt. In dem tosenden Gewühl und Treiben unserer Städte erfaßt sie das Heimweh, das sie tödtet, und sie sterben am Comfort unserer Salons. Ich machte Sie schon früher aufmerksam, wie vortrefflich sich die amerikanischen Jäger, die asiatischen Nomaden in Uebereinstimmung mit ihrem Clima, den Erscheinungen und Erzeugnissen der sie umgebenden Natur gesetzt haben. Alle diese Völker leben fröhlich und zufrieden dahin und weisen entschieden Alles von sich ab, was sie in ihrem Behagen stören könnte. Sie machen es wie wir, die wir es vorziehen, im stillen Kreise unserer Familie und näher stehenden Freunde anspruchslos dahin zu leben, und die wir das meist nur zu leere und hohle Getöse der Salonsgesellschaft vermeiden. Wir folgen darin dem Beispiele der Natur und ihrer Kinder; der Hirsch

und das Reh entweichen vor den uns so lieblich klingenden Glocken der Rinderheerden; Fink und Amsel sehen sich wohl zuweilen den im schönen Käfich singenden Canarienvogel und Gimpel an, allein sie ziehen sich doch den gesunden Duft, die saftigen Kräuter, das schöne Laubdach ihrer Wälder vor. Es hat den Europäern viel Mühe gemacht, bevor die nordamerikanischen Jägerstämme für den Branntwein und die übrigen Producte der europäischen Civilisation zugänglich wurden.

Ein gleiches zufriedenes und naturgemäßes Leben fanden die spanischen Conquistadoren auch in den altamerikanischen Staaten, welche doch bereits längst die ersten, die schwierigsten Stufen der Cultur erklimmt hatten. Dieß war zumal in Peru der Fall, das noch jungfräulicher und selbständiger dastand als Mexico, wo doch schon die unnatürlichen Menschenopfer und der Luxus eines übermüthigen Hofes eingeführt war. Mit welcher hingebenden Liebe hing das Volk an seinem Fürsten, wie sehr war es nicht seinen Befehlshabern ergeben; mit Stolz betrachtete es die Denkmale seiner Geschichte. Unter einander waren die Leute freundlich und liebevoll, einer half gern dem andern. Ein jeder trieb mit Eifer den von ihm ererbten oder erwählten Beruf, pflegte mit Sorgfalt des ihm übertragenen Amtes. Wie treu hing nicht der Adel, die Priesterschaft, das Heer, das gesammte Volk an

Montezuma II., der es doch durch seine Ueppigkeit, seinen launenhaften Uebermuth, seinen unersättlichen Stolz mehrfach beleidigt hatte, als das Unglück über ihn hereinbrach.

Sie finden dieselben Erscheinungen in jeder auf dem naturgemäßen Standpunct befindlichen Familie, wie in jedem Staate, der sich noch nicht in der Maße von der Natur entfernt hat, wie die meisten europäischen. In unseren alten Reichsstädten, in den alten Gauen, in den meisten deutschen Ländern vor der unseligen Zeit des dreißigjährigen Krieges herrschte derselbe moralische Comfort, der gegenwärtig nur etwa noch in den von Eisenbahnen und Dampfschiffen unberührten Gebürgsstädtchen angetroffen wird.

Diese Zufriedenheit und Genügsamkeit, die nebst dem guten Gewissen und dem Wohlwollen gegen alle Menschen das einzig wahre Glück gewährt, spricht sich auch in den verschiedenartigen Gewerbs- und Kunstproducten aus, welche aus derartigen Zuständen hervorgehen. Mit welcher Liebe und Sorgfalt ist nicht jeder Pfeil, jeder Bogen, jedes Gewebe und Flechtwerk gearbeitet, was die Jäger- oder Fischervölker der verschiedenen Zonen der Erde liefern. Welche Ausdauer und Mühe beurkunden nicht die großen, riesenhaften Bauwerke der alten Mexicaner, so wie die feinen, zierlichen Feder- und Metallarbeiten der-

selben Nation. Vergleichen Sie einmal die aus freier Hand gearbeiteten Elfenbeinsachen oder die schweren Seidengewebe der Chinesen mit denen, die aus unseren berühmtesten Fabriken hervorgehen!

Doch Sie winken mir mit der Hand und verweisen mich zur Ruhe und nöthigen mich dadurch, ein Thema abzubrechen, auf das ich freilich nur zu oft hingewiesen werde.

---

## Funfzehnter Brief.

Sie fragen mich, meine verehrte Freundin, ob ich dafür sey, daß ein Volk, daß ein Staat seine Gränzen abschließe und jedem fremdartigen Elemente sich unzugänglich mache. Es lassen sich aber, muß ich Ihnen antworten, über diese und ähnliche Fälle durchaus keine allgemeinen, für jeden Staat anwendbaren Regeln aufstellen. Die Erfahrung ist auch hier die beste Lehrmeisterin und die Lenker und Ordner der Staaten haben zunächst die Verpflichtung, die Geschichte, unsere Mutter und Lehrerin, bei ihrer Handlungsweise sorgfältig zu Rathe zu ziehen.

Die alten Herrscher der Völker in Amerika, wie in Asien und Afrika ließen daher sorgfältig jede Erfahrung, die sie erworben, aufzeichnen, um sie für

künftige Fälle benutzen zu können. Diese Erfahrung aber belehrte sie, daß ihnen die Ferne und Fremde stets etwas zuführen würde, was nicht genau in den bereits geordneten Zustand passe. Die Ferne hatte entweder wilde, unruhige Völker, welche durch ihre Rohheit, ihren ungestümen Angriff Gefahr und Unordnung bringen könnte, oder es waren entnervende, überflüssige Genüsse, welche ebenfalls die im Familienleben herrschende Ordnung störend unterbrechen würden.

Wo es also die natürliche Lage des Landes gestattet, finden wir die alten Reiche in möglichster Abgeschlossenheit beharren und in ihrer innern Entwickelung aus eigner Kraft weiterer Cultur zureifen. Sie bewahrten auf solche Weise ihre Eigenthümlichkeit. Ein solcher Staat war Peru, der sich ganz aus sich selbst entwickelt hatte, d. h. der den naturgemäßen Weg gegangen war.

Anders war es mit den mexicanischen Reichen, von deren Geschichte wir einen gedrängten Ueberblick zu gewinnen versuchen wollen, woraus wir die seltsame Eigenthümlichkeit ihrer Staatsformen um so eher fassen werden. Das Land Anahuac, das einen großen Theil des zwischen dem mexicanischen Meerbusen und dem stillen Ocean gelegenen, Süd- und Nordamerika verbindenden Landstriches umfaßt, enthielt eine eingeborne Urbevölkerung passiver Rasse, die meist dem Jägerleben

ergeben war. Unter diese traten im 7. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung, von Norden nach Süden wandernd, die Tolteken, welche (bei ihrer Ankunft im Thale von Mexico unter sieben Anführern standen. Sie säeten Getraide, kannten den Gebrauch der Metalle und zeichneten sich durch allerlei Kunstfertigkeiten aus. Sie gründeten Städte und lebten in einem geordneten Zustande, ihre Religion war eine Verehrung der Naturwesen. Nach dem Jahre 1031 nach Chr. G. blieb der Regen aus, es entstand eine ansteckende Krankheit, die die Menschen haufenweis wegraffte, und als der König, Topilzin, selbst im J. 1052 starb, zerstreute sich die Nation der Tolteken und entwich aus Anahuac in die benachbarten Lande, nach Yucatan, Guatimala u. s. w. So wurde die Cultur weiter verbreitet, welche den Tolteken eigenthümlich angehörte. Erst hundert Jahre später kam ein anderes Wandervolk, das der Chechemeken nach Anahuac; es wurde von einem König geführt, dem mehrere Häuptlinge berathend zur Seite standen; sie lebten, die Sonne als Gottheit verehrend, in Gemeinden beisammen. An sie schlossen sich die Ueberreste der Tolteken an. Wenige Jahre nachher erfolgten abermalige Nachströmungen aus dem Norden, unter denen die der Azteken, die um die Mitte des 12. Jahrhunderts Statt fand, die letzte war. Alle diese eingewanderten Stämme bildeten eigene

Staaten unter besonderen Oberhäuptern, die durch die angesehensten Männer der Nation aus der fürstlichen Familie gewählt wurden. Eine Ausnahme machte der Staat, der sich um die Stadt Tlascala rundete. Hier herrschte ursprünglich ebenfalls ein König; da sich aber die Bevölkerung mehrte, schied sich die Stadt in vier Abtheilungen, von denen eine jede unter einem Oberhaupte stand, das aber von einer Anzahl erfahrener Männer in seinen Entschließungen geleitet und in seinen Arbeiten unterstützt wurde. Wir finden hier also eine aristokratische Republik, die auch nachmals zu einem mächtigen Staate erwuchs, der an der Vernichtung der benachbarten Königreiche durch die Spanier wesentlichen Antheil hatte.

Die eingewanderten Azteken, die um die Mitte des 12. Jahrhunderts ihre nachmals so berühmte Hauptstadt Mexico gründeten, standen ebenfalls unter Aeltesten. Es war ziemlich dieselbe Verfassung, in welcher noch jetzt die selbständigen nordamerikanischen Jägerstämme leben. Da die Azteken aber, um Land bittend, unter Völker traten, bei denen das Königthum dem Staate Halt und Zusammenhang gab, mußten auch sie sich entschließen, ihre aristokratische Verfassung aufzugeben, und so wählten sie im J. 1352 einen König. Die Volkshäupter ernannten den Acamapitzin, der aus fürstlicher Familie stammend auch mit den benachbarten Königen verwandt war.

Dem Beispiele der Azteken folgte das Volk von Tlatelolco ein Jahr später. Die Azteken hatten ihren Herrn aus ihrem eigenen Volke gewählt, die von Tlatelolco aber baten den König der Tepaneken, dem die ganze Gegend von Tlatelolco wie von Mexico zugehörte, ihnen einen König zu ernennen. Die Folge von dem eigenmächtigen Verfahren der Azteken war, daß ihr Grund- und Lehnsherr ihnen Abgaben auferlegte, die sie bei der großen Beschränktheit ihres Gebietes — es bestand aus einem Stück Rand des Sees von Mexico — kaum erschwingen konnten. Die Azteken lebten in dem schilfigen Ufer des Sees von Wasserpflanzen und Wasserthieren in schlechten Hütten und waren, da sie nicht eben zahlreich, von den wohlhabenden Nachbarn ziemlich verachtet. Dennoch gedieh die kleine Stadt unter Acamapitzins weiser Leitung; der Boden mehrte sich, die Stadt gewann an Umfang und Volksmenge. Nach seinem Tode bestieg im Jahre 1389 Huitzilihuitl den Thron, den er dadurch zu befestigen suchte, daß er die Tochter des Königs von Azcapolzalco zur Gemahlin sich erbat und sie auch erhielt. Aus gleichem Grunde nahm er noch eine zweite Gemahlin, die Tochter des Königs von Anauhuohuac. Von nun an traten die Mexicaner, d. h. die die Stadt Mexico bewohnenden Azteken selbständiger und kräftiger auf, namentlich seitdem durch die Herrschsucht des

Königs von Azcapozalco, Maxlaton, eine Reihe blutiger Kriege unter den verschiedenen benachbarten Staaten entstand.

Die Kriege, deren Einzelheiten Sie in meinem fünften Bande (C.-G. V. S. 194 ff.) mit möglichster Treue dargestellt finden, entwickelten die moralische Kraft der Nationen Mittelamerikas auf gewaltsame, aber sehr erfolgreiche Art. Namentlich aber erweckten diese Bedrängnisse mehrere ausgezeichnete Charaktere, wie den König von Mexico, Montezuma I., den herrlichen Netzahualcojotl, König von Acolhuacan, so wie den weisen und tapfern Itzcoatl. Diese drei Fürsten unterwarfen sich die Staaten von Anahuac und theilten sie, nachdem der Krieg gegen Maxlaton glücklich beendigt, mit Totoguihuatzin, der aus dem alten Königsstamme der Tepaneken war. Itzcoatl, der König der Mexicaner, ist der Schöpfer des Bündnisses der drei Staaten von Mexico, Acolhuacan und Tacuba, die fortan der Mittelpunct der altamerikanischen Cultur wurden.

Diese drei Staaten garantirten sich gegenseitig ihre Gränzen und Verfassung. Jedes der drei Staatshäupter war verpflichtet, den beiden andern in Zeiten der Gefahr und gegen fremde Einfälle beizustehen. Itzcoatl stellte ferner fest, daß die beiden Könige von Acolhuacan und Tacuba bei der Wahl des Königs

von Mexico, welche durch vier angesehene, eigens für diesen Zweck auserwählte Mexicaner Statt fand, als Ehrenmitglieder beisitzen sollten. Dieß geschah im Jahre 1426 nach Chr. G. und dieses Bündniß währte hundert Jahre, bis zur Ankunft der Spanier.

Eine der besten Garantien bestand in der Cultur, die in allen dreien Reichen gleichmäßig herrschte. Das Familienleben, der gesellschaftliche Zustand, die Staatsverfassung, die Rechtspflege und Verwaltung, das Kriegswesen, die Religion, Sitte, Sprache und Kunst zeigte in allen dieselben Formen. Nur blieb Mexico, das nach Itzcoatls Tode dessen Sohn Montezuma I. auf den Thron erhob, das mächtigste Glied dieses Staatenbundes, den es gegründet hatte. Montezuma steigerte diese Macht durch die großartigen Eroberungen, wodurch er das Gebiet seines Reiches bedeutend erweiterte. Er belebte durch diese Kriegszüge, die ziemlich alljährlich Statt fanden und mit großer Regelmäßigkeit begonnen und ausgeführt wurden, den kriegerischen Geist seines Volkes. Der Kriegsgott blieb die erste aller Gottheiten; ihm wurden die Kriegsgefangenen schaarenweis geopfert und das Fleisch derselben diente den Kriegern als Speise. Ich bemerkte Ihnen schon oben, wie die Azteken das Menschenopfe deßhalb eingeführt hatten, um sich ihren Nachbarn, die ihnen an Zahl und Wohlstand so sehr überlegen waren,

furchtbar zu machen. Daher behielten selbst aufgeklärte Könige, wie Itzcoatl, Montezuma I. und seine Nachfolger diesen Gebrauch bei, der uns allerdings überaus barbarisch erscheint. Daher erhielt sich dieser Gebrauch neben einer moralischen Cultur, der wir unsere Bewunderung nicht versagen können. Ich verweise Sie auf die Ermahnungen des Vaters an den Sohn, wo es heißt: Verehre die, welche älter sind als Du, und verachte Keinen. Gegen Arme und Unglückliche sey nicht stumm, sondern tröste sie vielmehr. Spotte nicht über alte und unvollkommene Menschen; verachte den nicht, der einen Fehler oder eine Thorheit begeht, mache ihm keine Vorwürfe darüber, sondern hüte Dich, daß Du nicht in denselben Fehler verfällst, den Du bei einem Andern nicht leiden kannst. Und derselbe Vater, der diese schönen Lehren seinem Sohne predigte, war vielleicht kurz vorher aus dem Felde mit einem Gefangenen zurückgekehrt, den er in seinem Hause sorgfältig pflegte und mästete, um ihn zu seiner Zeit dem Kriegsgotte zu opfern und mit seiner Familie zu verspeisen.

Gleichwohl war auch diese grausame Sitte durch manche Form gemildert. Der Kriegsgefangene, der sich durch Tapferkeit in der Schlacht ausgezeichnet hatte, erhielt die Erlaubniß, mit den Waffen in der Hand zu sterben. Bei den größten Tempeln der

Hauptstädte war auf einem freien Platze eine runde acht Fuß hohe Terrasse, auf welcher dann ein runder drei Fuß hoher mit Bildwerk verzierter Stein lag. Auf diesen Stein stellte man den mit Schild und Schwert bewaffneten gefangenen Helden und band ihn mit einem Fuße fest. Hierauf trat ein bei weitem besser bewaffneter mexicanischer Krieger heran und begann Angesichts des ganzen Volkes mit ihm den Kampf auf Tod und Leben. Siegte der Gefangene über sechs Mexicaner, so gab man ihm Leben, Freiheit und Alles, was man ihm abgenommen, zurück und gestattete ihm freien, ehrenvollen Abzug in sein Vaterland.

Wie schwer es hält, derartige durch den Cultus geheiligte Barbareien abzuschaffen, beweisen die Ketzer- und Glaubensgerichte der spanischen Dominicaner; eine Nation, die einen Calderon, Lopez de Vega, Cervantes, Murillo hervorbrachte, marterte öffentlich diejenigen Mitbrüder zu Tode, welche ihre religiöse Ansicht mit anderen Worten aussprachen, als es die herrschende Priesterschaft angeordnet, und selbst zarte Damen, die bei den Krämpfen ihres Schooshundes in Ohnmacht gefallen wären, wohnten mit Aufmerksamkeit, ja mit Erbauung diesen Autos da Fe bei.

Ich bemerkte Ihnen schon, wie der weise Nezahualcojotl vergebens den Versuch machte, diese Menschenopfer abzuschaffen, wie er aber von den Priestern nur

das eine Zugeständniß erlangen konnte, daß man fernerhin blos Kriegsgefangene abschlachten werde. Die Spanier fanden die Menschenopfer bei ihrer Ankunft noch in vollem Gange.

Die Geschichte der Nationen ist im Ganzen eine großartige Wiederholung der Geschichte der Familie. So lange die Familien im stillen Kreise des Hauses ungestört von fremden Einflüssen dahin leben, herrscht Ruhe und Frieden. Der Hausvater behauptet seine Würde, sein Ansehen, das die Hausmutter mit ihm theilt. Die Familie lebt mit den Nachbarn in tiefem Frieden und gutem Einverständniß, so lange im Innern kein Unglück, keine Krankheiten, von Außen keine Störungen eintreten. In solchen Verhältnissen nähern sich die Charaktere; die Gesinnung der Männer wird milder, ihre Thatkraft findet weniger Anregung, die Frauen dagegen nehmen als Helferinnen lebendigeren Antheil an den Geschäften der Männer und es entwickelt sich ein gesellschaftlicher Zustand, wie wir ihn in jetziger Zeit in den meisten europäischen Ländern antreffen. Wir haben Männer, die sich mit Kochkunst, Stickerei, Pflege der kleineren Hausthiere und andern den Frauen eigentlich zukommenden Arbeiten beschäftigen. Die Frauen dagegen nehmen Antheil an der Politik, an den Fortschritten der Wissenschaft, an den Ereignissen des Tages.

Entsteht nun aber ein Feuer, eine gewaltsame Ueberschwemmung, ereignet sich ein feindlicher Ueberfall, so werden die Männer die friedlichen Beschäftigungen alsbald von sich weisen; sie werden es seyn, die zu den Rettungswerkzeugen, zu den Waffen greifen, die Frauen aber sich in das Innerste ihres Hauses zu ihren hülfsbedürftigen Pflegebefohlenen zurückziehen.

So lange nun die alten Staaten von Anahuac in einem minder stark bevölkerten Lande erwuchsen, sobald sich die Gränzen noch nicht dicht berührten, so lange konnte ein jeder derselben bequem und behaglich und selbständig neben dem anderen hinleben und sich ganz eigenthümlich entwickeln. Die Einwanderung der Azteken, obschon sie eine friedliche war, störte zuerst dieses ruhige Staatsfamilienleben. Sie erhielten ein Land, das zwar von geringem Umfang und schlechter Beschaffenheit war, dennoch aber dadurch den Andern entzogen wurde. Die Azteken mußten sich kümmerlich behelfen; allein eben dadurch erstarkten sie, denn in Ueppigkeit und Wohlleben wird niemals ein menschliches Wesen zu etwas Tüchtigem erzogen. Die Stürme, welche die Jugend eines Friedrich des Großen, Voltaire, durchbrauseten, die oft ungesehenen, von Andern nicht bemerkten Leiden und Unglücksfälle, welche Sie in der Lebensgeschichte eines jeden großen Mannes bei aufmerksamer Betrachtung finden, stärken

den Organismus, wenn er nur tüchtig von Haus aus ist. Der Sandstein hält den Druck nicht aus, wodurch der Diamant die glatte Fläche erhält, er wird zertrümmert.

So ist es mit einzelnen Menschen, mit Familien, Gesellschaften und Völkern. So war es auch mit den alten Azteken. Sie erstarkten in Noth und Sorgen, und während nun ihre behaglicher lebenden Nachbarn verhältnißmäßig rasch zu Wohlstand und einer milderen Cultur gelangten, mußten sie sich in ihrem See einen festen Boden schaffen, worauf sie ihre elenden Hütten gründen konnten. Dieß gewöhnte sie an Ausdauer in schwierigen Unternehmen, während ihre Menschenopfer ihre Geister in kriegerischer Abhärtung und Aufregung erhielten.

Wir finden oft, daß Ueppigkeit und Wohlleben Geister, welche im entgegengesetzten Falle eine hohe moralische Kraft entwickelt haben würden, zu launenhaften, unnatürlichen Gelüsten zustrebenden Charakteren gestalten. Sie schaffen sich selbst Hindernisse, um die Kraft, die sie in sich fühlen, zu bethätigen, zu beschäftigen. Das Sprüchwort sagt: wer keine Noth hat, macht sich welche. Ein solcher Charakter scheint auch Maxlaton, der König von Acolhuacan, gewesen zu seyn — ein solcher war Montezuma II. Beide mußten erliegen, indem sie Gegner fanden, deren

Kraft durch die Schule des Unglücks erstarkt war. Namentlich aber hatte der edle Netzahualcojotl die härtesten Verfolgungen zu bestehen und nicht mit Unrecht vergleicht ein geistvoller Kenner der Geschichte die Jugendgeschichte dieses amerikanischen Königs mit dem leidenvollen Bildungsgange des Königs David.

Die durch Maxlaton ins Leben gerufenen Kämpfe und Unordnungen gingen vorüber, der Wohlstand der Nation erblühte aufs Neue, die Cultur hob sich in jeder Beziehung, namentlich rief Netzahualcojotl die mannichfaltigsten Anstalten für die Bildung der Nation ins Leben; in seiner Residenz Tezcuco lebten die kenntnißreichsten und gelehrtesten Leute der Nation, so daß ein früherer Berichterstatter, der treffliche Clavigero, Tezcuco das Athen von Anahuac nennen konnte. Er selbst war Dichter und die Dichtkunst fand, wie jede Kunst und Wissenschaft, bei ihm Schutz und Förderung. Nicht minder war seine Sorgfalt für die Rechtspflege; er verordnete, daß kein Rechtshandel länger als 80 Tage währen solle. Die Gesetze handhabte er mit unerbittlicher Strenge — wie er denn vier seiner eigenen Söhne hinrichten ließ. Aller 80 Tage hielt er selbst im königlichen Palaste eine große Gerichtssitzung.

---

## Sechszehnter Brief.

„Und alle diese Herrlichkeit sank so schnell in sich selbst zusammen?“ Ja wohl sie verschwand, muß ich Ihnen auf Ihre Frage antworten, sie zerschellte an einem kleinen Häuflein europäischer Abentheurer, dessen Führer es verstand, die Blößen seines Gegners mit dessen eignen Waffen zu treffen.

Neben dem Staatenbunde, dessen Haupt Mexico war, finden wir eine Republik, Tlascala, so wie in weiterer Entfernung noch mehrere Nationen, wie die Otomies, die jenem Staatenbunde sich durchaus nicht anschließen mochten und Freiheit und Selbständigkeit vorzogen. Die Könige von Mexico scheinen sich die Aufgabe gestellt zu haben, alle ihnen erreichbare Völkerstämme ihres Landes mit ihrem Reiche zu vereinigen; der eifrigste Verfolger dieses Planes war jedoch Montezuma II., der im J. 1502 den mexicanischen Thron bestieg und welcher überhaupt als der Culminationspunkt der altamerikanischen Cultur erscheint; er ist die Spitze des Crystalls. Ich muß Sie daher, meine werthe Freundin, zur nähern Betrachtung desselben einladen.

Der Vorgänger des Montezuma war Ahuitzotl. Da dieser keinen Bruder hinterließ, mußten die Wähler, so wie die Beisitzer, die Könige von Acolhuan

und Tacuba, zu einer Wahl unter den Neffen des Verstorbenen schreiten, und deren war eine ziemliche Anzahl vorhanden. Sie fiel einstimmig auf Montezuma Xokojotzin, der sich als General ausgezeichnet hatte, Mitglied der Priesterschaft und ein genauer Befolger der Ceremonien war; er zeigte ein stilles, bedachtsames Betragen und erweckte dadurch Ehrfurcht und Vertrauen, wenn er im Rathe sprach. Sobald er gewählt und von den verbündeten Königen begrüßt worden, unternahm er einen Feldzug gegen die Atlirchesen, um die beim Krönungsopfer nothwendigen Gefangenen zu erwerben, und hierauf fand diese Feierlichkeit mit nie gesehener Pracht Statt.

Alsbald ordnete er ein neues Hofceremoniale an, das zunächst den Zweck hatte, die Herrlichkeit und Allgewalt der königlichen Würde in das glänzendste Licht zu setzen. Jedermann, auch der vornehmste Staatsbeamte, mußte in Knechtsgestalt und schlichtem Kleide, barfuß und demüthig vor dem König erscheinen. Jeden Morgen mußten 600 Lehnträger bei Hofe erscheinen, die Dienerschaft gehörte dem höchsten Adel an; der König umgab sich mit einem großen Heer der schönsten Frauen, die im Palast unter der Aufsicht ehrwürdiger Matronen gehalten wurden. Wenn der König öffentlich erschien, ward er von Edelleuten auf einem Tragsessel unter einem reichen Himmel, umgeben von großem Gefolge, getragen.

Montezuma hatte sich ferner einen Palast erbaut, der drei große Höfe und zwanzig Thore hatte und im Innern mit Balkenwerk aus den kostbarsten Hölzern und polirten Marmorwänden verziert war. Er versammelte in zwei daran stoßenden Gebäuden alle Thiere, welche das Land erzeugte und welche von 300 Wärtern sorgfältig und ihrer Natur gemäß verpflegt wurden. Ja er hatte außerdem auch alle seltsam oder fehlerhaft gebildete Menschen dieser Menagerie beigefügt, die ihm dann bei seinen üppigen Mahlzeiten zur Ergötzung dienen mußten. In der Nähe der Residenz und an verschiedenen anderen Punkten des Landes hatte er Gärten, wie sie damals in Europa nicht vorhanden waren und wo alle Pflanzen, welche das Land hervorbringt, gepflegt wurden.

Die Unterhaltung dieser prachtvollen Einrichtungen, die Ernährung des überzahlreichen Hofstaates, die Abhaltung großartiger Opfer, der Schmuck, womit er die Tempel verzierte, machten eine wesentliche Erhöhung der Abgaben nothwendig und übten gewaltigen Druck auf die Nation. Die Armuth nahm im Volke in demselben Maaße zu, als der Luxus des Hofes und der Priesterschaft stieg. Es entstanden Bettler.

Um nun für die Opferfeste die nöthigen Schlachtopfer zu haben, mußten Kriege geführt werden; bei der Einweihung des neuen Opfersteins im J. 1508

bluteten 12,210, sage zwölftausend zweihundert und zehn Menschen!

Der erste Feldzug, den Montezuma unternahm, war gegen die Republik Tlascala gerichtet, die ihr Gebiet durch einen großen Erdwall befestigt hatte. Dieser erste Feldzug kostete dem König seinen erstgebornen Sohn und den größten Theil seines Heeres. Die Republik blieb unbesiegt und wurde dadurch, trotz der fortgesetzten Anfeindungen von Seiten Montezuma's, der Haltpunkt aller Feinde des ehrgeizigen Königs.

Alle diejenigen kleinen Staaten und Völkerschaften, welche Montezuma bekriegt und besiegt hatte, waren natürlich fortan erbitterte Gegner seiner Regierung, da ihnen aus dem Verhältniß, in welchem sie zu Mexico gezwungen standen, durchaus gar kein Vortheil erwuchs. Die Empörungen hörten nie auf, denn es fehlte nie an Anreizung von Seiten der Tlascalaner und der Bundesgenossen derselben.

Durch seinen Hochmuth und Stolz entfremdete sich Montezuma allgemach auch die Gemüther seiner natürlichen Bundesgenossen, der Könige von Acolhuacan und Tacuba, das gestörte Verhältniß trat offner hervor, als König Netzahualpilli von Acolhuacan gestorben und unter seinen Prinzen ein Streit wegen der Nachfolge Statt fand.

So hatte denn Montezuma durch seine üppige Lebensweise, durch die ängstlich befolgte Uebung der abergläubischen Ceremonien, durch den Druck des Volkes, durch Abgaben, durch die fortgesetzte Bekriegung der benachbarten Stämme und Staaten, eine Stimmung in der Nation hervorgerufen, die früher oder später zu den bedenklichsten Ausbrüchen geführt haben würde, wenn auch kein Spanier je den amerikanischen Boden betreten hätte. Montezuma lebte in Selbstverblendung, sonst hätte er, gleich dem herrlichen Netzahualcojotl und seinem Sohne, die wahre Bildung seiner Nation gelenkt. Jener weise König pflegte das Studium der Natur, um sein Herz zu veredlen, die Mittel und Wege der Vorsehung zu erforschen und Regeln für sein Verhalten zu erlangen. Für Montezuma II. war die Natur nur ein Mittel der Förderung seiner egoistischen und ehrgeizigen Zwecke. Sie diente ihm zu Mehrung des eiteln, äußerlichen Prunkes — sein Gemüth blieb kalt, sein Geist umhüllte sich mit düsterem Aberglauben. Er durchschaute nicht mehr mit klarem Blick die Verhältnisse und Erscheinungen.

Als nun ein Feldzug des Königs, namentlich in Folge von plötzlich eintretenden kalten Stürmen unglücklich ablief, als ferner ein Erdbeben Statt fand und vollends als ein Comet am Himmel erschien, da verdüsterte sich das Gemüth des Königs. Er wendete

sich an seine Priester — sie verkündeten Unglück und schnürten durch ihre Auslegungen die Fesseln noch fester, die sie dem Geiste des entnervten Tyrannen angelegt hatten.

Mittlerweile hatte die Vorsehung den Europäern abermals den Weg durch die Wüste des atlantischen Oceans gezeigt. Christoph Colombo war **1492** in den Antillen ans Land gestiegen; **1517** landete Franz Hernandez in Yucatan; ein Jahr darauf schickte der spanische Statthalter der Insel Cuba, Diego de Velasquez, vier Schiffe mit **240** Soldaten unter Juan de Grijalva nach der mexicanischen Küste und der Statthalter der Provinz sandte genaue Abbildungen der Schiffe, der weißen, bärtigen, stahlgepanzerten Helden und ihrer Waffen an seinen Monarchen.

Montezuma erstaunte; er berief seinen Rath von **12** Personen nebst dem König von Acolhuacan zu sich. Endlich gelangte man zu der Ansicht, daß die Ankömmlinge nur die Schaar des Gottes Quetzalwatl seyn könne und daß man sie daher feierlich begrüßen und beschenken müsse. Die Gesandten des Königs fanden jedoch die Spanier nicht mehr vor; sie waren schon nach Cuba zurückgekehrt. Don Diego erhielt von ihnen für zehntausend Ducaten Goldsachen, die sie theils zum Geschenk erhalten, theils gegen werthlose Kleinigkeiten eingetauscht hatten. Er sandte daher den unterneh-

menden Ferdinand Cortez aus, der am 10. Febr. 1519 im Hafen von Ajaruco mit 11 Schiffen, 14 Geschützen, 16 Pferden, 109 Matrosen und 508 Soldaten anlangte.

Auf das erste freundschaftliche Zusammentreffen der Spanier mit den Indianern folgte, da erstere weiter ins Land eindrangen und den Widerstand der Herren des Landes nicht achteten, ein Kampf, der achthundert Eingebornen das Leben kostete. Die Spanier drangen nun ungehemmt weiter, fanden überall Goldes die Fülle und knüpften ein Bündniß mit dem Herrn von Tobasco an, ohne daß Montezuma, dessen Oberlehnsherr, deshalb befragt worden.

Der Bericht, den Montezuma über das Betragen der fremden Gäste erhielt, mußte ihm sofort über die Absicht derselben die Augen öffnen. Sie wollten vor Allem Gold, Genuß, Herrschaft. Dieß erkannten denn auch die Priester, welche Montezuma befragte, ganz richtig, und sie riethen ihm, er solle das fremde Volk ja nicht an seinen Hof lassen. Allein — dießmal folgte er dem einzig wahren Rathe nicht, sondern er zeigte, daß der Aberglaube, wie die üppige Lebensweise, die mit Hochmuth gepaarte Zaghaftigkeit ihm die Energie seiner Seele geraubt hatte.

Montezuma sendete Gesandte mit überaus reichen Geschenken an Cortez, worunter allein eine astronomi-

sche Darstellung aus Gold 10,000 Ducaten werth war. Er ließ ferner den Fremden noch mehr Geschenke verheißen, gestattete ihnen ruhigen Aufenthalt an der Küste, damit sie sich von ihren Mühsalen erholen könnten, ließ sie aber dringend bitten, den gefahrvollen Weg nach der Hauptstadt zu unterlassen.

Sind Sie nicht auch der Ansicht, meine werthe Freundin, daß Montezuma sein Heer hätte zusammenziehen müssen, um die goldgierigen, herrschsüchtigen Eindringlinge sofort bis auf den letzten Mann zu vernichten? Er hätte wenigstens den Vortheil gehabt, sich in den Besitz ihrer Feuergewehre zu setzen, mit denen er dann, wenn neue Schaaren aus Cuba herangekommen wären, denselben hätte imponiren können.

So aber zeigte er sich eben so unentschlossen, zaghaft, schwach, als Cortez mit unbeugsamem Willen jeden Vortheil benutzte und unaufhaltsam auf seiner Bahn fortschritt. Vor allen Dingen setzte er sich an der Küste fest, erwarb sich das Vertrauen der den Mexicanern unterthänigen Totonaken u. a. kleiner Staaten, welche der Tyrannei des Montezuma überdrüssig waren, nahm aber mittlerweile die überreichen Geschenke, welche der König einzusenden fortfuhr, um seine Größe, seinen Reichthum an den Tag zu legen, willig an. Bald darauf zeigte aber auch Cortez die Ohnmacht der vaterländischen Götter, indem er den Tempel

von Chempoalla in fanatischer Wuth zerstörte. Er zeigte, daß er mächtiger sey, als die Götter und deren Priester. Nachdem er an der Küste festen Fuß gefaßt, drang er mit seinem Heere und einer großen Schaar Tetonaken nach dem Innern und näherte sich der Republik Tlascala, der alten Feindin des mexicanischen Königreichs; er ward mit offenen Armen empfangen, verweilte aber nicht lange, sondern brach gar bald nach Cholula auf.

Jetzt erkannte Montezuma die ganze Größe der Gefahr, zumal da auch der acolhuanische Prätendent Ixtlilxochitl dem Cortez, als Befreier von dem mexicanischen Joche, sich freundlich zuneigte. Montezuma beschloß, den Cortez in Cholula ehrenvoll empfangen, ihn aber dann durch Verrath vernichten zu lassen. Cortez war aber viel zu umsichtig, zu schlau und zu entschlossen, als daß diese feige Maßregel ihn hätte schrecken sollen. Er trat als strafender Rächer auf und stellte ein furchtbares Blutbad an.

Montezuma fuhr fort die Götter zu befragen, er schlachtete ihnen zahlreiche Menschen, er fastete — die Götter gaben keine tröstliche Antwort, Cortez aber näherte sich der Hauptstadt; unaufhaltsam zog er mit einem tlascalanischen Heere der Hauptstadt zu, erstieg den 17,852 Fuß hohen Gipfel des Vulcanes Pohocatepeck, der für den Wohnsitz der verstorbenen Tyrannen galt.

Montezuma vernahm die Nachricht von den Fortschritten, die Cortez machte, mit Entsetzen und ließ ihm ein Geschenk von drei Millionen Ducaten anbieten, wenn er umkehren wolle. Montezumas Bruder, Cuitlahuitzin, aber trat als Mann auf und trug darauf an, den Spaniern mit gewaffneter Hand entgegen zu treten. Er ward überstimmt, und schon am 8. Novbr. 1519 hielt Cortez seinen feierlichen Einzug in der Hauptstadt des mexicanischen Reiches. Der König raffte seinen Muth zusammen, ging den Helden eine Strecke entgegen und rettete wenigstens den Schein durch ein würdevolles Benehmen, worin ihn der Prunk unterstützte, mit dem er sich umgeben. Auch Cortez zeigte sich als ritterlicher Gast. Allgemach aber trat Cortez mit seinen Forderungen vor. Der König solle sich der Krone Spanien unterwerfen, den Götzendienst aufgeben und die römischkatholische Religion annehmen. Er zeigte anfangs die größte Ehrfurcht gegen den Herrscher, bald aber ward seine Sprache bestimmter, endlich befahl er. Montezuma wurde immer zaghafter, er begab sich in den Schutz der Spanier, er ward ihr Gefangener und endlich ihr Bundesgenosse gegen sein eigenes Volk, so daß dieses in gerechter Entrüstung die Waffen gegen die Eindringlinge ergriff, deren Menschlichkeit es gar bald zu erkennen Gelegenheit

gefunden hatte. Montezuma erlebte die Katastrophe seines Reiches nicht. Er starb im Juni 1520.

Sein Bruder und Nachfolger Cuitlahuitzin trat hierauf als der entschiedene Gegner der Fremden auf und nöthigte sie, die Stadt zu verlassen. Cortez aber kehrte, nachdem er sein Heer durch 150,000 eingeborne Bundesgenossen verstärkt und nachdem Cuitlahuitzin an den Pocken verstorben, nach Mexico zurück. Am 13. August 1521 vollendete er die Eroberung der unglücklichen Hauptstadt und im Frühjahr 1525 ließ er die drei noch übrigen eingebornen Könige, die er mit sich als Gefangene führte, an einen Baum in der Provinz Acallan aufknüpfen.

Von nun an begann das Werk der Zerstörung, die Ketzermeister Dominicaner stellten sich ein, die Denkmale der Literatur und Kunst wurden vernichtet, die edlen Familien des Landes zu Tode gemartert, spanische Abentheurer überschwemmten das Land, sie schleppten das Gold nach Europa und das so gesittete Amerika ward der jammervolle Schauplatz europäischen Uebermuthes.

---

## Siebzehnter Brief.

Wenn wir, meine werthe Freundin, den Zustand der mittelamerikanischen Reiche bei der Ankunft der Spanier betrachten, so bemerken wir eine gewisse naturgemäße Harmonie in den Theilen dieser Volks- und Staatskörper. Die Sitten entsprachen den Gesetzen, beide aber waren nur die geordneten Neigungen der Nation, sie dienten ferner dazu, sie zu veredeln und das Rohe daraus zu entfernen. Die Institutionen des öffentlichen Lebens entsprachen denen des Privatlebens, so wie sie auch unter einander in Uebereinstimmung waren. Die Verwaltung des Staates war vortrefflich in Ordnung, der Wohlstand des Volkes bis in die Zeiten des Montezuma blühend. Durch seinen Aufwand brachte er Armuth in die niedern Schichten der Bevölkerung, wie er durch seinen Ehrgeiz und die dadurch veranlaßten Kriege Elend über die entfernten Nationen brachte. Indessen, wäre die fortschreitende nationelle Civilisation nicht so gewaltsam unterbrochen worden, so würde sich das mexicanische Reich allgemach zu einem großen Ganzen abgerundet haben, die Staatsformen würden sich weiter entwickelt haben, vor Allem aber würden jene abscheulichen Menschenopfer doch mit der Zeit abgeschafft worden seyn, die die Könige zu immer neuen Kriegen anreizten. Auf den übermüthi-

gen und abergläubigen Montezuma würde ein weiser und kräftiger Fürst gefolgt seyn; denn wir können es wohl als einen geschichtlichen Erfahrungssatz hinstellen, daß die Grundsätze und Richtung eines Königs sich nur in sehr seltenen Fällen bei seinem Nachfolger in gleicher Maße wieder finden, ja daß sie nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge meist einen wirklichen Gegensatz zu denselben bilden. Und in der That zeigte sich der muthmaßliche Nachfolger Montezuma's II. Cuitlahuitzin als ein bei weitem kräftigerer und männlicherer Fürst.

Wollen Sie Sich aber eine Vorstellung machen, zu welcher Stufe der Gesittung und Bildung das mexicanische Volk sich aus sich selbst hätte entwickeln können, wenn es in seinem Lebenslaufe nicht gewaltsam unterbrochen worden wäre, so treten Sie mit mir zu einer nähern Betrachtung des alten Aegyptens. Schon wenn Sie vor die riesigen Bände der von Napoleon veranlaßten Beschreibung von Aegypten oder Rosellini's Denkmale von Aegypten und Nubien treten, erweckt der Anblick der dort abgebildeten bunthäutigen Menschen, die fast nackend gehen, des vielfach gefärbten Hals- und Kopfschmucks, der Federwedel, der Tänzer und Gaukler, die Tracht der Könige, der Priester und Krieger, dann aber auch der Pyramiden, Tempel und andern Baulichkeiten die Erinnerung an derartige

Sachen und Bilder, die Sie aus Amerika gesehen haben. Sie bemerken aber auch sofort, daß diese ägyptischen Gestalten bei weitem mehr entwickelt, mehr durchgebildet erscheinen.

Dieß findet nun allerdings schon einige Erklärung durch die örtliche Lage, welche Mexico und Aegypten auf der Erde gleichmäßig unter einem milden Himmel, an dem mit Palmen umkränzten Spiegel eines Binnensees und eines großen Stromes einnehmen; die Naturerzeugnisse beider Länder erscheinen ebenfalls in gleicher Fülle und in ähnlichen Gestalten. Wesentlich ergänzt und erhärtet wird diese Erklärung durch den geschichtlichen Gang der beiderseitigen Völker. In Aegypten findet sich in der Urzeit eine passive, und zwar eine schwarze Urbevölkerung, wie sie in den amerikanischen Ländern ebenfalls vorhanden; unter diese passive Bevölkerung traten, eben so wie in Amerika, active, aus dem Morgenlande stammende, Einwanderer. Isis und Osiris treten als Kinder des Lichtes im Nilthale auf, wie auch als solche in Amerika die Yncas und Tolteken erschienen waren. Durch freundliche Belehrung und stetes Beispiel führten sie die Menschen einer höhern Gesittung zu; sie fanden bei ihrer Ankunft im Nilthale die Bevölkerung auf der niedern Stufe der Bildung, in einem gegenseitig feindseligen Zustande, als Jäger, als Fischer, ja als Menschenfresser (s. C.-G. V. 460).

Sie waren es, welche das Familienleben und die Ehe begründeten, den Ackerbau lehrten, nützliche Kenntnisse und Fertigkeiten verbreiteten und die Grundlage der nachmaligen Staatseinrichtungen herstellten.

Aus diesen Anfängen entwickelte sich im alten Aegypten ein Volks- und Staatsleben, eine sittliche und wissenschaftliche Bildung, eine Religion und Kunst, die, allerdings durchaus nicht immer auf friedlichem Wege, sich über die Völker des europäischen Alterthums verbreitete und die in ihren Wirkungen noch heutiges Tages nicht ganz erloschen ist.

Die Ehe und das Familienleben der alten Aegypter zeigt uns überaus freundliche Formen. Der Mann steht als das Haupt der Familie da, die Frau aber ist seine hochgeehrte Gefährtin, der er bei dem Abschluß der Ehe die Herrschaft über das Haus übergab und sie so als die Herrin desselben anerkannte. Wie bei den Mexicanern, wie noch heute im ganzen Morgenland, wie im alten Griechenland und Rom hatte aber nächstdem der Mann das Recht, außer der eigentlichen Herrin des Hauses sich eine oder mehrere Nebenfrauen zu halten, eine Einrichtung, die freilich mit unseren Sitten nicht ganz übereinstimmt und die auch bei Ihnen lebhaften Widerspruch finden wird. Bei geschichtlichen Betrachtungen läßt sich nun aber freilich nichts Anderes thun, als das eben Vorhandene hinnehmen, wie es einmal ist.

Die Hausfrau ordnete nun die Geschäfte und Einrichtung des inneren Hauswesens, welches, wie aus den Nachrichten der griechischen Schriftsteller und der ägyptischen Denkmale erhellt, überaus freundlich und behaglich beschaffen war. Die Wände und Fußböden erglänzten in heiteren Farben, die Geräthschaften, wie Tische, Stühle, Schränke waren sauber, zierlich und zweckmäßig; die Räume waren mit schöngeschnitzten Gestellen, bunten Gefäßen und duftenden Blumen ausgeziert. Die Frauen versorgten den Mann mit der einfachen, leichten Kleidung.

Den Frauen lag zunächst ob, für die erste Erziehung der Kinder zu sorgen und ihnen die ersten Begriffe der Sittenlehre, der Dankbarkeit und Ehrfurcht gegen die Eltern, die Obrigkeit und die Gottheit einzuprägen, vor Allem aber sie zu nützlicher Thätigkeit zu gewöhnen. Die alten Aegypter waren nicht minder fleißig und betriebsam, als die alten Mexicaner. Die Arbeiten, die uns von ihnen in den Grabstätten noch erhalten sind, wie die Kleiderstoffe, Sandalen, Werkzeuge, Schmucksachen, zeigen jene Nettigkeit und Vollendung, welche stets eine Folge der Freude an der Arbeit und der Liebe ist, womit sie ausgeführt wurde, die aber niemals bewirkt wird, wenn der Arbeiter lediglich den daraus erfolgenden Geldgewinn im Auge hat. Sieht doch stets ein geüb-

tes Auge es der Erfüllung einer Pflicht, einer sittlichen Handlung, der Beschaffenheit einer Arbeit, eines Kunstwerkes, einer Schrift an, ob Freude und Liebe zur Sache oder Eigennutz und Geldgewinn die Haupttriebfeder dabei gewesen.

Betrachten Sie die Flechtwerke, die Gewebe der alten Aegypter, ihren feinen, aus 365 Fäden bestehenden Zwirn, ihre Bänder, welche auf den Quadratzoll 152 Fäden Aufzug und 71 Fäden Einschlag zeigen. Betrachten Sie in Rosellini's Prachtwerke die reichen mit Stickerei versehenen Stühle und Sessel, die Prachtgefäße, vor Allem aber die Abbildung der Landhäuser und Gärten und Sie werden gestehen, daß diese alten Aegypter es gar wohl verstanden, sich das Leben auf das zierlichste und anmuthigste auszuschmücken.

Im alten Aegypten gab es, die Buchdrucker, Wanduhren- und Pulverfabrikanten ausgenommen, ziemlich alle Gewerbe, welche wir noch heutiges Tages bei uns finden; es gab, wie wir aus den Denkmälern ersehen, wo sie in den ihnen eigenthümlichen Beschäftigungen abgebildet sind, Schmiede, Metallgießer, Goldarbeiter, Spinner, Weber in Linnen, Thier- und Baumwolle, Seiler, Bandmacher, Gürtler, Färber, Gerber, Schuster, Schneider, Stellmacher, Federschmücker, Wagner, Tischler, Anstreicher, Maurer und Zimmerleute, Töpfer, Glasmacher, so wie für Handel und

Verkehr Kaufleute und Händler aller Art. Diese hatten ihre Werkstätten und Aushängeschilde. Es gab ferner Weinküper, Fleischer, Bäcker, dann aber auch Papiermacher, die mit ihren Familien fleißig arbeiteten.

Der Fischfang beschäftigte viele Menschen, die Jagd war mehr eine Ergötzlichkeit der Vornehmen, die Viehzucht blühete namentlich in den niederen Gegenden. Der Ackerbau war dagegen die Grundlage der ganzen Volkswohlfahrt und der Nilstrom die kräftigste Unterstützung dafür. Wir finden daher auch in den Denkmalen die landwirthschaftlichen Beschäftigungen mit großer Sorgfalt und Ausführlichkeit dargestellt; ersehen aber auch daraus, daß im eigentlichen Mittelägypten die Viehzucht nur als Nebenzweig der Landwirthschaft betrieben wurde, und daß die Zucht der Gänse und Hühner der am meisten gepflegte Theil derselben war. Gänsebraten war das Lieblingsgericht der höhern Classen; die Hühner aber wurden in künstlichen Brütöfen aus den Eiern zum Leben gebracht.

Das Familienleben wurde vom Staate stets berücksichtigt, und namentlich durch die Einrichtung um so inniger gemacht, daß der Sohn das Gewerbe des Vaters ergriff, er erbte mit dem Besitzthum und Werkzeug auch die Kenntnisse und Erfahrung des Vaters und hatte dadurch, daß er schon frühzeitig der Gehülfe desselben wurde, Gelegenheit, sich die nöthige

Fertigkeit leicht anzueignen. Nach des Vaters Tode sah er sich im Besitz der wohleingerichteten Werkstätte und der gesammten hierher gewöhnten Kundschaft. Diese Kundschaft aber gab den Familien einen sichern, selbstbewußten Halt, Zufriedenheit und Liebe zur Heimath. Wir dürfen uns jedoch dabei kein starres Kastenwesen denken, welches den Menschen an die Scholle bannt. Wurde auch in der Regel der Sohn, und der älteste wohl stets, der Erbe und Nachfolger des Vaters, so stand dem jungen Aegypter doch auch, wenn er nur sonst Talent dazu entwickelte, der Weg zum geistlichen und weltlichen Staatsdienst offen.

Das Familienleben wurde ferner gehalten durch den eigenthümlichen Todtencultus, den wir in ganz Aegypten finden. „Ehre Vater und Mutter,“ war die erste Lehre, welche im Herzen des jungen Aegypters erweckt wurde; „ehre auch die Großeltern und deren Vorfahren, auch wenn sie schon längst verstorben seyn sollten,“ war eine natürliche Folge jener ersten Lehre. Man bewies daher den verstorbenen Familienmitgliedern eine Aufmerksamkeit und ihrer sterblichen Hülle eine Pflege, die mit den so heitern Formen des geselligen Lebens in seltsamem Widerspruch zu stehen scheint, die aber durchaus nicht das Düstere hatte, das in vielen europäischen Gegenden die Todten umschwebt.

So wie ein Familienglied seine Seele ausgehaucht hatte, überließen sich die Hinterlassenen ganz dem Schmerze; sie stürzten auf die Straße, klagten laut und weinten. Dann aber übergaben sie den Leichnam den Balsamirern, die ihn nun je nach den Mitteln der Familie in mehr oder minder kostbarer Weise zubereiteten und der Auflösung dadurch entzogen. Sie haben ja ägyptische Mumien gesehen mit den sorgfältigen Umhüllungen. Sie kennen die vergoldeten Gesichter, die schön bemalten Hüllen, die fleißig geschnitzten Särge derselben. Das wüste Gebürge, durch welches der Nilstrom sich seinen Weg nach dem Mittelmeere gebahnt hat, das jeder landwirthschaftlichen Bearbeitung die größten Hindernisse entgegensetzt, benutzten die alten Aegypter zu der Aufbewahrung ihrer Todten. Die Priesterschaft besaß jene Steinwüste eigenthümlich und ließ durch die Künstler, die ihrem Schooße angehörten, in die Felsenlager zierliche Gemächer einhauen, die Wände mit Kalkmörtel auskleiden und daselbst in vertieften buntbemalten Umrissen Handlungen und Vorfälle darstellen, wie sie das Leben des Handwerkers, Landwirths, des Kriegsmannes oder Staatsbeamten, im geistlichen oder weltlichen Fache, darbot. Ueber diesen dem Aufenthalt der Todten bestimmten Grüften bauten sich wohlhabende Familien niedliche Häuser oder Zim-

mer, vor denen zum Theil Gärtchen angebracht wurden. Hier versammelten sich die Verwandten an den Geburts- und Sterbetagen der Abgeschiedenen und ehrten das Andenken derselben in angemessener Weise. Sie brachten ihnen mancherlei Gaben und Opfer dar und blieben so in fortgesetztem Verkehr mit ihnen. Ja durch diese Todtenstätten ist das alte Aegypten bis auf den heutigen Tag mit der Nachwelt in Beziehung geblieben. Wir ersehen aus diesen wohlerhaltenen Darstellungen die Formen ihres häuslichen, wie ihres öffentlichen Lebens, wir finden namentlich in den reichgeschmückten Königsgräbern die Gesichtszüge, die Tracht, die Geräthe, die Waffen der alten Aegypter, und diese Bilder werden, wenn auch die Grüfte selbst von den gelehrten oder habsüchtigen Reisenden ämsig ausgemeiselt werden, wenigstens noch lange in den Werken der französischen Reisegesellschaft, Rosellini's und der übrigen Reisenden sich erhalten. Allerdings werden in neuester Zeit alljährlich viele hundert Mumien aus ihren heimischen Schlafstätten gerissen, ihrer Hülle entblöset und als — Färbestoff in Kisten nach Triest geschafft, um von da in den Manufacturen von Europa nützlich verwendet zu werden. Die liebevolle Sorgfalt, welche die Alten ihren Verwandten widmeten, hat indessen doch Jahrtausende die Mumien geschützt. Wohl denen, welche in den Museen Europas eine sichere Freistätte gefun-

den haben. Sie werden wenigstens so lange daselbst sicher ruhen, bis auch über Europa jene Barbarei hereinbricht, als deren Vorläufer wir die Anfänge der Entsittlichung und der Zersetzung der gesellschaftlichen Verhältnisse leider betrachten müssen.

---

## Achtzehnter Brief.

Gewiß, liebe Freundin, eine Cultur, welcher das sittliche Element fehlt, ist eine Cultur, die auf sehr schwachen Füßen steht! Wann sanken die großen Staaten am Euphrat? wann stürzte das römische Staatsgebäude zusammen? Nicht eher, bis Zucht und Sitte aufhörten! Wer stürzte die alten Reiche? Die germanischen, sittenreinen Völker, denen die Römer an Kenntnissen, Kunstleistungen, Gelehrsamkeit, kurz in jeglichem Fache der Cultur weit überlegen waren. Sobald die Familienbande gelöset sind, lösen sich auch die der Gesellschaft. Die Frauenemancipation, der Communismus — Gott sey Dank, daß wir für diese Verrücktheiten keine deutschen Worte haben, sind nur die Vorläufer von Ereignissen, die unsere Staaten, unsere Cultur auflösen werden. Wenn im alten Rom oder am Hofe Ludwigs XIV. nur die Wohlhabenden

von dem naturgemäßen Lebensgange sich entfernten, so trafen die Folgen auch nur jene entsittlichte Aristokratie; das Volk selbst bildete einen guten Kern; die Burgen zerfielen in Trümmer, aber die Hütten der friedlichen Landleute bestanden fort. Nun aber denken Sie Sich, wenn auch die Häuser der Bürger, die Hütten der Landleute zerfallen!

Doch warum immer tadeln, immer klagen. Enteilen wir ins alte Aegypten, wo sich uns erfreulichere Erscheinungen darbieten. In den Darstellungen der Todtendenkmale finden wir oftmals Bilder aus dem geselligen Leben der Aegypter; wir sehen hier Gesellschaften von Freunden versammelt, welche sich um wohlbesetzte Tafeln gereihet haben; die Diener bringen Wein herbei; daneben stehen Sänger und Musiker, es erscheinen auch Tänzerinnen, welche die von den Sängern vorgetragenen Erzählungen verkörpert darstellen; wir bemerken ferner Männer und Frauen, welche allerlei künstliche Stellungen, allerlei Geschicklichkeiten, wie Ballspiel, Luftsprünge und andere Kunstfertigkeiten entwickeln und den fröhlich Versammelten mannichfache Augenweide gewähren. So ergötzte man sich in den Familien, und wir finden, daß die Frauen immer Antheil an derartigen Vergnügungen nahmen. So feierte man Geburtstage und andere freudige Begebenheiten. Allein — öffent-

liche Orte, Wirthshäuser, wie sie in Europa seit dem dreißigjährigen Kriege erscheinen, kannte jene alte Zeit gar nicht.

Ja, ja, ich sehe schon, wie Sie mit der Hand winken, das Wort öffentliche Orte klingt Ihnen wie das Zeichen zu einem Strome von unangenehmen Betrachtungen. Ich schweige schon und breche ab. Das öffentliche Leben des alten Aegyptens aber beruhete auf einer naturgemäßen Gliederung des Volkes. Die unterste Schicht desselben bildeten die Ueberreste der passiven Bevölkerung, die als Hirten in den niederen Gegenden des Landes lebten; die abgelegene Gegend, welche sie bewohnten, erschwerte ihren Antheil an den Segnungen der Cultur, welche den höhern Ständen entsproßten. Sie waren übrigens freie Leute, denn die Sclaven der Aegypter bestanden meist aus den Negern, die man als Dienstboten einführte oder, als noch Kriege mit dem Auslande Statt fanden, aus Kriegsgefangenen. Letztere, so wie Aegypter, die sich schwerer Verbrechen schuldig gemacht, mußten in den Bergwerken arbeiten.

Die Classe der Schiffsleute und Lastträger war etwa in derselben Stellung wie in unseren größeren Städten die Tagearbeiter, Handlanger und Packträger. Ihre unstäte Lebensweise, die schwere Arbeit, die sie

verrichteten, erhielt sie natürlich auf einer niederen Bildungsstufe.

Die Landleute standen schon auf höherer Stufe, sey es nun, daß sie auf Staatsgütern als Erbpachter oder als Verwalter ihren Lebensunterhalt erwarben; sie blieben in näherem Verkehr mit den Priestern, mit dem Adel, der auf dem Lande anmuthige Besitzungen hatte. Selbständige, Grundeigenthum besitzende Bauern, wie sie bei uns seit Abschaffung der Leibeigenschaft vorkommen, gab es im alten Aegypten nicht.

Die Classe der Handwerker bildete die wesentliche Bevölkerung der Städte, und die Vortheile, die sie hier genossen, hielten sie fest. Sie erfreuten sich eines gewissen Wohlstandes und waren fleißige, ordnungsliebende Leute. Zu ihnen gehörten alle Diejenigen, die nicht im Staatsdienst waren, also alle Künstler, Gewerbtreibende, Kaufleute; sie genossen in der Jugend einen zweckmäßigen Unterricht in den von der Priesterschaft unterhaltenen Schulen. Sie standen namentlich als Maurer, Steinmetzen, Maler, in näherem Verkehr mit der Priesterschaft und führten die Bauten derselben aus.

Wir können die von uns bis jetzt betrachteten Stände der Fischer, Hirten und Handwerker als das eigentliche, nach seiner Lebensweise gegliederte Volk

betrachten. Auf den Denkmalen erscheint dieses Aegyptervolk als ein wohlgebauter, kräftiger Menschenschlag mit rother Haut und dem eigenthümlichen Gesicht, mit kurzer, übrigens wohlgeformter Nase und vollen Lippen. Es sind Gestalten, wie sie aus der Mischung der activen hochasiatischen Rasse mit der passiven Urbevölkerung Afrikas auch in Amerika hervorgehen.

In der gesellschaftlichen Ordnung des ägyptischen Volkes aufwärts treffen wir den von eingewanderten activen Schaaren abstammenden Adel, der sich in zwei Abtheilungen, die weltliche, die Krieger, und die geistliche, oder die Priester und Staatsbeamten, sonderte. Er ergänzte sich fortwährend durch die talentvollen Jünglinge der vorherigen Classe des Volkes und war nächst dem Könige der Inhaber des Landes. Der ganze Grund und Boden des heiligen Landes Aegypten war nämlich in drei Theile geschieden; den ersten besaß der König, den zweiten die Priesterschaft und den dritten die Kriegerkaste, die im Ganzen nicht über 400,000 Mann stark war und in Unterägypten, also an der Gränze gegen die schweifenden Beduinen ihre Standquartiere hatte. Abtheilungen davon waren als königliche Leibwache und als Besatzungen in Ober- und Mittel-Aegypten verwendet.

Um so zahlreicher war die Priesterkaste, welche alle Staatsämter besetzte, den Dienst in den Tempeln

besorgte und in welcher sich die ganze Cultur des Volkes concentrirt hatte.

Die höchste Stelle nahm der König ein, der Mitglied der Priesterkaste seyn mußte, wie es auch im alten Mexico der Fall war.

Wir haben hier, meine verehrte Freundin, ein sehr wohlgegliedertes Ganze vor uns, das in der langen Dauer seines Bestehens den besten Beweis seiner Zweckmäßigkeit liefert. Denken Sie Sich aber nicht etwa das Kastenwesen des alten Aegyptens als etwas auf einmal oder künstlich Gemachtes; es ist ein Werk des Volkslebens und auf demselben der Natur angemessenen Wege entstanden, wie etwa die chemischen Cristallisationen. Jeder irdische Stoff trägt die Nothwendigkeit seiner Gestalt in sich, eben so wie jeder Gedanke sich in diejenigen Worte gliedert, die zur Darstellung desselben nothwendig sind. Die active Masse trat unter die passive Urbevölkerung, deren am wenigsten begabte Mitglieder sich scheu vor ihr in die entlegenen Theile des Landes zurückzogen. Ein anderer Theil der Bevölkerung schloß sich an die Einwanderer an, förderte ihre Zwecke und vermischte sich mit ihnen.

Sie dürfen auch ferner nicht glauben, daß diese Kasteneintheilung jene starre unübersteigliche Gränze zwischen den verschiedenen Theilen der Bevölkerung zog, wie dieß bei den Hindu in deren gegenwärtigem Verfall

gefunden wird. Ich habe Ihnen schon bemerkt, daß die oberen Kasten sich aus dem Volke ergänzten, daß die Priester, welche den Volksunterricht leiteten, talentvolle Jünglinge bei sich aufnahmen, daß sie geschickten und fleißigen Künstlern und Handwerkern näheren Zutritt bei sich gestatteten, daß sie durch Beamtung, durch Heirath die besten Kräfte, die sich beim Volke kund gaben, an sich banden, daß sie also fortwährend frische, junge Kräfte ihrem Körper zuführten. Heirathete doch Joseph, Jacobs Sohn, die Tochter eines Oberpriesters und gehörte doch dieser Joseph nicht einmal dem ägyptischen Volke an. Der Priester oder der Krieger sah nicht mit übermüthigem Stolze auf den Mann aus dem Volke, er dünkte sich nicht für besser, er bildete daher nicht jenen exclusiven Adel, der, wenn die Staatsbande sich lösen, wie in Frankreich zur Zeit der Revolution, durch das aufgebrachte Volk um Leben und Besitzthum gebracht wird. Die ägyptische Priesterschaft bemühte sich vielmehr, das Volk sorgfältig in nützlichen Kenntnissen zu unterrichten, es über seine Pflichten zu belehren und dasselbe sittlich auszubilden. Auf den den Leichnamen beigegebenen Bilderrollen ist mehrfach das Gericht dargestellt, welches der Todtenrichter Osiris nebst seinen Beisitzern über die Seele des Verstorbenen hält. Sie erblicken eine Waage, auf der einen Schaale ist die Statue der Mo, der Gerechtigkeit gesetzt, d. h. Osiris wird ganz unparteiisch sein

Urtheil sprechen; auf der andern Schaale bemerken Sie das Gefäß, worin bei der Balsamirung das Herz des Verstorbenen verschlossen worden und auf welchem noch zu mehrer Deutlichkeit das Wort Herz geschrieben steht; damit aber ist angedeutet, daß Osiris und die bei der Waage beschäftigten Anubis, Thot und Horus nur die Gesinnung, die Absichten in Betracht ziehen und darnach Lohn oder Strafe des verstorbenen Menschen einrichten werden, daß sie die scheinbar herrlichsten Thaten desselben nicht berücksichtigen werden, wenn sie nicht in guter Absicht unternommen worden. Die Todtenrichter sehen nur das Herz an — vor ihrem Scharfblick zerrinnt jede gleißnerische, heuchlerische Handlung — vor ihrem Throne wird die unterdrückte Tugend, das verkannte Verdienst Gerechtigkeit finden.

Sie ersehen daraus also, daß die ägyptische Priesterschaft sich durchaus nicht den Göttern gleich stellte, daß sie durchaus nicht selbst das Richteramt übte, sondern daß sie dem Volke nur als leitender, rathender Freund zur Seite stand. Daher besaß sie denn auch das vollste Vertrauen der gesammten Bevölkerung.

Der König war der oberste Wächter über das Gesetz und als solcher auch von irdischem Glanze umstrahlt. Die Lebensweise wie die Handlungen des Königs waren durch genaue Vorschriften geleitet. Seine nächste Umgebung bestand aus hochgebildeten, wohlgesitteten Söh-

nen der angesehensten Beamten. Alle Stunden des Tages waren genau eingetheilt und Vorschriften über deren Verwendung vorhanden. Der König mußte früh aufstehen und vor Allem sich sofort an die Arbeit begeben, die aus allen Theilen des Reiches eingegangenen Berichte lesen und seine Entscheidung abgeben. Darauf mußte er, nachdem er sich gewaschen, ein prachtvolles Kleid anlegen und sich zum Opferaltar begeben, wo die Priester ihn an seine Pflichten ermahnten, seine Tugenden belobten und zuletzt auf alle Vergehungen einen Fluch legten. Nach dem Opfer verlas der Staatsschreiber nützliche Rathschläge und die Thaten berühmter Männer. Durch diese täglich wiederholten Ermahnungen fand eine stete Anregung zu einer gesetzmäßigen Handlungsweise Statt. Nächstdem trug auch die Lebensweise des Königs viel dazu bei, ihn auf gutem Wege zu erhalten. Der König genoß nur ganz einfache Nahrungsmittel, meist Kalb- oder Gänsefleisch, vom Weine aber nur ein vorgeschriebenes Maaß; die ganze Lebensweise war überaus einfach und den Vorschriften der Diätetik gemäß. Alles war so geordnet, daß der König sich nie den Aufwallungen seiner menschlichen Leidenschaften überlassen konnte; überall umgab ihn das Gesetz, welches verlangte, daß der König dem Volke ein Vorbild und Muster aller Tugenden seyn sollte.

Nichts glich aber auch der Verehrung und Liebe,

welche das ägyptische Volk seinen Königen zollte. Wenn der König starb, fand eine allgemeine Landestrauer Statt und ganz Aegypten glich dann einem Trauerhause; die Trauerzeit währte zwei und siebenzig Tage. Nach Ablauf dieser Zeit fand, wie bei jedem Aegypter, das öffentliche Todtengericht über den königlichen Leichnam Statt. Die Priester erzählten seine Thaten und lobten seine Regierung vor dem zahlreich versammelten Volke, das freudig einstimmte, wenn diese eine segensreiche gewesen, das aber auch die Priester überschrie, wenn sie die übeln Thaten des Verstorbenen bemänteln wollten. Durch diese Volksstimme sind mehrere Könige um ein glänzendes und ehrendes Begräbniß gebracht worden.

Sie sehen also den königlichen Hof als den Sitz der Ordnung, der Arbeit, der Tugend, als den Glanzpunkt und die Spitze der gesammten Volksbildung, wie denn auch die in der Mitte der Tempel liegende Königsburg das herrlichste weltliche Gebäude des Landes war; hier sah man große, schön gemalte Hallen, prachtvolle Säulengänge, die Standbilder der Könige und an den Wänden die Abbildung ihrer Thaten, die ihren Nachfolgern steten Anreiz zur Nachahmung gewährten.

Die Arbeit des Königs bestand vornehmlich in der Handhabung der Gerechtigkeit und der Ueberwachung der Beamten, welche die Pflicht hatten, das Volk glücklich

zu machen. Das ganze Land war in Bezirke getheilt, welche ihre Vorsteher und Unterbeamten hatten. Die Abgaben waren mäßig, die Personalleistungen überstiegen nicht die Kräfte des Volkes, das seinen Geschäften ungehemmt nachgehen konnte. Das Volk war, dem Beispiele des Königs und der Beamten folgend, überaus arbeitsam und fleißig. Das Land war sorgsam angebaut, reger Verkehr herrschte auf Straßen und den zahlreichen Canälen. Nach Außen, namentlich nach der Seeseite und der Wüste, wo die Beduinen schwärmten, schloß man sich sorgfältig ab. Der Verkehr war nach Innen gerichtet. Mit Innerafrika stand man durch Caravanen in Verbindung. Die alten Herrscher Aegyptens erkannten gar wohl die Wahrheit des Satzes, daß nur ein wohlhabendes Volk ein glückliches, daß nur ein glückliches und zufriedenes Volk ein gehorsames ist. Sie förderten daher den Wohlstand auf alle Art, durch Anlegung von Canälen, durch Herstellung von Vorrathshäusern, wo für die Zeit der Noth Lebensmittel und andere Bedürfnisse aufbewahrt wurden, dann aber auch durch Verbreitung nützlicher Kenntnisse. Im alten Aegypten konnte Jedermann lesen. Aegypten galt bei den Völkern der griechischen Welt für das glücklichste Land der Erde, für den Sitz jeglicher Gesittung und Weisheit.

Der Handhabung der Rechtspflege war große Sorgfalt zugewendet; die Gesetze Aegyptens wurden bei den

Alten für die beßten anerkannt. Ein Gesetzbuch von mäßigem Umfange, gegründet auf die einfachen Lehren der Moral, war der Anhaltepunct der Richter. Diese Gesetze wurden aber mit unerbittlicher Strenge gehandhabt. So stand z. B. Todesstrafe darauf, wenn Jemand es versäumte, zu der alljährlich bestimmten Zeit beim Kreishauptmann zu erscheinen und seinen Namen behufs der Volkszählung aufschreiben zu lassen und seinen Erwerbszweig anzugeben.

Das Land war in Gerichtsbezirke getheilt; aus den berühmtesten Städten waren dreißig der vorzüglichsten Männer erwählt, welche das große Oberlandesgericht bildeten und die aus ihrem Schooße einen Vorsitzenden ernannten. Die Klagen wurden schriftlich eingereicht, wie denn auch die Vertheidigung des Beklagten schriftlich abgefaßt seyn mußte.

Eine uns sehr befremdende Einrichtung ist der Oberaufseher über die Diebe, bei welchem jeder Dieb sich melden mußte. War nun Jemand bestohlen worden, so wendete er sich schriftlich an den Oberdieb und erhielt gegen Erlegung des vierten Theils der entwendeten Sachen sein Eigenthum zurück. Diese Einrichtung aber dient uns zum Beweis, daß die alten ägyptischen Gesetzgeber alle menschlichen Mängel, alle Leidenschaften, also auch Fahrlässigkeit, List und Habsucht in Betracht gezogen und dadurch, daß sie dieselben mit der Ordnung

des Staates in Verbindung gebracht, für die Gesellschaft unschädlich zu machen verstanden.

Die Strafen der Aegypter bestanden in Prügeln, Strafarbeit und Verbannung, sowie in der Todesstrafe. Einsperrung zum Müssiggang scheint ihnen nicht zweckmäßig geschienen zu haben. Gegen Frauen zeigte das Gesetz gebührende Rücksicht.

Ich bemerkte Ihnen schon, daß die alten Aegypter sich gegen das Ausland sehr abschlossen. Der ägyptische Staat glich in seiner Verfassung einer großen Familie, deren Mitglieder in einem naturgemäßen Verhältniß zu einander stehen. Der Fremde, der sich hier eindrängt, bringt Störung der hergebrachten Ordnung hervor. Bei ihm zu Haus ist Alles anders, seine Ansichten, seine Sitten weichen ab, Manches ist besser bei ihm, Anderes scheint es nur zu seyn, weil die Verhältnisse andere sind. Der Fremde bringt den Keim der Unzufriedenheit. Aus dieser Ansicht entstand die Absperrung der alten Reiche. Als jedoch mit der Zeit der Andrang der Fremden, namentlich der Griechen nach Aegypten immer mehr zunahm, wies Amasis denselben die Stadt Naukratis am kanobischen Nilarme zum Aufenthalt an. Reisen in's Ausland waren den Aegyptern nur ausnahmsweise und unter erschwerenden Bedingungen gestattet. Wir dürfen an diese Abschließung jedoch durchaus nicht den Maaßstab unserer kosmopolitischen Ideen anlegen;

Aegypten, so lehrt uns die Erfahrung, entwickelte sich in seiner Abgeschlossenheit ganz aus sich selbst; alle Augenzeugen der alten Welt priesen das Land als ein glückliches und zu diesem Glück, zu dieser Zufriedenheit, zu diesem Behagen trug die Abhaltung fremdartiger Lebensbedingungen wesentlich bei. Aegypten bietet das Bild jener durch sich selbst beglückten, fern von der großen Welt lebenden Familien dar, die bei uns immer seltener werden.

---

## Neunzehnter Brief.

Sie haben schon oft bemerkt, meine theure Freundin, daß alle Werkzeuge, alle Hausgeräthe, die aus der vaterländischen Vorzeit auf uns gelangt sind, nicht allein durch die Schönheit der Form, den Reichthum der Verzierungen, sondern vor Allem durch die Tüchtigkeit der Arbeit unser Herz mit freudigem Behagen erfüllen. Diese Tüchtigkeit der Arbeit zeigt uns deutlich, daß ihre früheren Besitzer jene Hausgeräthe nicht für den Schein, für leeren Prunk, sondern für den eigenen dauernden Gebrauch, für Kind und Kindeskinder erwarben. Eben so bequem und für das eigene Bedürfniß waren die Wohnhäuser eingerichtet. Ich erinnere mich noch mit

Freuden des uralten Eckhauses meiner Großeltern, worin ich drei Jahre meiner Jugend zugebracht habe. Auf einer allerdings nicht sehr hellen Treppe stieg man zu einem großen, von zwei auf den langen schmalen Hof gehenden Fenstern abenteuerlich beleuchteten Vorsaal, auf welchen sämmtliche Stubenthüren mündeten. Ueber den Thüren hatte sich der Urgroßvater allerlei wohlschmeckende Gerichte, wie Braten, welche Ehrenwachen von schönen Weinflaschen hatten, frischgeschossenes Wildbrät, prächtige Früchte, schöne Blumen abmalen lassen. Eine ehrwürdige Patina saß auf diesen Bildern. Von der durch die Zeit gebräunten Balkendecke hing eine Seejungfrau herab, die in ihren kräftigen Armen Lichttüllen hielt. Unten am Boden standen alte große Truhen mit tüchtigen, schöngearbeiteten Schlössern. Eine Treppe führte von hier in das zweite Gestock. Aus dem Vorsaal trat man in die Zimmer; sie hatten schöne Gypsdecken, reinliche weiße Kachelöfen, blankgebohnte Schränke und wasserhelle Spiegel in sauberen Rahmen mit stattlichen Seidenbandschleifen. In einem der Zimmer saß am Sonntagvormittag der gute Großvater, ein schöner, ehrwürdiger, alter Herr mit schneeweißgepudertem Haar und ansehnlichem Zopf, und rauchte sein Pfeifchen. Wir Enkel nahten ihm ehrfurchtvoll und küßten seine schöne weiße Hand, worauf er uns, zum Guten ermahnend, einen Groschen überreichte. — Wenn nun auf der Straße

russische und östreichische Wagenburgen, die langen Züge der Cosaken, oder die preußischen Landwehrcolonnen vorüberzogen, wenn die Trommeln rasselten, die Commandowörter schallten oder die Leichenzüge der am Nervenfieber Gestorbenen vorüberschlichen — uns Kindern war es in dem alten, großen Hause, bei Großeltern, Oheim und Muhme doch überaus behaglich und glücklich waren wir, trotzdem, daß mit unerbittlicher Strenge jede Verrichtung, jedes Geschäft seine unabänderliche Zeit hatte. Das Leben floß in stiller Ordnung heiter und zufrieden an uns vorüber. Weit hinten im Hofe waren aber Zimmer für die Einquartierung; wir liefen wohl dahin, um die russischen Gesichter, die juchtenen Gamaschen, die blanken Gewehre zu betrachten — allein in das eigentliche Familienhaus hatte kein fremder Soldat Zutritt.

Wie ist es jetzt? In dem auf Speculation gebauten, tageshellen engen Raume wohnt die Familie zur Miethe, zieht aller drei Jahr aus, wechselt eben so oft die Hausgeräthe, weil sie nicht länger halten, und kommt eigentlich nie recht zur Ruhe. Ich weiß es recht wohl, daß ich mit meinen Ansichten, meinem altfränkischen Hausrath, meinem im Lande erbauten Tischwein — außerhalb der Mode stehe.

Doch lassen wir Jedem seine Weise. Dasselbe Behagen, dieselbe Befriedigung, welche die Erinnerung an derartige Jugendzustände hervorbringt, gewährt auch die

Betrachtung der alten, wohlgeordneten Reiche. In diesen Staaten griff Alles trefflich in einander, Sitte und Gesetz; Alles, was störend einwirken konnte, hatte da seine Stelle erhalten, wo es das Andere nicht hemmen konnte. Welche Noth, welche Unbequemlichkeit verursacht nicht in den europäischen Staaten das Heerwesen. Im alten Aegypten war das Heer in einer vom Feinde stets bedrohten Gegend seßhaft gemacht. Ihm waren dort Ländereien angewiesen, deren Pflege ihm sicheren Unterhalt gewährte. Dort lebte der Soldat mit Weib und Kind in nützlicher Thätigkeit. Dort fanden die Waffenübungen Statt, dort erhielten später die griechischen Söldner, deren sich Psammetich bediente, zur Belohnung Grund und Boden. Von dort aus wurden alljährlich gewisse Abtheilungen zur Besatzung der Festungen, namentlich aber als Leibwache an den Königshof herbeigezogen. Auf solche Weise griff der Soldatenstand nicht hemmend und störend in den friedlichen, bürgerlichen Verkehr ein.

Diese Soldaten waren aber auch mit Leib und Seele Kriegsmänner und für ihren Beruf vortrefflich ausgerüstet. Den Kern des Heeres bildete das Fußvolk, das in mehrere Waffengattungen zerfiel. Das schwere Fußvolk trug Panzer, große Schilde, kurze Schwerter und tüchtige Spieße. Das leichte Fußvolk führte Bogen und Pfeil, andere Abtheilungen hatten

Streitärte, Keulen und den kurzen eigenthümlichen Säbel, welcher Schops genannt wurde und dessen Gestalt noch heutiges Tages eine Waffe der Neger von Loanda an sich trägt, die Sie ja aus meiner Sammlung kennen (s. C.-G. III. 348 und V. 376 m. Abbild.).

Eine nicht minder eigenthümliche Erscheinung sind die Streitwagen, welche an Statt der Reiterei eingeführt waren und die in ihrer Bestimmung der unserer Artillerie nahe kamen. Diese Kriegswagen waren überaus leicht und zierlich gebaut; die der Könige aber erscheinen auf den Denkmalen überaus prachtvoll, in Gold und Farben schimmernd. Es fehlte fernerhin nicht an allerlei Belagerungswerkzeugen, Mauerbrechern, Sturmleitern, groben Pfeil- und Speergeschützen, Schleuderwagen und anderen Anstalten, die das Bedürfniß einem wohlgerüsteten, vorbereiteten Feinde gegenüber hervorruft. Alles war vom beßten Stoff, von der zweckmäßigsten Gestalt, von Trommel und Trompete bis zu den Fahnen und Feldzeichen.

So war das Kriegswesen geordnet, dem sich ein Theil des Volkes ganz hingegeben hatte. Der König war der oberste Vorsteher und im Falle eines Krieges oberster Feldherr. Der König war aber auch Vorsteher der Religion, wie er denn Sohn der Götter war.

Auch in den die Religion betreffenden Staatseinrichtungen treffen wir einen tiefen Geist der Ordnung und auf

Erfahrung begründeten Weisheit an. Die Priesterschaft war allerdings die eigentliche Inhaberin aller Erfahrung, aller Wissenschaft und Kunst, die sie treulich pflegte und zum Besten des Volkes anwandte. Sie enthielt ihre Schätze Keinem vor, der vernünftigen Gebrauch davon zu machen verstand. Sie spendete Unterricht in allen nützlichen Kenntnissen und allgemein verbreitet war unter andern die Schreibkunst. Allein die höchsten Abschnitte ihrer Weisheit gaben sie dem gemeinen Haufen nicht Preis, da dieser sie doch nicht verstanden haben würde. So kommt es denn, daß wir bei den Hirten, Schiffern und der niedrigsten Volksklasse des alten Aegyptens einen Cultus finden, der an die tollen Maskeraden der Waldindier und die nächtlichen Orgien der Neger erinnert, der jedoch durch den Einfluß der Priester und ihrer Sittenlehre bedeutend gemildert wurde. Dennoch fehlte es im Volke nicht an Zauberern, Schlangenbeschwörern und Gauklern, die aus dem Schooße desselben hervorgingen. Auch die Priester waren zuweilen genöthigt, zu allerlei Blendwerk ihre Zuflucht zu nehmen, um auf den weniger bildungsfähigen Theil des Volkes kräftiger einwirken zu können.

Die priesterliche Kaste war nach den Fähigkeiten und Fortschritten ihrer Theilnehmer mehrfach gegliedert; nächstdem fand aber eine Gliederung nach der örtlichen Lage der Tempelgebäude und Priestersitze Statt. Jeder Haupt-

tempel war ursprünglich der Sitz eines Herrschers gewesen, als Aegypten noch in viele kleine Staaten zersplittert war und ein staatsgesellschaftlicher Zustand vorhanden, der dem des mexicanischen Staatsbundes glich. Jeder dieser Tempel hatte seine eigenthümlichen Sagen, Gebräuche und Gottheiten, seine Grabstätten, Denkmäler, Feste und Geschichte. In jenen alten Zeiten standen aber auch die Priester hinsichtlich ihrer geistigen Entwickelung dem Volke noch näher; der Schatz ihrer Erfahrung war noch nicht zu der großen Masse angewachsen, die eine sorgfältige Gliederung nothwendig machte. Das Volk hatte seine natürliche, in ihm selbst entstandene Religion, seine Wunderstätten, Wunderthiere, Beschwörungen, seine Naturgötter, die Priester brachten ihre historischen Gottheiten dazu. Erst bei weiterem Fortschritt gestalteten sich auch die moralischen Gottheiten, die Ideen von einer ewigen Gerechtigkeit, einer rächenden Wiedervergeltung, einer höhern Weltordnung. Die Priester waren nur geistigen Beschäftigungen gewidmet, das arbeitsame Volk hatte nicht Zeit, lebendigen fördernden Antheil an der geistigen Fortbildung zu nehmen; es konnte nur genießen, was die Priester geschaffen.

Als nun die Bevölkerung zunahm, als die Gränzen der Gebiete näher an einander rückten, mußte sich auch die gegenseitige Priesterschaft näher treten. Da sie nun vermöge ihrer gemeinsamen Abkunft auch die Sage von

Osiris und Isis, sowie ihres Vaters des Ammon gemeinsam hatten, so fehlte es nicht an einem Bande, welches sie alle zu einer einzigen Körperschaft vereinigte. Je weniger nun der kleinen Staaten wurden, je mehr sie zu einem Ganzen zusammenschmolzen, um so näher mußten sich auch die Priesterschaften rücken; sie unterstützten sich gegenseitig, theilten einander ihre Erfahrungen mit und schritten somit immer höherer geistiger Entwickelung zu. Die Priesterschaft war dem Volke bei weitem an Bildung überlegen, wie sie auch als Grundbesitzerin des dritten Theiles vom ganzen Lande die Ueberlegenheit des Wohlhabenden über den Armen hatte. Da nun auch die Priesterschaft durch sittliche Würde sich auszeichnete, so stand sie als eine hochgeehrte Classe der bürgerlichen Gesellschaft da, welche stets willig mit Rath und That den Verlegenheiten des gemeinen Mannes abhelfen konnte. Der Umstand, daß die Verwaltung des Staates in den Händen derselben sich befand, daß sie stets die genauesten Nachrichten über Anzahl und Zustände des Volkes hatte, daß sie die Bedürfnisse, die Neigungen desselben genau kannte, ja daß sie durch den Unterricht auf das Volk wirken und sich dasselbe erziehen konnte, daß sie von der Wiege bis zum Grabe demselben rathend und helfend zur Seite stand, dieß Alles macht es erklärbar, daß der Priesterstaat Aegypten so lange bestehen, daß er, obschon manchmal im

Tiefsten erschüttert, dennoch die heftigsten Angriffe der Ausländer überdauern konnte.

Da die Priesterschaft so große Fortschritte in ihrer Bildung machte, so überließ sie dem Volke die alte Religion, sofern sie dem Bestehen des Ganzen keine Gefahr brachte. Sie schaffte die Menschenopfer ab, welche auch früher in Aegypten Statt gefunden, sie gab den Cultus auf den Pyramiden auf, die man seitdem als schätzbare Alterthümer stehen ließ, deren eigentliche Bedeutung man jedoch schon zur Zeit des Herodot nicht mehr kannte. In Aegypten war, wie in den mittelamerikanischen Staaten, bei jedem Herrschersitze ein künstlicher Berg, von dessen Gipfel man die ganze Umgegend überschauen konnte und welcher wiederum weithin sichtbar war. Hier fanden die größeren Opfer, die Krönungen der Könige, die Abschließung feierlicher Verträge und andere öffentliche Handlungen Statt. Als nun die Priester einer höheren Bildung zuschritten, gaben sie, wahrscheinlich nachdem die gesammten Priesterschaften Aegyptens zu einem engeren Bunde zusammengetreten waren und keiner der Staaten dem andern eine weitere Gefahr drohte, die Erhaltung dieser kostbaren Bauten auf und gründeten an dem Fuße derselben jene langhingestreckten Säulenhallen, Säle und Höfe, worin sie ungesehen vom gemeinen Haufen ihre Versammlungen, ihre Vorträge, ihre historischen und moralischen Besprechungen abhiel-

ten. Allgemach kamen also die Pyramiden außerhalb des menschlichen Verkehrs in Abgang und endlich gar in Vergessenheit. Ihre unverwüstliche Anlage und Festigkeit war Ursache, daß man sie stehen ließ, da die Abtragung derselben nicht mindere, und dem nützlich beschäftigten Bürger und Landmann höchst störende Mühe verursacht haben würde, und so stehen sie noch heute, als ein Denkmal einer Culturperiode, die der altamerikanischen an die Seite gesetzt werden kann.

Das Volk blieb bei seinem, an das Sichtbare gebundenen Thierdienst, dessen Alterthum auch aus dem Umstande hervorgeht, daß fast in jedem größeren Orte des Landes andere Thiere verehrt wurden, und der überaus lebhaft an die Zustände der Neger erinnert, wie ich sie (C.-G. Bd. III. S. 362) geschildert habe. Im Möris-See verehrte man die Crocodile und pflegte und nährte sie, die man in Oberägypten jagte und auszurotten strebte; in Memphis, Heliopolis und Hermonthis verehrte man die heiligen Stiere Apis, Mnevis und Basch; die Mendesier wandten ihre Verehrung einem Bock zu. So finden wir ferner Löwen, Wölfe, Nilpferde, Hunde, Ichneumone, Habichte, Hundsaffen, Spitzmäuse hie und da, überall aber die Hauskatze, den Ibis und den Scarabäus als heilige Thiere. Mit den Schlangen beschäftigten sich gewisse Zauberer, die Psyllen, deren im Jahre 1828 noch 300 in Kairo lebten. Dieser Thierdienst war

allgemein im Volke verbreitet und von der Priesterschaft überwacht. Außer dem Thierdienst kommen noch gewisse Feste vor, deren Roheit an ihre Entstehung in der fernen Urzeit erinnert.

Diesen Feierlichkeiten setzten nun die Priester ihre höher organisirte Religion entgegen, die eine doppelte war, eine äußerliche, wie etwa die der Mexicaner, und eine für die Eingeweiheten bestimmte, innere, die in ihren Anfängen etwa den aufgeklärten Ansichten des Königs Netzahualcojotls, gegenüber seinen Priestern, geglichen haben mag.

Den Mittelpunct der äußerlichen Religion der Aegypter bildeten Isis und Osiris, deren Sage mit der Yncasage von Peru im Ganzen übereinstimmt. Die übrigen Gottheiten waren 1) die Vorfahren, 2) die Gefährten und 3) die Nachkommen jener Gründer des Reiches und der einzelnen Staaten desselben. Allgemach, als diese verschiedenen Staaten sich näher verbündeten, nahmen sie auch die Gottheiten der Nachbarn bei sich auf, daher jene seltsamen Götterdreiheiten. Ich muß Sie ersuchen, dieses interessante Thema im 5. Bande meiner Culturgeschichte S. 419 ff. Selbst nachzulesen, da die weitere Entwickelung für einen nur andeutenden Brief zu weitschichtig ist. Nächst diesen historischen Göttern der äußeren Religion genoß natürlich der Nilstrom einer allgemeinen Verehrung als Ernährer des ganzen Landes.

Die innere Religion umfaßte zunächst die Sittenlehre. Die Götter sind die Begründer der Welt, der Erde, der Menschen und die Stifter der Sitte; sie sind ferner die Erhalter der Welt und der Sitte, sie schützen sie, sie strafen diejenigen, welche wider die Gebote und Anordnungen handeln, welche sie darüber gegeben haben. So erscheint zunächst Osiris als der Todtenrichter, in welchem Amte er von seinen Söhnen Horus und Anubis unterstützt wird. Er läßt, wie ich Ihnen bereits bemerkt habe, das Herz der Verstorbenen wägen.

In das Amt der Erhaltung der Erde hatten sich die Götter getheilt; so war z. B. Neph der die Gedanken weckende Gottesgeist, Amun der Erzeuger, der blaue Aether, Re die erwärmende Sonne, Maut die Allernährerin, Phthah der Vorsteher der Künste, Chema der Schützer der Pflanzenwelt, Neith die Minerva der Römer, Thmei die Gottheit der Treue. So banden die Priester, um ihnen beim Volke mehr Eingang, mehr sichtbaren Halt zu gewähren, ihre Lehren an die Sagen und Bilder der Götter, deren Geschichte sie an den Tempeln abbildeten, oder in feierlichen Aufzügen lebendig bildlich darstellten.

Eine merkwürdige Erscheinung bei der altägyptischen Priesterwelt sind die Orakel oder diejenigen an Tempel gebundene Anstalten, wo die Menschen über ihre bevorstehenden Schicksale Auskunft erhalten konnten. Die

Priester, die über alle Verhältnisse des Volkslebens unterrichtet waren, die Geschichte der bedeutendsten Familien genau kannten, denen die talentvollsten, wohlhabendsten, ausgezeichneten Menschen bekannt waren, konnten mit leichter Mühe den Erfolg gewisser Unternehmungen aus den obwaltenden Verhältnissen im Voraus erkennen, da sie eine klarere Uebersicht davon haben mußten, als die im Verkehr mitten inne stehenden Menschen. Einige glückliche Voraussagungen begründen den Ruf derartiger Anstalten noch heutiges Tages, wo doch Jedermann sich schämt zu gestehen, daß er an derartige Dinge glaubt. Das berühmteste aller ägyptischen Orakel war das in der Oase des Amun, zu welchem Botschafter aus allen Gegenden kamen. Der Einfluß dieser Orakel wurde wesentlich dadurch gefördert, daß sie oft unaufgefordert an Könige Botschafter sendeten und sie wegen einer ihnen bevorstehenden Gefahr warnten. Die Orakel unterhielten überall Kundschafter, ja sie hatten dies zum Theil gar nicht nöthig, da sie schon in den Fragen der einen Parthei die Antwort auf die einer anderen enthalten finden konnten. Uebrigens wurden diese Orakel, die, um den Andrang abzuwehren, nur mit kostbaren Darbringungen zu einer Antwort bewogen werden konnten, den Priestern eine neue Quelle des Wohlstandes.

---

## Zwanzigster Brief.

Sie wünschen noch mehr über die hohe Cultur der alten Aegypter zu wissen. Sie geruhen aber auch dabei die Bemerkung zu machen, daß das alte Aegypten doch wohl einige Aehnlichkeit mit dem unbequemen, finstern Hause gehabt haben möge. Sie bemerken ganz richtig, daß, wenn ehedem ein Mensch von Dresden nach Leipzig reisen wollte, er sich ein Vierteljahr darauf vorbereitet, sein Testament und Abschiedsbesuche machte, da diese Reise, die man jetzt in vierthalb Stunden zurücklegt, bei dem damaligen Zustand der Wege, so wie des gesammten Fuhrwesens, wohl drei Tage gedauert. Ich erkenne ja willig die Nützlichkeit der Eisenbahnen, Dampfschiffe, Streichhölzer, Percussionsgewehre und aller Erfindungen der neuern Zeit an. Aber ich komme doch wieder immer darauf zurück, daß sie doch meist nur Aeußerlichkeiten betreffen, die keinen Menschen besser und glücklicher gemacht haben. Trotz aller dieser Erfindungen nimmt Unzufriedenheit, Unbehaglichkeit und Zerrissenheit zu; die Alten hatten keinen Pauperismus, keinen Communismus, keine Frauenemancipation, wohl aber Achtung für das Gesetz und Liebe zu Pflicht und Beruf. Die Alten wußten, was sie wollten, sie hatten eine Heimath, die sie liebten, sie waren glücklich, weil sie sich zu beschränken

wußten, sie machten ebenfalls Reisen, sie kannten auch die Ferne, aber sie kehrten dann bei sich ein — doch, verehrte Freundin, Sie wollen die Weisheit des alten Aegyptens und nicht meine Ansichten.

Die Weisheit des alten Aegyptens beruhte lediglich auf der Erfahrung, auf der Beobachtung. Die alten Gelehrten kannten genau alle Erzeugnisse ihres Landes, Felsen, Steine, Erden, Metalle, Pflanzen und Thiere, sie hatten alle benannt und den Nutzen oder Schaden derselben erforscht. Sie kannten ferner genau die Lage der Gebürge, die Beschaffenheit des Bodens und seiner Gewässer und hatten darnach die Bearbeitung des Bodens, die Wege des Verkehrs eingerichtet, indem sie den Lauf der Gewässer bemessen und für ihre Zwecke geregelt hatten. Sie kannten ferner genau die ihnen sichtbaren Gestirne, deren Lauf und Wiederkehr und darnach berechneten sie die Zeitabschnitte. Sie kannten ferner gar wohl die Gesetze der Schwere, der Anziehung, sie benutzten sie zu Fortbewegung großer Lasten, wie wir denn Walze, Hebel, ja Holzbahnen bei den Aegyptern antreffen. Mit diesen Hülfsmitteln hatten sie das Land in Bezirke, den Grund und Boden in Besitzthümer getheilt; im Niederlande, das den Anfällen der Beduinen ausgesetzt war, hatte man die Viehzucht, im Mitel- und Oberlande den Ackerbau eingerichtet, die todten Gebürge zur Seite

des fruchtbaren Nilthales lieferten reichlichen Baustoff, so wie genugsamen Raum für die Todtenstätten. Um die Erfahrung aufzuzeichnen, besaßen die Aegypter jene Bilderschrift, mit welcher sie jeden Gedanken, jeden Begriff, jede Zahl, jede Thatsache nach Belieben und bequem darstellen konnten. Eine Ergänzung dieser Schrift war das Maß, das durch das ganze Land gleichförmig war.

Die Aegypter benutzten die Naturerzeugnisse ihres Landes auf das sorgfältigste zu Herstellung ihrer Nahrung, Kleidung, Wohnung, zu ihren Werkzeugen, Waffen, Gefäßen, Fahrzeugen, und sie entdeckten dabei namentlich auch viele chemische Gesetze, wie denn die herrlichen Glas- und Thonarbeiten eine tiefere Einsicht in die Chemie eben so wohl, wie die Erzeugung der schönen Metall- und Erdfarben beurkunden, die in jugendlicher Frische in den ägyptischen Grabgemälden und an den Mumiensärgen erscheinen.

Die Kenntniß des menschlichen Körpers wurde durch die eigenthümliche Weise der ägyptischen Todtenbestattung sehr gefördert und dadurch ein guter Grund zur Heilkunde gelegt, wie denn Aegypten der Sitz der ältesten berühmten Heilkünstler war. Bei der großen Aufmerksamkeit, welche die Priesterschaft jeglicher Erscheinung, wie jeglichem Naturerzeugnisse zuwendete, lernte sie die Heilkraft der Pflanzen des Landes kennen.

Aus der Beobachtung der Sterne und durch die alljährlich wiederkehrende Vermessung des Landes, nachdem der Nil in sein Bette zurückgekehrt, entwickelte sich die Geometrie und Mathematik — welche die Landeskunde sehr beförderte.

Nächstdem wurde die Geschichte des Landes mit großer Sorgfalt gepflegt und alle wichtigen Ereignisse in den Jahrbüchern genau aufgezeichnet, außerdem aber das Andenken an wichtige Ereignisse auch noch durch Denksäulen, Steinbilder der Könige und große buntbemalte Sculpturen an Tempeln und Königsburgen, so wie in den Grabkammern und Sälen unterstützt. Jeder Tempel hatte die Jahrbücher seines Bezirkes.

Obschon sich Aegypten gegen das Ausland abschloß und den Verkehr mit demselben erschwerte, so hatte die Priesterschaft dennoch Kenntniß davon. Die Kriege der ersten Herrscherfamilie, die Caravanen, die alljährlich nach dem Innern von Afrika gingen, die Berichte der Gefangenen, dann aber auch die Umschiffung von Afrika, welche Necho veranstaltete, hatten die erdkundlichen Kenntnisse der Aegypter erweitern müssen.

Die Priesterschaft erhielt nächstdem durch den Unterricht des Volkes und die Verwaltung des Landes und die Rechtspflege, die in ihren Händen war, eine tiefe Einsicht in die sittlichen Zustände des Volkes, in

seine Neigungen, Leidenschaften, Anlagen und Fähigkeiten, woraus sich bei fortgesetzter aufmerksamer Beobachtung jene tiefe Menschenkenntniß und Seelenkunde entwickelte, welche durch alle Einrichtungen des Staates hervorblickt. Es war ihre Aufgabe, diese Neigungen des Volkes, wie der Menschen überhaupt, auf Wege zu lenken, wo sie zum Bestehen, zum Gedeihen des Ganzen beitragen mußten. Aus der Geschichte der einzelnen Menschen, der Gesellschaften, wie der des ganzen Volkes, entwickelte die Priesterschaft die Grundsätze der Sittenlehre, deren Reinheit uns die Wägung des menschlichen Herzens durch die Todtenrichter genugsam vor Augen stellt. Die ägyptischen Priester mußten auf solchem Wege fortschreitend endlich zur Erkenntniß der sittlichen Weltordnung gelangen, die sie nachmals, um derselben beim Volke mehr Eingang zu verschaffen, mit den geschichtlichen Gottheiten des Landes in Verbindung brachten, die aber auch auf der andern Seite die Grundlage der Gesetzgebung bildete. Wir müssen aber stets bemerken, daß die Gelehrsamkeit und Weisheit der Aegypter in der Blüthezeit des Staates stets, wie sie auf Erfahrung gegründet war, eben so auch eine praktische Richtung behielt. Es war nicht jene todte Gelehrsamkeit, jene Philosophie, die Dinge erforschen will, zu deren Erkenntniß die Vorsehung dem Menschen die nöthigsten Organe versagt

hat, es war eine auf Thatsachen gegründete Kenntniß, eine von Thatsachen abstrahirte Weisheit, deren Zweck Besserung und Beglückung des Menschen ist. Die alten Aegypter hatten jedenfalls eine überaus reichhaltige Literatur, von welcher freilich nur sehr wenig und kaum anders als in Bruchstücken auf uns gelangt ist. Die Bücher auf Papyrus enthalten nichts als Ritualien für den Todtencultus oder Hymnen, die Obelisken und Mauerinschriften, die Thierkreise ausgenommen, nur kurze geschichtliche Nachrichten. Von den epischen, dramatischen, hymnologischen und lyrischen Gedichten der Aegypter, die gewiß nicht gefehlt haben, da uns in den Denkmälern bildliche Darstellungen von Gesängen, Musiken, Tänzen und Aufzügen dargestellt sind, ist nichts erhalten.

Desto größer ist die Fülle der Kunstdenkmäler, die uns namentlich durch den in der Geschichte einzig dastehenden Feldzug Napoleons zuerst eigentlich zugänglich gemacht worden sind. Die erste Stelle unter den Kunstdenkmälern Aegyptens nehmen unstreitig die Bauwerke ein, da von ihnen aus jegliche Kunst sich entwickelt hat. Die ältesten sind die Pyramiden, deren eigentliche Bestimmung und Beschaffenheit uns durch die besonders von Caillaud in Aethiopien entdeckten Pyramiden und eine Vergleichung mit ähnlichen Werken in der Südsee, in Java und Mittelamerika verständlich

wird. Als die Religion Aegyptens mildere Formen annahm, als die Sittenlehre sich kräftiger entwickelte und der Schatz der Kenntnisse anwuchs, gab man diese der Urzeit entsprossenen Formen auf und nun entstand seine langhingelagerte, durch Säulen getragene Bauart, wie sie uns besonders in der thebanischen Gegend sich zeigt. Die großen Hauptgebäude wurden durch Höfe unter sich abgetrennt. Den Eingang bezeichneten jene kegelförmigen vierseitigen Bauten, die man nach ihrer Bestimmung Pylonen nennt. Vor demselben finden sich wie aufgepflanzte Fahnen die Spitzsäulen oder Obelisken aus dem schönen rothen Granit. Die Säulen dieser Gebäude zeigen in ihrer Verzierung die Pflanzengebilde des Landes, namentlich die schilf- und lotosartigen Capitäle. Die Kürze und Stärke dieser Säulen entspricht ihrer Bestimmung, die ungeheuren Decksteine zu tragen. Die Wände sind allesammt im Grundflächendurchmesser immer breiter, als da, wo die Decke aufliegt. Wir sehen also in dieser Bauart einen Nachkömmling der pyramidalen. In dem Innern bemerken wir oft anstatt der Säulen überlebensgroße Standbilder der Könige als Träger der Decke. An den Wänden der Paläste sind die Thaten derselben ausgehauen und bilden flache geschichtliche Bilder, welche die anziehendsten Einzelheiten über die Bewaffnung, Tracht, ja die Gesichtszüge der alten Aegypter

gewähren. In den menschlichen Gestalten spricht sich deutlich der Sinn für schöne Körperbildung aus.

Dieselbe Bauart wiederholt sich im Wesentlichen, obschon in kleineren Räumen in den Grabkammern, welche in die das Nilthal säumenden Gebürgsmassen eingebaut oder vielmehr hineingemeiselt sind. Da, wo diese Gebürge aus wagerechten Schichten von Plänerkalk bestehen, die senkrecht abgetäuft, keine glatte, bildsame Oberfläche gewähren, ist die Wand mit feinem Mörtel bekleidet und in diesen sind die Darstellungen vertieft eingearbeitet. Die Vertiefung ist dann bemalt. Da diese Gemälde durch Jahrtausende vor dem Sonnenlicht und der Abwechselung der Luft verwahrt gestanden haben, so sind die Farben vortrefflich erhalten und wurden von den ersten Besuchern wie neu befunden. Allerdings vermissen wir an diesen gemalten Reliefs die Perspective; allein dieser Mangel wird reichlich durch die Nettigkeit und Sauberkeit der Ausführung und die Fülle des dargebotenen Stoffes ersetzt.

Die eigentliche Bildhauerei tritt selbständig nicht auf, sie ist, wie die Malerei, stets an die Baukunst gebunden und eine veredelnde Zierde derselben. Die Standbilder der Götter und Könige und der denselben gewidmeten Thiere ist der vornehmste Gegenstand derselben. Eigenthümlich sind den Aegyptern die Sphinx, d. h. die Verbindung der Gestalt des Löwen, als

Sinnbildes der Kraft und göttlichen Abkunft, mit dem Gesicht eines Königs. Ich verweise Sie auf die ersten Tafeln der geschichtlichen Denkmale des Rosellinischen Prachtwerkes, wo Sie die Gesichtsbildungen sämmtlicher ägyptischer Könige und deren Gemahlinnen finden.

Diente nun die Baukunst zur Begründung der Tempel und Königsburgen, so hatte Musik und Tanz die Aufgabe, den Dienst der Götter anderweit zu beleben. Bei diesem Götterdienst wurden zunächst die Thaten der Götter erzählt und zwar jedenfalls stets mit denselben Worten, die, um dem Gedächtnisse getreuer anzuhängen, in bestimmte Form, in Verse gebracht waren. Diese Verse, welche theils erzählten, theils Lob und Preis enthielten, wurden durch Musik getragen und die alten Aegypter hatten bereits die Regeln der Tonkunst in eine gewisse Ordnung gebracht. Ihre Instrumente waren sehr mannichfaltig, Trommel und Pauke, klingende Becken, Saiteninstrumente von sehr mannichfaltiger Form, Blasinstrumente aus Metall, Horn und Holz. Besonders auffallend sind die überaus großen Harfen, die auf den Denkmalen abgebildet sind und im schönsten Farbenschmucke prangen. Diese Musiken aber dienten dazu, dem Volke eine Ahnung von den Ideen zu geben, welche die Priester pflegten. Sie klangen herein

in die Gegenwart wie Sendboten einer großen Vergangenheit und erfüllten die Hörenden mit heiligem Schauer, zumal wenn dann die Priester selbst in den Masken der Unsterblichen in feierlichem Zuge durch die Hallen der Tempel dahinschritten. Diese Züge aber stehen in demselben Verhältniß zu den dramatischen Darstellungen wie das Epos zum Drama und diese Tänze sind daher epischer Natur.

Ich weiß nicht, ob Sie, meine verehrte Freundin, noch eine lebhafte Erinnerung an die indischen Bajaderen haben, die im Jahre 1839 auch auf dem hiesigen Hoftheater auftraten? Im Hintergrunde stand ein Mann mit der ununterbrochen tönenden Nasenflöte, neben demselben ein weißbärtiger Greis, der zwei Steine aneinander schlug. Er sprach mit einfacher Modulation den Text der Erzählung im wohlklingenden Sanskrit. Im Vordergrund befanden sich die beiden Mädchen, welche die Worte des Gesanges, die sie selbst halblaut nachsprachen, durch verschiedene Wendungen und Bewegungen ihres Körpers illustrirten. Da sah man, beide genau dieselben Bewegungen darstellend, wie die Helden des Epos vorrückten, wie sie im Kampfe sich auslegten, wie sie in den Schlachtreihen der Feinde mäheten. Mir war es, als sähe ich die Figuren irgend eines ägyptischen oder indischen Tempelbildes von ihrer Wand herab-

gestiegen die Thaten der Götter und Helden wiederholen. In solcher Weise waren auch die epischen Darstellungen der alten Aegypter, die wir auf ihren Denkmälern in getreuen Abbildungen wiederfinden.

Die Kunst aber war im alten Aegypten noch nicht zu einer Bestrebung geworden, welche sich von ihrer Geburtsstätte entfernt und für sich selbständige Geltung in Anspruch nimmt. Sie hing noch innig zusammen mit dem gesellschaftlichen, dem öffentlichen und religiösen Leben. Dieser innige Zusammenhang aller zu dem Ganzen, zu dem Staate gehörigen, d. h. dasselbe bildenden Theile, das ist es, was den alten Reichen jene unverwüstliche Dauer gab. Die Priester bildeten keine besondere, dem Volke feindselig gegenüberstehende Masse, eben so wenig als die Soldaten und der Adel oder die weltlichen Beamten. Das Volk sonderte sich nicht in unzufriedene Körperschaften, ja selbst die Diebe gehörten eben so zu dem Ganzen, als Düngerstätten zu einem wohleingerichteten Landwirthhause.

---

## Einundzwanzigster Brief.

Gewiß, meine verehrte Freundin, ich erkenne willig alles Gute an, was unsere modernen Staaten haben. Ich bin kein blinder Anbeter der alterthüm-

lichen Staatsformen, aber ich freue mich stets der tiefen, auf Erfahrung und Menschenkenntniß beruhenden Weisheit, welche sie zusammenhielt; jene Zustände aber waren naturgemäß und daher so dauerhaft, so befriedigend.

Doch brechen wir ab. Sie befehlen, daß ich Ihnen eine kurze Uebersicht über den Gang der Geschichte des alten Aegyptens geben soll? Das ist bald gethan.

Im Nilthale fand sich in der ältesten Zeit auch jene Urbevölkerung passiver Rasse ein, die wir wie die grüne Rasendecke über alle Lande der Erde verbreitet finden. Sie lebte von Fischfang und Jagd, und als sie sich mehrte, trat jener Zustand der Feindseligkeit ein, den wir bei den Urbewohnern von Peru mit allen Scheußlichkeiten der Räuberei, Menschenfresserei und Fetischdienerei angetroffen haben. Unter diese passiven Massen traten Mitglieder der aus Hochasien stammenden Rasse, welche die ägyptische Sage Osiris und Isis nennt. Diese unterrichteten, unterstützt von ihren Genossen und Kindern, das Volk in den nützlichsten Kenntnissen, im Anbau der Feldfrüchte, Herstellung der Kleidung und Wohnung, Eintheilung der Zeit; sie gaben Gesetze über das Verhalten der Menschen unter einander, sie führten die Ehe ein, sie gründeten das Familienleben und erhielten ihre Zöglinge durch Lehre und Beispiel auf dem Wege zum

Guten. Die active Einwanderung dauerte fort und es entstanden an mehrern Stellen des Nilthales ähnliche kleine Staaten, deren älteste natürlich in dem culturfähigsten Theile des Landes in Ober- und Mittelägypten zu suchen sind. Diese kleinen Staaten schaarten sich um die Königsburgen und Tempel von Heliopolis, Theben, Memphis, dann Sais. Die Priesterschaft pflegte alle nützlichen Kenntnisse und Fertigkeiten, das Volk nahm an Zahl und Wohlstand zu.

Dieser blühende Zustand war es, der die Beduinen veranlaßte, einen großartigen Raubzug nach Aegypten zu unternehmen. Die Hyksos eroberten das Land, dessen Männer in den friedlichen Beschäftigungen ihre alte Kraft hatten erschlaffen lassen. Sie herrschten mehr als zwei Jahrhunderte über Aegypten. Die Cultur der Aegypter war aber so wohl begründet, daß durch diese fremde Eroberung keine Erschütterung oder Vernichtung derselben hervorgebracht werden konnte. Die Hyksos wurden zu Aegyptern, sie nahmen vielmehr Theil an der vorgefundenen Cultur. Der Einfall der Fremden hatte mannichfache Unzufriedenheit zur Folge und in diese Zeit fallen die Auswanderungen einzelner Aegypter in das Ausland, namentlich die Gründung von Athen und Theben durch Kekrops und Kadmus, wodurch der Saamen ägyptischer Cultur zuerst nach Europa geführt wurde.

Die Hykſos führten übrigens dem Lande neue Lebenskraft zu, ſie erweckten den kriegeriſchen Geiſt aufs Neue und verſtärkten den Kriegsadel, der ſich endlich ermannte und den letzten Hykſos 1771 vor Chr. aus dem Lande trieb. Die alten Königsfamilien gelangten zu erneutem Anſehen, namentlich die von Theben; ſie unternahmen nun, um den kriegeriſchen Geiſt rege zu erhalten, Züge nach dem Auslande, namentlich nach Arabien. Ruhm umſtrahlt, als Gründer der Herrlichkeit des alten Thebens ſteht Oſymandyas da. Der achte Nachfolger deſſelben Uchoreus verpflanzte die Cultur auch nach dem Norden des Landes, er legte die Stadt Memphis am Nil und die große Landwehr gegen die Seite nach der Wüſte an. Die neue Pflanzung gedieh, freilich auf Koſten des Mutterſtaates Theben.

Im Jahre 1389 vor Chr. G. wurde Seſoſtris oder Seſooſis, wie die Griechen ihn nennen, Ramſes III. wie die Aegypter ihn bezeichnen, zum Könige gekrönt. Er war der größte aller Heldenkönige des alten Aegyptens, die Prieſter hatten ihm verkündigt, daß er die ganze Welt erobern werde, und als Kronprinz hatte er ſchon im Auftrage ſeines Vaters bedeutende Feldzüge nach Oſt und Weſt unternommen. Nachdem er nun ſelbſt den Thron beſtiegen, errichtete er zuvörderſt ein anſehnliches Heer von 600,000 Mann zu Fuß, 24,000 Reitern und 27,000 Streitwagen. Nach-

dem er die Aethiopier unterworfen und seinem Vaterlande zinsbar gemacht, schuf er auch eine Flotte, womit er Indien anfiel und bezwang. Nachher besiegte er die Scythen und ging von da nach Europa. Ramses III. war aber auch nach Innen thätig; er führte große Bauwerke auf, er zog durch das Delta ein Canalsystem und sicherte das Land auf dieser Seite durch eine große Mauer, die er von Heliopolis bis Pelusium erbaute. Unter Ramses dem Großen erreichte das ägyptische Volk seinen Glanzpunct, es war unter einem Herrscher vereinigt. Die Nachfolger gaben sich ihren Leidenschaften hin, sie verloren die Liebe des Volkes und dieses ergab sich zum zweiten Male den Fremden, dießmal den Aethiopiern, deren König Aktisanes Aegypten eroberte und sich als gerechten und gütigen Herrscher zeigte. Nach seinem Tode kamen zwar abermals mehrere ägyptische Könige zur Herrschaft, allein als auch sie namentlich durch Geldgier sich verhaßt machten, fiel das Land abermals an einen Aethiopen, den Sabakon. Auch er zeigte sich als verständiger Herr, er milderte die Strenge der Strafen, hob die Todesstrafe ganz auf, baute Festungen und stellte die Canäle wieder her, bis es der Priesterschaft gelang, ihn durch ihre Mittel zum Rücktritt zu bewegen.

Von nun an zerfiel das Reich in mehrere kleinere

Staaten, d. h. es kehrte in den alten Zustand zurück; nach Sabakons Abgang entstanden Unruhen und Gewaltthaten im Volke. Da traten zwölf der angesehensten Männer zusammen, erklärten sich zu Königen und schlossen Bündnisse unter sich ab. In dieser Weise herrschten sie lange Zeit, bis der Beherrscher der Seeküste, Psammetich, der mit den Phönikern und Griechen in Handelsverkehr stand, eine Veränderung in der Stellung des Staates herbeiführte. Seinen Mitkönigen konnte dieß nicht gleichgiltig seyn, sie ermahnten ihn, von dem Verkehr mit den Fremden abzustehen, und zogen endlich, als er ihren Ermahnungen kein Gehör gab, mit Heeresmacht gegen ihn. Zwar mußte er für den Augenblick der Uebermacht weichen; er warb indessen in Arabien, Jonien und Karien Kriegsvölker und trat mit diesen auf's Neue seinen ehemaligen Collegen entgegen. Diesmal blieb er Sieger. 200,000 Aegypter, die alte Kriegerkaste, wanderten, entrüstet über die Begünstigung der fremden Söldner, die im Lande feste Sitze erhielten, nach Aethiopien aus.

Psammetich aber ordnete aufs Neue die Verfassung und Verwaltung, schloß mit den Athenern und den griechischen Staaten Bündnisse, wies ihnen besondere Handelsplätze an und herrschte so vier und fünfzig Jahre (671—617 v. Chr. G.). Seine Nachfolger arbeiteten in seinem Geiste fort. Apries (595—575

vor Chr. G.) unterhielt zur See und zu Lande ein starkes Heer, besiegte Cypern und Phönicien, nahm Sidon im Sturme und sandte auch ein Heer gegen die im Westen von Aegypten gelegenen Staaten. Darin sah nun die Priesterkaste, welcher der lebhafte Verkehr mit dem Auslande unmöglich angenehm seyn konnte, eine Schwächung der Macht. Sie brachte es dahin, daß das im Westen stehende Heer vom Könige abfiel und den Amasis zu seinem Führer, so wie zum König erklärte. Es kam zur Schlacht, Apries wurde besiegt und gefangen, Amasis aber allgemein als König anerkannt. Aegypten war dem Auslande nun einmal geöffnet und blieb es trotz der widerstrebenden Priesterschaft. Durch den Verkehr strömten nun ansehnliche Geldsummen nach Aegypten, das damals in höchstem Wohlstande gewesen seyn soll. Es hatte 20,000 bewohnte Städte; Handel und Verkehr blühten.

Mittlerweile aber hatte in Asien das persische Reich sich gebildet und Kambyses war lüstern nach den Schätzen des gepriesenen Landes geworden. Ein Vorwand zum Kriege fand sich bald, die Perser zogen heran und — besiegten den Sohn und Nachfolger von Amasis Psammetich. Aegypten wurde im J. 525 vor Chr. persische Provinz, die Kambyses mit großem Uebermuthe behandelte. Allein er vermochte es nicht, den Geist der Priesterschaft und des Volkes zu beugen

oder die Cultur des Volkes in der Weise zu vernichten, wie es in Amerika durch die Spanier der Fall war. Die Priester leisteten, zum Theil mit griechischer Hülfe, den Persern fortwährend entschiedensten Widerstand und empfingen endlich, als der siegumstrahlte Alexander von Macedonien ehrerbietig und hülfebringend ihnen nahete, diesen als den Erretter aus dem persischen Joch. Alexander gründete eine Stadt, die noch heute seinen Namen führt und welche nach seinem Tode der Sitz des neuen Aegyptens unter der Herrschaft der Ptolemäer war. Sie überließen sich ganz der Sitte ihres neuen Vaterlandes, wurden Mitglieder des Priesterordens und herrschten in Frieden, bis das mittlerweile herangereifte römische Reich auch Aegypten in seinen Verband aufnahm. Später erbten die Araber das Land von den oströmischen Kaisern.

Dieß ist der äußere Verlauf der Geschichte des alten Aegyptens, das noch heute einen großen Theil seiner alten Eigenthümlichkeit bewahrt und seit Jahrtausenden die Strahlen seiner Cultur nach Europa gesendet hat. Nach dem Einfalle des Hyksos gingen ägyptische Flüchtlinge nach Griechenland und wohl auch nach Italien. Die Israeliten brachten aus Aegypten die Grundlage ihrer Cultur nach Asien. Seitdem die Dynastie des Psammetich das Land dem Verkehr mit dem Auslande eröffnet hatte, bemerken wir ein kräftigeres Erblühen der

griechischen Cultur; ich erinnere nur an Pythagoras und die späteren griechischen Philosophen, deren viele, wie Plato, den Grund zu ihren Studien in Aegypten gelegt hatten. Mit Aristoteles beginnt, ebenfalls in Aegypten, die griechische Wissenschaft und fortan blieb Alexandrien die Hochschule für das lernbegierige Europa. Der Wirkungskreis der ägyptischen Lehrer erweiterte sich wesentlich, als Aegypten römische Provinz wurde. Aegyptischer Cultus fand in Rom, freilich in sehr entarteter Gestalt, gastliche Aufnahme, ägyptische Soldaten kamen in der 22. Legion bis nach Deutschland und wir finden noch heute, namentlich am Rhein und an der Donau, in den Trümmern der römischen Standlager und Festungen ägyptische Amulette, Idole und Zierrathen aus Bronze oder aus Porzellan; die Ideen, die aus diesen Ueberresten ausstrahlen, sind längst in unsere Cultur übergegangen und damit auf das Innigste verwebt.

Doch ich breche ab, meine verehrte Freundin, und frage Sie nur noch, ob nicht auch das Studium der Geschichte, wenn wir nur in das innere Triebwerk einzubringen versuchen, ebenso viel des Interessanten und Erfreulichen darbietet, als das der Natur. Sehen Sie nicht auch hier einen Geist der Gesetzmäßigkeit, der Ordnung walten? Sehen Sie nicht auch hier den Fortschritt von den roheren anfänglichen Formen zu höherer Entwickelung? Die Entstehung der Ideen, die Wan-

derung derselben, das ist es, was wir vorzugsweise aufsuchen müssen, wenn wir mit Befriedigung diesem umfassenden Studium uns hingeben. Die Aufsuchung der Königsreihen, die ängstliche Aufsuchung der Jahreszahlen, die Erörterung von einzelnen Begebenheiten, das überlassen Sie dem Gelehrten vom Fach, für den es allerdings oft von großer Wichtigkeit seyn kann, ob Napoleon an dem oder jenem Tage eine blaue oder grüne Uniform getragen oder ob der deutsche Reichsadler einen oder zwei Köpfe gehabt, als er zum erstenmale vom Heeresbanner geweht hat. Sie haben oft über mich gelacht, wenn ich mit peinlicher Genauigkeit alte Urkunden entzifferte oder sorgfältig Länge und Breite eines alten Waffenstückes oder fremdländischen Geräthes gemessen, Es gehört auch zur Sache, ebenso wie der feine Staubfaden zur Pflanze und das kleinste Brustschild zur **Coluber natrix** gehört und ihre Eigenthümlichkeit herstellen hilft. Für Sie aber genügt es, wenn Sie die Uebersicht des großen Ganzen zu gewinnen und sich diejenigen Theile desselben recht anschaulich zu machen suchen, welche die am meisten ausgeprägten sind. Als solche aber sind zu betrachten die Lebensweise, die Sitten, die Gesetzgebung, Staatsverwaltung, das Kriegswesen, die Religion, die Wissenschaften und Künste der Völker. Diese Lebensformen sind auf den niederen Stufen sehr einfach und selbst unter verschiedenartigem Clima bei den ver-

schiedenen Völkern sich doch sehr ähnlich. Je höher die Cultur sich entwickelt, desto mehr Mannichfaltigkeit und Eigenthümlichkeit gewinnen sie, desto mehr streben sie nach Selbstständigkeit. Dieses Streben aber hat eine gewisse, allmälige Entfernung von der Natur zur Folge, wie wir denn in den Inseln der Südsee und bei den Braknasmauern jene unnatürliche Unterdrückung der passiven Race, bei den Mexicanern die scheußlichen Menschenopfer antrafen. Bei weiterem Fortschritt bemerken wir aber auch das Streben, die Lebensformen so auszubilden, daß sie der Natur wiederum sich nähern, und dieß bemerken wir namentlich im alten Aegypten. Noch deutlicher aber tritt das Bestreben, die Lebensformen der Natur anzupassen und mit ihr in Einklang zu bringen, in den Erscheinungen vor, welche das chinesische Reich und Volk darbietet.

Indessen, verehrte Freundin, schließen wir unsere Betrachtung; vielleicht gewinnen wir Zeit, dieses chinesische Wesen einmal in seiner ganzen Eigenthümlichkeit uns näher zu bringen. Ich verweise Sie vorläufig auf den sechsten Band meiner Culturgeschichte, wo Sie eine möglichst genaue und gewissenhafte Darstellung desselben antreffen.

---

## Zweiundzwanzigster Brief.

Recht gern, meine verehrte Freundin, gehe ich auf Ihren Wunsch ein, Ihnen die Grundzüge des chinesischen Wesens darzuthun. Ich freue mich, daß Sie nicht, wie so viele Ihrer europäischen Zeitgenossen, sofort lachen, wenn der Name China genannt wird, sondern daß Sie die Bemerkung machen, daß ein Volk von 360 Millionen Menschen, das mithin mehr als den dritten Theil der Gesammtzahl der Menschheit ausmacht, das seit mehr als vier Jahrtausenden eine so feste und würdige Stellung in der Reihe der Völker einnimmt, doch etwas überaus Ehrfurchtgebietendes sey.

Das ist denn auch meine Ansicht und ich gestehe Ihnen offen, daß in dem langen Zeitraum, der zwischen meinem letzten und dem gegenwärtigen Briefe, zwischen dem Sommer 1847 und dem Frühjahre 1850 liegt, daß in dieser Zeit der staatlichen Zerlösung Europa's die Betrachtung der chinesischen Zustände nicht blos mir, sondern auch meinen nähern Freunden mehrfach zum Troste gedient hat. Ja, in den Tagen, wo Leben, Gesundheit, Eigenthum auf dem Spiele stand, wo Mord, Brand und Zerstörung um uns wüthete, sprach mancher derselben den Wunsch aus, wenn er

doch diesem Elend entfliehen und in dem himmlischen Reiche des Ostens eine sichere Zufluchtsstätte finden könnte! Ein Wunsch, der freilich wohl nimmer zu erreichen ist.

Doch zur Sache, meine werthe Freundin. Sie fragen zunächst nach der Ursache der unverwüstlichen Lebensdauer dieses chinesischen Staates. Die Ursache ist, daß dieser Staat auf denjenigen Grundsätzen beruht, welche das Glück und Bestehen der Familie verbürgen, ja daß derselbe im Ganzen genommen nur eine erweiterte Familie bildet.

Diese Grundpfeiler des Staates sind die Gefühle der Dankbarkeit und Verehrung, der Kinder gegen die Eltern, der Untern gegen die Obern, der Menschen gegen die Gottheit, die Gefühle des Mitleids und des Wohlwollens gegen Kinder, jüngere und untergebene Personen, gegen Arme, Kranke und Hülfsbedürftige jeder Art, die Gefühle der Liebe und Dankbarkeit gegen die Gleichgestellten, die Anerkennung der menschlichen Würde und der gleichen Ansprüche aller Menschen auf Glück und Wohlergehen, und die willige Förderung der darauf bezüglichen Bestrebungen aller Menschen. Es sind dies Gefühle, welche die gütige Vorsehung in die Brust eines jeden menschlichen Wesens legt, welches sie an's Licht treten läßt. Wir finden sie in der Brust eines jeden Kindes, gehöre

dasselbe der passiven Rasse an oder der activen. Bei den Australnegern, wie bei den Kaffern, bei den Aschanti, wie bei den Eskimos, bei den Jerokesen, wie bei den Kamtschadalen, bei den Beduinen, wie bei den Tscherkessen finden wir die Dankbarkeit und Verehrung der Gottheit, die Ehrfurcht der Jugend für das Alter, ebenso wie bei den Griechen des heroischen Zeitalters, den alten Römern, den Germanen und den gallischen Völkern. Ja, wir können sie sogar bei den Thieren nachweisen, denen wir die nöthige Aufmerksamkeit zugewendet haben, wie bei den Bienen und Ameisen, den Störchen und Biebern u. v. a.

Diese Gefühle finden sich in jedem jugendlichen Herzen und es ist daher gar nicht nöthig, sie hineinzupflanzen, sondern es bedarf nur einer Erweckung, Belebung und Kräftigung derselben, um sie im Menschen geltend zu machen. Darauf ist denn auch die Sorge des Staates gerichtet. In China ist die Mutter die erste Lehrerin des Kindes; ihre Bemühungen haben um so größern Erfolg, als sie durch ihr Beispiel unterstützt werden. Die Chinesinnen sind die besten Hausfrauen dieser Erde. Wie in Aegypten sind sie die Königinnen des Hauses, das sie nur selten verlassen. Wir besitzen in den Memoiren, welche die französischen Jesuiten über das chinesische Reich herausgegeben haben, die Abhandlung der chinesischen

Schriftstellerin Pan-hoei-pan*), worin diese die Pflichten der Frau als Gattin und Vorsteherin des Hauswesens darlegt; dies geschieht in einer Weise, die freilich unsern emancipirten Damen entsetzlich vorkommen mag. Pan-hoei-pan empfiehlt ihren Mitschwestern die Beobachtung der größten Ehrfurcht für ihre Männer und die unausgesetzte Aufmerksamkeit auf ihr eigenes Betragen. Sie schildert dann die Eigenschaften, welche eine Frau liebenswürdig machen und nennt als die wesentlichsten die Tugend, die Rede, die Gestalt und die Handlungen. Die Tugend einer Frau soll fest und beständig und erhaben über den leisesten Verdacht seyn. Sie soll niemals zornig, roh, verdrossen, kindisch oder kleinlich erscheinen; ihre Worte sollen immer anständig, sanft, abgemessen und zweckmäßig seyn. Sie soll sich weder zu schweigsam, noch viel weniger aber schwatzhaft zeigen. Gemeine und niedrige Reden soll sie nie führen, aber auch nicht gezíert sprechen oder gelahrt thun. Die Eitelkeit, sagt Pan-hoei-pan, ist eine Schwäche, welche beide Geschlechter mit einander gemein haben. Eine Eitelkeit, welche die unsrige verwundet, verletzt uns am meisten. Durch Geschwätz offenbart sie sich und so thut eine Frau wohl, so wenig als möglich zu sprechen. Die Schönheit, welche

---

*) S. Culturgeschichte VI. 109 ff.

eine Frau so liebenswürdig macht, kann sie sich allerdings nicht selbst geben, allein eine Frau ist immer schön in den Augen ihres Mannes, wenn ihr Blick und ihre Stimme stets sanft sind, wenn sie in ihrer Person, wie in ihrer Kleidung sich reinlich hält, ihren Putz geschmackvoll auswählt und in Worten und im Betragen bescheiden erscheint. Was ihre Handlungen betrifft, so soll eine Frau vor Allem ihre Geschäfte zur rechten Zeit, ohne Hast, mit Fleiß und Ruhe, mit Anmuth und ohne Ziererei verrichten. Pan-hoei-pan empfiehlt ihren Mitschwestern Liebe und Gehorsam gegen ihre Männer und Verträglichkeit mit den Verwandten derselben. Ich meine, daß diese von einer hochgestellten Dame ausgesprochenen Anforderungen durchaus nicht überspannt sind, zumal da die chinesischen Damen in der Uebung derselben vom Gesetz, wie von der Sitte nachdrücklich unterstützt werden. Das chinesische Haus ist ein Heiligthum, in welches kein fremder Fuß ohne Genehmigung des Hausherrn eindringen darf. Es stehen schwere Strafen auf Verletzung dieses Gesetzes. Die Sitte verbietet den Frauen auf offener Straße zu erscheinen. Daher sind die Fenster der Familienzimmer durchgängig nach dem Hof und Garten zugewendet. Das ist jedoch nur ein Vorzug der chinesischen Wohnstätten, deren Inneres mit einer Nettigkeit und Zierlichkeit ausgestattet ist, von der Sie

sich in den von Malpierre mitgetheilten Abbildungen und den in europäischen Sammlungen vorhandenen Tapeten, Meubeln, Ziergefäßen einen Begriff machen können. Das Haus eines jeden nicht geradezu armen Chinesen hat seinen schön verzierten Salon, seinen mit der größten Eleganz ausgestatteten Garten, wo die prächtigen Blumen und Zierpflanzen des Landes wohlgepflegt sich finden. Demnächst bringen die Frauen ihre Mußestunden mit Sticken, Malen, Lectüre, poetischen Versuchen, so wie mit Gesang und Musik hin. Sie haben verschiedene Arten von Guitarren und Lauten, ferner ein unserm Pianoforte ähnliches Instrument, dessen Saiten unmittelbar mit den Fingerspitzen bewegt werden. In vornehmen Haushaltungen finden sich wohl eigene Bühnen, auf denen von gemietheten Schauspielern dramatische Darstellungen vor der Familie und deren Freunden aufgeführt werden.

Die chinesische Frau ist allerdings auf das Haus beschränkt, sie erscheint nicht wie die Europäerin in öffentlichen Gesellschaften, Clubbs und Redouten, sie mischt sich weder in politische Angelegenheiten, noch würde sie auf den Barricaden mit kämpfen — allein die Sitte gestattet ihr gern Tabak zu rauchen, doch nicht außerhalb ihres Salons oder Gartens.

Allein die chinesische Frau hat von dem Gesetz einen Schutz, eine Berücksichtigung erhalten, welche

ihren Mitschwestern keine europäische Gesetzgebung gewährt. Das Gesetz bestimmt nämlich, daß keine Frau, Criminalverbrechen ausgenommen, gefangen gesetzt werden darf. Demnächst hat sie, wie ich Ihnen schon einmal anzudeuten die Ehre hatte, denselben gesetzlichen Anspruch auf öffentliche Auszeichnung, welche der Mann hat. Man sieht daher in den chinesischen Städten genug Ehrenbögen, welche der Staat ausgezeichneten Mädchen und Frauen errichtet hat und für deren ewige Unterhaltung die größte Sorgfalt getragen wird. Treue und Keuschheit, aufopfernde Kindesliebe, und endlich eine Lebensdauer von 100 Jahren geben diesen Anspruch den chinesischen Frauen jeglichen Standes.

Wenn wir die chinesischen Vasenbilder aufmerksam betrachten und die chinesischen Dramen und Romane studieren, finden wir die erfreulichsten Familienscenen dargestellt. Wir sehen die Männer und Frauen im Kreise ihrer Kinder, die mit den mannichfaltigsten Spielen sich erheitern. In den Romanen begegnen uns immer Scenen der aufopfernden Gatten-, Eltern- und Kindesliebe. Ich empfehle Ihnen, verehrte Freundin, für diesen Zweck namentlich den von Galliard d'Arcy übersetzten Roman Hao-Khieou-Tschouan oder die vollendete Frau (Paris 1842. 8), die von Abel Remusat bekannt gemachten chinesischen Erzählungen (Paris 1837. 3 Bde. 12), und die von demselben

übersetzte, höchst anmuthige Erzählung: Ju Kiao Li oder die beiden Cousinen (Paris 1826. 4 Bde. 8). Unter den Dramen dürfte das vor wenig Jahren von Bazin übersetzte Schauspiel Pi-pa-Ki (Paris 1841. 8) am meisten geeignet seyn, Ihnen ein treues Bild von dem innern Familienleben zu geben. Sie werden Gefühle und Ansichten darin entwickelt finden, die allerdings gar seltsam mit dem Pikanten und Frivolen, was die moderne europäische Literatur auszeichnet, in seltsamen Widerspruch stehen. Ueberall begegnen wir der Ehrfurcht, der aufopferungsfähigen Liebe, der gegenseitigen Achtung, der Dankbarkeit, der Anerkennung des Guten und jener strengen Sittlichkeit, die wir in Urzuständen der activen Race als charakteristischen Grundzug finden.

Eine wesentliche Unterstützung findet die Entwickelung dieser Gefühle durch die Art und Weise der Erziehung der Jugend. Der erste Unterricht ist der Mutter überlassen. Da diese nun nur selten das Haus verläßt und außerhalb desselben ihr keine Zerstreuung sich darbietet, so kann die chinesische Mutter auch viel Zeit und viel Kraft auf die Erziehung ihrer Kinder wenden. Sie beginnt natürlich mit der körperlichen Ausbildung der Kleinen; die Mutter lehrt sie ihre Gliedmaßen, namentlich die Hände geschickt zu gebrauchen, sie unterrichtet sie in den Zahlen, vor Allem aber

pflanzt sie ihnen die größte Ehrfurcht für Vater, Lehrer, ältere Personen und die Obrigkeit ein. Die Encyclopädie der chinesischen Jugend drückt sich darüber also aus: Die gegenseitige Liebe zwischen Vater und Sohn, die Ehrfurcht und Gefälligkeit zwischen Gatte und Gattin, die Freundschaft der ältern Brüder gegen die jüngern, die Ehrfurcht der jungen Leute gegen die älteren, des Fürsten Sorgfalt und des Unterthanen Treue, der Vorrang der Aeltern über die Jüngern, die Aufrichtigkeit zwischen Freund und Freund, das sind die zehn Tugenden, wodurch die Menschen zusammengehalten werden.

Alles das sind die Lehren, welche die Mutter ihren Kindern unablässig vorträgt und erläutert, welche in den Schulen immerfort wiederholt werden, welche als Zimmerschmuck auf den Tapeten zu lesen sind, welche der Kaiser in seinen Erlassen immer auf's Neue einprägt.

Wohlhabende Aeltern halten sich für den ersten Unterricht besondere Lehrer; für die ärmere Classe finden sich besondere Schulen eingerichtet, für welche eine Schulordnung besteht, die nach der Ausgabe von Nanking im Jahre 1700 im asiatischen Journal (VII. 32) von Bazin bekannt gemacht wurde. Der Unterricht im Lesen und Schreiben beginnt mit dem 6. Lebensjahre der Kinder oder eigentlich nur der Knaben,

denn die Mädchen werden nie außerhalb des Hauses unterrichtet. Er ist stets von Sittenlehren begleitet; das Betragen der Schüler wird sorgfältigst überwacht. Der Lehrer empfiehlt ihnen die saubere Haltung der Bücher, die größte Ehrfurcht gegen jedes Buch und jedes beschriebene Blatt-Papier. Er sieht darauf, daß die Knaben deutlich und laut lesen und sprechen; daß sie sauber und anständig einhergehen, daß sie unter einander und gegen Erwachsene höflich und ehrerbietig, friedfertig und bescheiden sind. Die Knaben sitzen nach dem Alter in der Schulstube, welche sie jeden Morgen reiheum besprengen und kehren müssen. Die Prüfungen sind häufig und streng, Belohnungen für die Fleißigen und Ehrengaben an Schreibematerial gewöhnlich.

Daß der Unterricht im chinesischen Reiche überaus allgemein und zweckmäßig seyn muß, beweiset schon der Umstand, daß im ganzen Reiche, selbst in den niedern Classen, Lesen und Schreiben Jedermann geläufig ist. Die Engländer trafen bei ihren Kriegszügen auf arme Fischer, mit denen sie sich schriftlich unterhalten konnten; überall sind Inschriften angebracht, auf jeder Waare ist der Werth derselben schriftlich angegeben. Das chinesische Volk steht also auch in dieser Beziehung auf einer höhern Stufe der Bildung als viele europäische; Sie wissen, daß in Italien, Frankreich

und England nur ein sehr kleiner Theil der Bevölkerung im Gebrauche der Schrift erfahren ist; ja, ich erinnere mich, daß ein französischer Gelehrter mir noch vor wenig Jahren mittheilte, daß in seiner Heimath genug Damen vorhanden, welche trotz der brillanten Figur, die sie in ihrem Salon machten, doch keineswegs die Feder zu führen im Stande wären.

Der Unterricht selbst besteht, wenn die ersten Schwierigkeiten des Handhabens der Schrift beseitigt sind, in der Mittheilung geschichtlicher Thatsachen, welche der Lehrer als Anknüpfungspunkte für die Entwickelung von Sitten- und Tugendlehren benutzt. Demnächst macht er die Kinder mit ihrer nächsten Umgebung und den Erzeugnissen derselben bekannt. Er lehrt sie sehen und hören, unterrichtet sie über die Gesetze und Staatseinrichtungen, und sucht die Ehrfurcht gegen Alles, was den Staat betrifft, bei den Knaben zu befestigen. Junge Leute, welche sich für den Staatsdienst ausbilden wollen, besuchen dann die Schulen in den Provinzialhauptstädten, von wo sie dann nach Peking sich begeben, um dort, wo die Academie der Wissenschaften ihren Sitz hat, die vollständige Kenntniß der Erzeugnisse des Landes, der Verwaltung, der Gesetzgebung und der gesammten Staatsverfassung kennen zu lernen. In diesen Anstalten finden zu festbestimmten Zeiten die strengsten Prüfungen statt, eine Einrich-

tung, wodurch man Unfähige und Unlustige sich fern hält. Die jungen Leute erhalten endlich einen academischen Grad und treten darauf in den praktischen Staatsdienst ein, für dessen sämmtliche Zweige sie gründlich vorbereitet sind. Eine einseitige Ausbildung für nur einen Zweig des Staatsdienstes, wie bei uns, wo z. B. der künftige Jurist, Militair, Forst- oder Bergmann nur sein Fach kennen lernt, mithin nur darin zu gebrauchen ist, findet nicht statt. Jeder wird für sämmtliche Abtheilungen des Staatsdienstes vorbereitet. Der Jurist muß verstehen, wie man eine Abtheilung Soldaten commandirt, oder wie man die Steuern zu erheben hat. Es ist dies freilich nur in einem Staate möglich, welcher ein so organisches Ganzes bildet und wo die verschiedenen Zweige der Verwaltung wohlgeordnet neben einander stehen, keiner den andern zu überwachsen und vor dem andern sich ungebührlich geltend zu machen versucht.

---

## Dreiundzwanzigster Brief.

Ich habe allerdings um Verzeihung zu bitten, meine gnädige Frau, daß ich einen so wichtigen Punkt, wie Brautstand und Heirath mit Stillschweigen übergangen habe. Sie ersehen aus meiner umgehend er-

folgenden Antwort meinen lebhaften Eifer, Ihrem Befehle nachzukommen.

In Beziehung auf Verheirathung wird es in China gerade so gehalten, wie in dem ganzen Orient, im alten Griechenland und Rom und in dem übrigen Europa noch vor hundert Jahren.

Der Abschluß des Ehebundes ist für den Menschen, wie Sie mir gewiß gern und willig zugeben werden, von der größten Wichtigkeit. Es handelt sich um das Lebensglück, um das Geschick der schönsten Jahre des kurzen, von der Vorsehung dem Menschen dargebotenen Zeitraumes. Dieser Bund wird in der Regel in demjenigen Lebensalter geschlossen, wo der Mensch noch keine rechte Fülle von Erfahrungen hat, wo er noch unter der Herrschaft seiner Sinne steht, wo der Schein, das Aeußere ihn bestimmt, wo er noch nicht im Stande ist, den Inhalt der Hülle zu erkennen.

Im chinesischen Reiche haben nun viertehalb Millionen Menschen folgende Ansichten, auf welche weder Sie, meine vortreffliche Freundin, noch ich je den geringsten Einfluß üben werden, daher wir denn am besten thun, sie hinzunehmen, wie sie eben sind.

Jeder Chinese hat das Bestreben, sobald er ins mannbare Alter gekommen, sich zu verheirathen, eine eigene Familie zu gründen und einen Sohn zu haben,

der die Familie fortpflanzt. Bis dahin, d. h. bis zu seinem 20. bis 25. Jahre bekommt er außer seiner Großmutter, Mutter, Tante und Schwester keine Frauen zu sehen. Seine Eltern wünschen seine Verheirathung, er selbst hat denselben Wunsch. Was ist also naturgemäßer, als daß die Eltern sich im Kreise ihrer Verwandten und Freunde nach einem Mädchen umsehen, das für den Sohn zur Gattin sich eignet. Haben die Eltern des Sohnes sich über die Wahl der künftigen Schwiegertochter geeiniget, so werden zunächst die Verwandten um Rath angegangen, dann aber bei den Eltern der Erwählten angefragt. Daß die jungen Leute selbst dabei berücksichtigt werden, ersehen wir aus den chinesischen Romanen und Dramen. Ist nun Alles einig, finden sich keine durch Stand und Rang oder das Gesetz bedingte Hindernisse, so beginnt die Bewerbung durch Unterhändlerinnen, Frauen, die sich eigens mit derartigen Angelegenheiten beschäftigen. Diese Frauen bemühen sich, durch Darlegung der trefflichen Eigenschaften des Bewerbers das Herz der Ersehnten zu rühren und durch die wohlgezielte Fülle ihrer Worte den Zweck ihrer Sendung zu erreichen.

In einem Staate, wo jedes Verhältniß geordnet ist, wo Sitte und Gesetz sich nicht feindselig gegenüber stehen, wo das Sichgehenlassen nicht gewöhn-

lich, wo der Mensch von Jugend auf sich beherrschen lernt, dürfen solche Einrichtungen uns nicht befremden. Sie werden, wenn Sie, liebe Freundin, sich das Vergnügen machen, die liebliche Erzählung, das Blumenblatt (übersetzt von H. Kurz. St. Gallen 1836) zu lesen, bemerken, mit welcher Liebe und Treue die Kinder auch in den Zuständen der höchsten Aufregung ihrer Eltern gedenken. In dem angeführten Roman sagt die edle Jaosin, als sie im Begriff steht, ihr Liebesweh durch den Tod zu enden: „Ich bin ja die einzige Tochter meiner Eltern; wer würde ihnen dann nach ihrem Tode den Weihrauch anzünden? So will ich denn mein trauriges Geschick ertragen und meinen Eltern bis ans Ende ehrfurchtsvoll dienen!"

Das Gesetz bestraft unerbittlich Ehebündnisse, die hinter dem Rücken der Eltern und andern Verwandten geschlossen werden; es gestattet nicht, daß ein Beamter ein Mädchen aus einer Familie heirathen darf, welche unter seinem Befehle oder seiner Gerichtsbarkeit steht, oder welche als Sängerin öffentlich aufgetreten ist.

Wenn die Vorsehung zwei junge Leute zusammenführt, so bieten diese Alles auf, um die Einwilligung ihrer Eltern und übrigen Verwandten zu erlangen, und wir haben in den chinesischen Gedichten und Erzählungen gar manche Beispiele von rührender Treue und Ausdauer liebender Herzen.

In der Regel aber sind die Eltern diejenigen, welche, wenn den Kindern keine Bekanntschaft sich darbietet, sorgfältig nach einem geeigneten Lebensgefährten für sie sich umthun; sie entwickeln darin dieselbe Thätigkeit, wie ehedem unsere guten Großmütter und Tanten. Die Zeitungen werden aber meines Wissens für diesen Zweck in China nicht benutzt.

Daß der Mann das Recht hat, eine zweite Frau ins Haus zu bringen, wenn der Himmel der ersten Kindersegen versagt, das wissen Sie, verehrte Freundin. Sie werden es erklärlich finden, wenn Sie bedenken, daß der Chinese keinen lebhaftern Wunsch hat, als einen Sohn zu haben und durch diesen die Hoffnung, daß seiner Familie ein längeres Bestehen gesichert sey.

Nun aber erlauben Sie mir Ihre Frage als beantwortet zu betrachten und in meiner Mittheilung fortzufahren. Der chinesische Staat ist ein innig zusammenhängendes Ganzes, eine große Familie, in welcher alle Mitglieder gleichen Anspruch auf Schutz und Förderung haben. Einen Adel oder einen außerhalb des Gesetzes stehenden Stand, wie die griechischen und römischen Sclaven, die indischen Paria, die mittelalterlichen Leibeigenen, giebt es nicht. Der Sohn des Dieners kann Staatsminister werden, wenn er die dazu nöthigen Fähigkeiten entwickelt. Rang und

Ehre erwirbt der Mann sich durch Kenntnisse und Weisheit oder durch Arbeit.

Nach den Arbeiten und Beschäftigungen ist die ganze Nation in Classen getheilt, die wir, da ein Uebertritt aus der einen in die andere gewöhnlich und der Stand und die Beschäftigung nicht wie im alten Aegypten und Indien erblich sind, nicht mit den Kasten verwechseln dürfen.

Den ersten Rang im Staate haben die, welche die Staatsverwaltung besorgen, die Gelehrten und Beamten, den zweiten die Landwirthe, den dritten die Handarbeiter und Künstler, den vierten die Kaufleute. Den letzten Rang nehmen diejenigen Leute ein, welche mit ihrer Person ohne eigentliche erzeugende oder fördernde Arbeit ihren Reis verdienen, wie Sänger, Schauspieler, Gaukler, Bettler, Mönche, Nonnen, so wie die Priester, namentlich der Buddhisten und anderen Secten.

Der hohe Rang, welchen der Staat dem Landwirth gewährt, hat seinen Grund in der Erfahrung, daß der Ackerbau die sicherste Grundlage des Gedeihens der Völker ist. Bedenken Sie nun, daß in China der Ackerbau bereits seit mehr als 4000 Jahren mit Ernst und Eifer betrieben worden, daß der Staat dort kein Mittel zur Hebung desselben unversucht ließ, so werden Sie Sich nicht wundern, daß alle Zweige

der Landwirthschaft eine so vollendete Ausbildung erlangt haben. Den Grund zur Belebung des Ackerbaues und des auf demselben beruhenden Verkehrs legte der Kaiser Schün, indem er einem talentvollen, jungen Manne, Yü, die Regulirung der Gewässer des Landes übertrug. Yü, späterhin zum Nachfolger Schün's ernannt, beendigte seine derartigen Arbeiten im Jahre 2278 vor Christi Geburt. Die sämmtlichen Hauptströme Chinas fließen von den Gebirgen im Westen des Reiches nach Osten dem Meere zu. Yü führte daher den noch jetzt bestehenden großen oder Kaisercanal vom Golf von Petscheli bis zu dem Alpensee Schu und schnitt somit alle Querströme in der Richtung von Norden nach Süden. Die kleinen Flüsse füllen die Canäle mit Wasser und die großen führen die Ueberwucht dem Meere zu. Der Kaisercanal durchschneidet in mannichfachen Krümmungen zehn Breitengrade, ist von 200 bis 1000 Fuß breit, sein Gefälle beträgt oft drei Fuß auf die englische Meile; bald ist der Canal tief in Berge eingeschnitten, bald läuft er auf einem wohl 20 Fuß hohen Damme durch die Ebene, ja durch Seen. Es fehlt nicht an Schleußen oder an Brücken über denselben, wo der Verkehr diese nothwendig macht. Mit den Flüssen und stehenden Gewässern ist der große Canal durch eine Menge Nebenarme verbunden, in welche, wenn sie bedeutend

höher gelegen sind, das Wasser durch Räder gehoben wird, die höchst einfach aus Bambus gefertigt, Tag und Nacht arbeiten können.

Durch dieses seit 4000 Jahren fortwährend sorgsam gepflegte und weiter geführte Canalsystem ist es möglich, dem Landbau, selbst wo er die Berge durch Terrassirung urbar gemacht hat, das nöthige Wasser zuzuführen und denselben von den Zufälligkeiten der Witterung minder abhängig zu machen. Außerdem bietet dieses weitverzweigte Canalsystem dem Landwirth eine Menge Straßen dar, auf denen er mit geringem Aufwand von Kraft und Mitteln seine Erzeugnisse auf die Märkte bringen kann. Endlich aber ist durch dieses System die Zucht der so nützlichen Wasservögel wesentlich gefördert.

Alle Reisende, welchen es verstattet war, das Innere des chinesischen Reiches aus eigener Anschauung kennen zu lernen, versichern einstimmig, daß alle Landstriche überaus sorgfältig bis in die höhern Gebirge hinauf angebaut, daß auf diesen Canälen eine Menge Fahrzeuge mit Erzeugnissen und Bedürfnissen des Landmannes im Gange sind. Durch diese Wasserstraßen aber sind die Landstraßen überflüssig geworden und dadurch dem Lande hunderte von Quadratmeilen für den Ackerbau gewonnen. Großer Landstraßen giebt es eigentlich in China nur zwei, die von Peking nach

Westen und die von der Hauptstadt nach Kantong im Süden führende; außerdem hat man nur schmale Fußpfade, meist von Stein, die für Fußgänger bestimmt sind.

Ist es nicht bewunderungswürdig, meine verehrte Freundin, daß wir im fernen Osten Asiens eine ungeheure Landesfläche von einem Canalsystem durchzogen finden, wodurch der Mensch Herr eines Elementes geworden ist, das ihm bei uns zuweilen so sehr zum Verderben gereicht, seine Werke zerstört und verwüstet. In den europäischen Staaten kehren fast alljährlich sowohl Wasserfluthen, als Wassermangel wieder; allein in keinem größern Staate hat man daran gedacht, das Uebel an der Quelle zu fassen. Die Römer haben allerdings Einzelnes in dieser Beziehung versucht, die Araber haben in Spanien und Sicilien die Gewässer theilweis geregelt; Karl der Große versuchte eine Verbindung zwischen der Donau und dem Rhein herzustellen, welche nach tausendjähriger Unterbrechung König Ludwig durchführte; Friedrich der Große und Napoleon haben Canäle gebaut, auch wir in Sachsen sind durch den Bergwerkbetrieb und die Holzflöße zu Canalarbeiten genöthigt worden. Allein ein, ganz Deutschland umfassendes Canalsystem, eine dadurch ermöglichte sichere Beherrschung und Benutzung der Gewässer des Landes ist nicht einmal versucht worden. Ich sollte

meinen, daß man die Herstellung eines solchen Werkes ganz bequem mit den Summen hätte bestreiten können, welche man seit 15 Jahren auf die Herstellung und Unterhaltung der Eisenbahnen verwendet hat.

Verzeihen Sie mir diese Abschweifung und folgen Sie mir aufs Neue zur Betrachtung des chinesischen Wesens. Ein Grundzug desselben ist die sorgfältige Benutzung aller von der Natur dargebotenen Hülfsmittel. Der chinesische Landmann, wie der Städter, läßt nichts umkommen, was den Erzeugnissen des Bodens zur Nahrung und Förderung dienen könnte. Alle thierischen Abfälle jeder Art, Knochen, Hufe, Haare u. s. w. werden überall in Städten, wie auf dem Lande emsig gesammelt, für den Transport in die Ferne mit Pflanzentheilen zweckmäßig gemischt und zubereitet. Der Boden wird je nach Bedürfniß der demselben anvertrauten Pflanzen bearbeitet und durch Zusätze tragbar gemacht, und die Versuche, die wir in unsern Landwirthschaften mit den Düngerarten vornehmen sehen, finden wir dort zu einer auf Erfahrung beruhenden Wissenschaft schon längst ausgebildet.

Bemerkenswerth ist es, daß im chinesischen Reiche der Ackerbau die Viehzucht so sehr beschränkt hat. Kühe, Pferde, Esel, Kameele werden wenig gehalten, weil sie zu viel Grund und Boden zu ihrer Ernährung bedürfen, die man zweckmäßiger für den Men-

schen benützen zu müssen meint. Dagegen werden Schweine desto mehr gehalten, die in Ställen gut gedeihen, ferner Hühner und Enten, die man jedoch von dem Geschäft des Brütens abhält. Sie haben gewiß von den Entenschiffen der Chinesen gelesen, die den Thieren nur zur Nachtruhe und zur Lagerstätte dienen, da sie am Tage in den Flüssen und an den Seeküsten im Wasser leben müssen. Das Brüten besorgen die Besitzer der Thiere selbst. Einen wesentlichen Theil der chinesischen Oeconomie bildet die Seidenraupenzucht, die man auf eine bewunderungswürdige Höhe gebracht hat. Die Seidenraupe liefert nächst der Baumwolle den Chinesen den vorzüglichsten Kleiderstoff.

Durch das Canalsystem wurde dem Ackerbau die sicherste Grundlage gegeben; durch die hohe Stellung, welche der Staat dem Landmann in der Gesellschaft angewiesen und durch die fortgesetzte Aufmerksamkeit und Förderung, die er seinen Arbeiten zuwendet, wird die Lust und Liebe dazu im Volke rege erhalten. Sie wissen, daß alljährlich der Kaiser im Frühjahr eine feierliche Pflügung eines gewissen Feldes vornimmt, und daß er selbst nach der Ernte dem Himmel ein feierliches Dankopfer für die gewährte Gnade darbringt. Der Kaiser hat nächstdem die Verpflichtung, diejenigen Landwirthe, die sich durch verständige Wirthschaft, durch sorgfältige Pflege ihres Grund und Bo-

dens, durch standhafte Bezwingung natürlicher Hindernisse, auszeichnen zu belohnen, indem er ihnen einen erhöhten Rang anweiset, das heißt sie in eine Classe der Staatsbeamten stellt und zu öffentlichen Personen erhebt.

Die Regenten des chinesischen Staates sind der Ansicht, daß ihre erste Sorge auf die materielle Wohlfahrt des Volkes gerichtet seyn müsse. Sie sagen damit nichts anders, als die griechischen Weisen: nur in einem gesunden Leibe kann eine gesunde Seele wohnen. Diese chinesischen Regenten kommen stets auf den Satz zurück, daß nur ein wohlhabendes Volk ein glückliches seyn könne, daß Armuth und Elend zur Unzufriedenheit und Empörung führen, daß daher die Regierung Alles aufzubieten habe, um den materiellen Wohlstand zu heben. Wenn daher einen Landstrich ein Unglück, wie Hagelschlag, Dürre, Heuschreckenfraß oder dergleichen betrifft, so sendet die Regierung sofort Lebensmittel und Getraide zur Aussaat dort hin und erläßt den Bewohnern die Abgaben bis zu der Zeit, wo sie sich von ihrem Verluste erholt haben. Wo aber die Beamten nachlässige oder lüderliche Wirthe bemerken, ziehen sie dieselben zur Verantwortung und bestrafen sie auch nöthigen Falls. Denn, kann es auch dem Staate gleich seyn, ob der oder jener Landwirth mehr oder mindern Ertrag von seinem

Grund und Boden habe, so hält er sich doch verpflichtet, darauf zu sehen, daß er nicht etwa durch böses Beispiel auf die Nachbarn üblen Einfluß ausübe. Ein leichtsinniger Wirth schadet Andern mehr, als sich. Er ist als unmündig zu betrachten und muß daher bevormundet werden.

---

## Vierundzwanzigster Brief.

Dacht ich es mir doch gleich, daß Ihre Antwort auf meine letzte Zuschrift nicht ganz ohne Dornen seyn würde. Ich muß Ihnen aber trotz dem bekennen, daß ich für eine Hauptquelle unsers europäischen Elends das unselige Sichgehenlassen, oder wie man es gern nennt, das Bummeln halte. In den Wirthshäusern und Kneipen ist die hohe Schule der Negation, der Entsittlichung begründet.

Vernehmen Sie, wie die chinesische Regierung diesem Uebel vorzubeugen weiß. In den Schulen werden bei den Kindern die Gefühle der Ehrfurcht gegen Aeltern, gegen die Obrigkeit, gegen den Kaiser erweckt und angeregt. In den Ortschaften duldet man keine Tagediebe und Müssiggänger, im Staate kann keiner Ansehen und Geltung erlangen, der sich nicht

einer nützlichen Thätigkeit hingiebt. Nur Arbeit und Verdienst bringt Ehre. Geburt und Geld geben Niemandem einen Vorzug. Jede Stadt ist in gewisse Quartiere getheilt, welche des Abends zu bestimmter Stunde gesperrt werden. Niemand darf nach Sonnenuntergang ohne Laterne durch die Straßen gehen. Der Tage, an welchem das Gesetz die Arbeit verbietet, giebt es nur drei, den Neujahrstag, das Frühlingsfest und das Erntefest. In jedem Monate versammeln die Beamten das Volk zweimal und ermahnen dasselbe zu ordentlichem, friedfertigem Leben, zur Ausdauer in Arbeit und Geschäften; sie erklären demselben die Gesetze, die Verfassung des Staates. Vor Allem aber gehen sie dem Volke mit dem Beispiel der Arbeitsamkeit und Gewissenhaftigkeit voran.

Die chinesischen Staatsbeamten wenden nicht allein dem Ackerbau, sondern auch allen Gewerben ihre Aufmerksamkeit zu, indem sie nicht sowohl die Handwerker, als die Erzeugnisse derselben beaufsichtigen. In jeder Stadt sind Schauämter vorhanden, in welche eine jede zum Verkauf bestimmte Waare gebracht und abgeschätzt wird. Man hat für diesen Zweck sämmtliche Gewerbserzeugnisse unter gewisse Classen, je nach ihrer Beschaffenheit, gebracht. Der abschätzende Beamte erklärt demnach, daß dieses oder jene Stück Seiden- oder Baumwollenzeug, dieser Schrank oder jenes Gefäß

in die eine niedere, mittlere oder höhere Classe gehöre, dem zufolge aber so und so viel werth sey. Jeder Arbeiter bestrebt sich daher, seine Waare möglichst gut zu liefern, um ihr eine möglichst hohe Schätzung zu verschaffen. Sie sehen an mancherlei Gegenständen meiner Sammlung, die aus China stammen, z. B. an den niedlichen Schuhen mehrere Charaktere, welche den amtlich bestimmenden Werth derselben zeigen. An allen chinesischen Waaren aber werden Sie eine Vollendung bemerken, die den gewöhnlichen europäischen, in der Regel auf den Schein gearbeiteten Gewerbserzeugnissen abgeht. Sie bemerken, daß alle chinesischen Sachen mit Lust und Liebe gearbeitet sind. Dies ist eine Folge der Ehre, mit welcher der Staat den guten Arbeiter belohnt, der Aufmerksamkeit, die er seinen Erzeugnissen zollt.

Sie wissen, daß ich gern Gegenstände meiner Sammlung solchen Handwerkern zeige, bei denen ich nähern Aufschluß über die technische Behandlung bei der Anfertigung derselben zu finden hoffen darf. Als ich nun einem Korbmacher das saubere und dauerhafte Flechtwerk an chinesischen Schuhen zeigte, erwiderte er mir: das muß mit sehr künstlichen Maschinen gemacht seyn, mit der Hand kann man so was nicht zu Stande bringen. Aehnliche Antworten habe ich mehrfach vernehmen müssen. Ich aber wurde dadurch in der Ansicht

bestärkt, daß das Maschinenwesen auf alle Handarbeit einen sehr verderblichen Einfluß übt, daß es den Menschen abhält, seine Willenskraft auf den herzustellenden Gegenstand zu concentriren, seine Hand, sein Auge möglichst auszubilden, ja daß es den Handwerker vom Denken entwöhnt, die Lust und Liebe zur Arbeit bei ihm mindert und ihn somit zum Diener der Maschine macht. Ich kenne das ganze Fabrikwesen genau und könnte Ihnen Belege liefern, wie es im Menschen allen Sinn für Familienleben zerstört, wie es Langeweile in ihm erweckt, wie es ihm alles Gottvertrauen, allen sittlichen Halt raubt.

Im chinesischen Reiche giebt es nur Maschinen zur Bezwingung solcher Lasten, für welche die menschliche Kraft nicht ausreicht. Alle Gewebe, Geflechte, Schnitzarbeiten u. s. w. werden mit sehr einfachen Werkzeugen, aber mit sehr geübten Händen und Augen gefertigt. Von welcher ausdauernden Lust zur Arbeit zeugen nicht jene kostbaren Drechseleien und Schnitzwerke in Elfenbein, Holz und dem harten, chalcedonartigen Jade; wie vortrefflich sind nicht die Gewebe und Stickereien in Seide und Sammet, und wie einfach die Apparate dazu, bei denen die Hauptsache allemal durch die menschliche Hand verrichtet wird. Wie elegant und dauerhaft sind nicht die Tapeten, die als Zimmerschmuck dienenden zierlich geschnitzten Stühle,

Tische, Untersetzer, Gestelle, Schränke und Kästchen mit den reichen Einlegungen von Elfenbein, Schildpatt, Perlmutter, Metall. Ich erlaube mir ferner Sie an die Porzellanarbeiten zu erinnern, von denen unsere Fabrikanten bekennen, daß sie doch nicht im Stande wären, so dauerhafte und in der Form so kühne Gefäße herzustellen. Die Ursache ist bekanntlich die, daß die Chinesen ihre Porzellanerde drei Menschenalter in Gruben der Gährung überlassen, während unsere Fabrikanten die Erde sofort in Anwendung bringen.

In einem Staate, wo der Ackerbau so hoch steht, wo die freie Handarbeit in Ehren gehalten und nicht durch die Scheinwaaren, wie die Maschinen sie liefern, im Preise herabgedrückt wird, wo der Mensch mit Lust und Liebe seinem Berufe obliegt, wo Müßiggang Schande und nach Befinden Strafe zur Folge hat, und wo vor allem die Gefühle der kindlichen Ehrfurcht und des Gehorsams das Volk durchdringen und der Geist der Ordnung seit Jahrtausenden heimisch ist — wird es uns nicht befremden, auch das gesammte Finanzwesen im höchstblühenden Zustande und im innigsten Zusammenhange mit den übrigen Institutionen zu finden.

Vernehmen Sie, verehrte Freundin, zuvörderst die Grundzüge der chinesischen Staatsverfassung, die auf der sorgfältigen Ueberwachung aller Zweige der Verwaltung beruht.

Der Familienvater ist für die Seinigen, der Aelteste der Gemeinde für die Glieder derselben verantwortlich; in den Städten haftet der Straßenälteste für seine Mitbürger; die Stadt, die Provinz haben jede ihren eignen Vorstand; die Provinzialvorstände, die Vicekönige stehen unter den Ministerien, deren sechs vorhanden sind. Das erste Ministerium hat die Beaufsichtigung sämmtlicher Civilbeamten; es besetzt die Stellen, hält das Verzeichniß der Beamten, besorgt die Belohnung und Bestrafung derselben. Das zweite Ministerium ist das der Finanzen, bei demselben sind die Steuerlisten, es besorgt die Gehalte der Beamten, die Münzen, Salz- und Bergwerke. Das dritte Ministerium, das wir als Cultusministerium bezeichnen können, überwacht Sitten und Gebräuche, die öffentlichen Opfer, den Staatscalender, Gesandtschaften und dergleichen. Das vierte ist das Kriegsministerium, unter welchem auch Steuererhebung, Zollwesen, Post und öffentliche Sicherheit stehen. Das fünfte oder Justizministerium ist aus 14 Unterabtheilungen nach den 14 Provinzen zusammengesetzt. Das sechste Ministerium ist das der öffentlichen Arbeiten, wie der Dämme, Canäle, Straßen, Brücken, Magazine, der Ehrendenkmale, der kaiserlichen Lastschiffe.

Jedes dieser Ministerien hat neben dem Palaste

des Kaisers seine Räumlichkeiten. Ein jedes ist zusammengesetzt aus zwei Vorsitzenden, vier Beisitzern und 24 Räthen, nebst dem Canzlei- und Dienstpersonal. Außerdem ist in jedem Ministerium ein Kotau, d. h. Censor, der den Sitzungen beiwohnt, die Acten revidirt, Willkürlichkeiten rügt und dem das Recht zusteht, selbst des Kaisers Majestät auf Unregelmäßigkeiten aufmerksam zu machen. Neben den Ministerien, die in besonders wichtigen Fällen als Gesammtministerium unter dem Vorsitz des Kaisers zusammentreten, sind noch mehrere mit besondern Einzelnheiten der Staatsverwaltung betraute Collegia vorhanden, z. B. die Academie der Wissenschaften, welche die Ausbildung und Prüfung der künftigen Staatsbeamten, so wie die Erziehung der kaiserlichen Prinzen überwacht. Ein anderes Collegium besorgt die Beaufsichtigung der Beamten und sendet seine Mitglieder deshalb auf Reisen in alle Gegenden des Reiches, ein drittes oder Rath der höchsten Vernunft und Gerechtigkeit untersucht die Aussprüche der Gerichte und demselben legt der Kaiser besonders schwierige und zweifelhafte Fälle zur Berathung vor.

Ueber allen Ministerien steht der Kaiser, der dem Himmel verantwortlich, sich als den Stellvertreter desselben betrachtet. In zweifelhaften oder streitigen Fällen hat er die letzte Entscheidung, die mit der

größten Aufmerksamkeit beachtet wird und unter der Controle der sorgfältig beachteten öffentlichen Meinung steht?*)

Wo aber, höre ich Sie fragen, ist nun aber die Volksvertretung? Giebt es in China denn keine Landstände, Abgeordnete, keine Kammern? Werden dort keine Vertreter vom Volke gewählt?

Nein, meine Gnädige, das Volk wählt keine Vertreter, da dasselbe bereits durch die Beamten vertreten ist. Wohl aber wählen der Kaiser und seine Beamte aus dem Volke Sachverständige und Männer, die als rechtschaffene Leute, als gewissenhafte Arbeiter sich auszeichnen, aus, um vorkommenden Falls ihren Rath zu vernehmen und sorgfältig zu benutzen. Jede neue Erfindung, jede nützliche Verbesserung gelangt auf diese Weise sofort zur Kenntniß der Regierung, wird da geprüft, und wenn sie sich bewährt angenommen und angewendet. Daher aber auch das unbedingte Vertrauen, dessen sich die Regierung im ganzen Reiche erfreut und der willige Gehorsam, den sie überall im Volke findet, wie wir aus den englischen Berichten über den letzten Krieg mehrfach ersehen.

In derselben Weise, wie in Peking, dem Sitze des Kaisers und der Ministerien, die Geschäfte des

---

*) Die Beispiele im 6. Bande der C. G. S. 167.

großen Ganzen gegliedert sind, bestehen in den Provinzen, Städten und Gemeinden die nothwendigen Behörden, welche fortwährend durch die im Lande umherreisenden Beamten überwacht werden. Das persönliche, meist unerwartete Erscheinen der Revisoren erhält die Verwaltungsbeamten stets in Spannung und Aufmerksamkeit. Ja die Kaiser selbst haben stets einen Theil ihrer Zeit nicht besser anwenden zu können gemeint, als wenn sie die einzelnen Provinzen des unermeßlichen Reiches bereiseten. Wir haben in den Memoiren des Kaisers Kang-Hi eine wichtige Sammlung der interessantesten auf solchen Amtsreisen von ihm aufgezeichneten Bemerkungen und Beobachtungen. Wir ersehen daraus, wie dieser treffliche Regent nichts für zu gering, zu unwürdig für seine Beachtung hielt. Landwirthschaft und Gewerbe, Naturerzeugnisse und Himmelserscheinungen, Menschen und ihre Sitten, Alles beachtet er mit durchdringendem Blicke, von Allem sucht er Grund und Ursache auf. Wir werden dadurch an die jährlichen Inspectionsreisen Friedrichs des Großen erinnert, der gar wohl wußte, welchen hohen Werth und nachhaltigen Einfluß das persönliche Eingreifen des Königs in allen Staatsangelegenheiten übt. Waren doch auch die alten deutschen Könige und römischen Kaiser den größten Theil des Jahres auf Reisen, um überall nachzusehen, wie man die Geschäfte

besorge. Bin ich doch selbst Zeuge gewesen, welchen wohlthätigen Einfluß auf alle Zweige des Staatshaushaltes die persönliche Anwesenheit des weisen und wohlwollenden Leopold von Toscana übte.

Sie wissen, als erfahrne Hauswirthin, welche große Rolle Einnahme und Ausgabe in der Haushaltung spielen, wie hier die Quelle von Zufriedenheit und Wohlstand zu suchen. Wie in dem Haushalt, so ist es auch im Staate. Wenn nun die Schulden eines Privatmannes oder eines Staates der sicherste Barometer seines Wohlstandes sind, so muß der chinesische Staat zu den bestverwalteten gerechnet werden. Er hat nämlich gar keine Staatsschuld. Im Ministerium der chinesischen Finanzen ist ein Staatshauptbuch vorhanden, in welchem mit der größten Genauigkeit die Form, die Größe und Verzierung der Gebäude, der verschiedenen Geräthe, Kleider, Mundvorräthe beschrieben sind, die am kaiserlichen Hofe gebraucht werden. Ferner sind verzeichnet und beschrieben die öffentlichen Magazine mit ihrem Bedarf, dann die Salz- und Bergwerke, die Forsten, Brücken, Schleußen, Canäle, Dämme, Straßen, Befestigungen u. s. w. Es ist namhaft gemacht jeder Zufall, jedes Unglück, was dabei vorkommen kann, und dabei die Summe oder Leistung bemerkt, die er veranlassen könnte. Alle Einkünfte sind nach dem größten und nach dem ge-

ringsten möglichen Ertrag berechnet. Alles ist, wie ein französischer Berichterstatter bemerkt, mit solcher Umsicht auf alle Fälle gemessen und erwogen, daß kein Zufall, kein Unglück eintreten kann, zu dessen Abwehr man nicht Hülfsmittel bereit hätte. Der Staat macht allen Aufwand, den er machen soll, jede Ausgabe zu ihrer rechten Zeit und er macht sie alle auf eine Art, die seiner würdig ist. Ich verweise Sie auf das in meinem 6. Bande (S. 168) mitgetheilte chinesische Staatsbudget, wo Sie weitere Belege für meine Mittheilung finden.

Die Abgaben und Zölle sind im chinesischen Reiche mäßig und schon deshalb für die Steuerpflichtigen weniger drückend, als sie durchgehends in Natur- oder Gewerbserzeugnissen geliefert werden, die von den Einnehmern auf den Staatsschiffen in die kaiserlichen Magazine geschafft und dort als Gehalt an die Beamten gegeben werden. Diese Magazine enthalten ungeheure Vorräthe an allerlei nützlichen Gegenständen, wie Getraide, Kleiderstoffe, Salz, Metalle, Holzvorräthe und dergleichen. Tritt nun in irgend einem Theile des Reiches ein Unglück ein, so ist die Regierung sofort im Stande, thätige Hülfe und wirksame Unterstützung zu gewähren, somit aber den Folgen von Mißernten vorzubeugen. Ebenso sind die reichsten Vorräthe von Waffen, Schiffsbedürfnissen und

andern, dem öffentlichen Verkehr nothwendigen Dingen vorhanden.

Eigenthümlich ist es, daß im chinesischen Reiche, die geringe Scheidemünze ausgenommen, die ich Ihnen in meinen Sammlungen vorgelegt, gar kein baares Geld vorhanden ist. Man rechnet nach Taels, 2 Unzen Silber, die man aber nicht prägt, sondern nach dem Gewichte ausgiebt. Es ist diese Einrichtung eine Frucht der großartigsten Erfahrung. Denn man hat in China alle nur erdenkliche Münzoperationen, selbst Papier- und Ledergeld, durchmachen müssen, ehe man auf das Einfachste, den innern Werth der Waare und Gewerberzeugnisse zurückgekommen ist. Der Staat erspart die Prägekosten und macht die Falschmünzerei geradezu unmöglich.

Auf die Canäle, Brücken, Dämme wird, sowie auf Sicherheit des Eigenthumes und der Personen die größte Sorgfalt verwendet, und die Polizei, wozu das Militair dient, streng geübt. An den beiden großen Kaiserstraßen, längs der Canäle, in den Städten und wo es sonst nothwendig, sind Wachtposten so aufgestellt, daß einer dem andern sofort durch Signale Mittheilungen machen kann. Diese Wachtposten besorgen auch die Post, indem stets Couriere bereit stehen, wenn es gilt, wichtige Befehle schleunig weiter zu befördern. Die Soldaten, welche übrigens nicht

durch Conscription, sondern durch Werbung sich ergänzen, besorgen auch den Zolldienst und den Dienst in den Gerichtsstätten als Häscher und Thürhüter. Die Armee besteht aus einer Million Infanterie und 800,000 Reitern. Sie kostet dem Staate 75 Millionen Unzen Silber, wofür aber der ganze Post-, Polizei-, Grenz-, Zoll- und Steuerdienst mit besorgt wird. Die Soldaten sind durchgängig verheirathet und haben kleine Grundstücke mit Häuschen inne.

---

## Fünfundzwanzigster Brief.

Sie müssen freilich, meine verehrte Freundin, das chinesische Reich auch ohne zwei Kammern und Wahlgesetze hinnehmen. Auch bitte ich, mir zu gestatten, daß ich Sie auf die Stellung des Kaisers besonders aufmerksam mache, Ihnen einige Bemerkungen über Gesetze, Kriegswesen und Religion beifüge und Sie einlade, wenn auch nicht alle Bände der Memoiren zu lesen, welche die französischen Jesuiten über China bekannt gemacht haben, doch das Weitere in dem bereits erwähnten sechsten Bande meines Werkes anzunehmen. Der Kaiser ist in China durchaus kein absoluter Herrscher; er ist das, als was Friedrich der

Große sich selbst bezeichnete, der erste der Staatsdiener, und hat nur in Fällen, wo das Gesetz oder die Ansicht der Ministerien einen Zweifel übrig läßt, die letzte Entscheidung zu geben. Der Kaiser genießt als Sohn und Stellvertreter des Himmels der höchsten irdischen Ehren. Seine Person ist heilig und unverletzlich. Die größte Sorgfalt wird auf die Erziehung und Ausbildung der kaiserlichen Prinzen verwendet, aus denen von dem Kaiser, den sämmtlichen kaiserlichen Prinzen und den Staatsministern der Nachfolger des Kaisers gewählt wird. Es hängt diese Art der Bestimmung der Regierungsnachfolge mit dem ganzen Staatssysteme innig zusammen, demzufolge die Geburt dem Menschen nicht seine Stelle im Staate anweiset. Der Kaiser ist der Wächter der Gesetze und der Rechtspflege, die in China öffentlich ist. Der Richter sitzt mit seinen Gehülfen in der offenen Gerichtshalle, neben ihm liegt das Gesetzbuch, das aus 436 Sätzen besteht und nach der officiellen chinesischen Ausgabe vom Jahre 1799 sechszehn Hefte, in der französischen Uebersetzung aber zwei mäßige Octavbände bildet (s. C. G. VI. 172). Es ist dieses Gesetzbuch die gereifte Frucht einer Erfahrung von mehr als 4000 Jahren. Die Gesetzgebung China's beruht auf dem Grundsatze, daß Jemand, der dem Andern Schaden zugefügt hat, denselben vor allen Dingen wieder gut zu machen habe, d. h.

daß er Ersatz leiste. Geschieht das, so erfolgt das erste Mal keine weitere Strafe. Gerichtskosten giebt es nicht, da der Richter für seine Arbeit vom Staate bezahlt wird. Wohl aber nimmt der Richter den Uebelthäter vor und unterrichtet ihn auf's Neue in den Grundlehren der Moral, auf denen das ganze Staatsgebäude beruht. Wiederholt der Belehrte sein Vergehen, dann erst tritt Strafe ein, welche in 10—100 Hieben, in Verbannung von mehrfacher Dauer und Entfernung aus der Heimath, und für Verwandtenmord und Hochverrath in dreifach verschiedener Todesstrafe besteht. Gefängniß als Strafe wendet man ebenso wenig an, als den Eid für den Beweis.

Die moralische Erziehung der Nation und die vortreffliche Polizei sind die sichere Bürgschaft für die Aufrechthaltung der Gesetze, die in zahllosen Exemplaren über das ganze Reich verbreitet und von Jedermann gekannt sind. Die Polizei wird von dem Heere besorgt. Die Soldaten, die, wie im alten Aegypten, sich für ihre Lebenszeit ihrem Berufe widmen, haben die Aufgabe, die Ordnung und öffentliche Sicherheit nach Innen und nach Außen im Staate aufrecht zu erhalten. Ihre Pflichten sind in eigenen gesetzlichen Verordnungen sorgfältig verzeichnet. Wir haben in den zehn Lehren, welche Kaiser Yong-Tscheng im Jahre 1728 an die Kriegsbeamten erließ, in den fünf

Kriegsartikeln des Generals Jang-Kin, in der Kriegskunst des Generals Du-Tse, in dem Buche Lou-Tao eine reiche Quelle der Belehrung über die Art und Weise, wie das Kriegsheer gegliedert ist und nach welchen Grundsätzen dasselbe sein Amt ausübt, und ich habe deshalb auch (C. G. VI. 253.) aus diesen Büchern umständliche Auszüge gegeben, auf die ich Sie, verehrte Freundin, hiermit verwiesen haben will. Es sind immer die Grundsätze der Menschenliebe, der Gerechtigkeit, der Ehrfurcht und des Gehorsams, welche diese Gesetze athmen. General Jang-Ki sagt unter anderem: Wenn das Kriegsheer im Lager sich befindet, so muß es sich zu jeder Zeit an jedem Orte, unter allen Umständen so betragen, daß das Volk die Ueberzeugung gewinnt, es habe der Soldat die Waffen nur zu seiner Vertheidigung in der Hand; wenn der Soldat seine Vorräthe verzehrt oder zerstört, muß das Volk die Ueberzeugung haben, daß dies nur geschieht, um seine Ernte zu schützen, daß er den Krieg nur des Friedens wegen führt, und daß er den vorübergehenden Schaden nur anstiftet, um wirkliche Vortheile herbeizuführen, die sein Glück begründen werden. Das Volk wird aber diese Ueberzeugung gewinnen, wenn die Menschlichkeit, die Gerechtigkeit, Anstand, Würde, gute Sitten bei den Officieren und Soldaten herrschen. Dann wird das Volk sich auch fügen und Alles willig

für den Soldaten thun. Es wird mit Vergnügen einen Theil seiner Bedürfnisse hergeben, um dem Soldaten Ueberfluß zu verschaffen und seine Kräfte, seine Gesundheit und sogar sein Leben wagen, um ihm zu dem Erfolge zu verhelfen, dessen Frucht es mit den Soldaten einst theilen zu können glaubt. — Es ist, sagt Jang-Ki ferner, wider die Würde eines Kriegsheeres, wenn es sich unanständig beträgt. Der Ruhm oder die Schmach eines Volkes, die Ehre oder Unehre eines Fürsten, der Schaden oder das Heil eines Reiches hängen von dem Betragen seines Heeres ab. Es darf sich niemals zur Unzeit Gefahren aussetzen, es darf keinen falschen Weg einschlagen, ja keinen falschen Schritt thun. Es darf keine Schlacht liefern, keinen Kampf, kein Scharmüzel eingehen, weder vor- noch rückwärts sich bewegen, ohne daß von zehn Theilen acht so stehen, daß der offenbare Vortheil auf seiner Seite steht. Es muß also stets auf seiner Huth und nach Möglichkeit gegen alle übeln Zufälle gerüstet und vorbereitet seyn.

Sie erkennen mit mir in diesen Grundsätzen die weise, ruhige Vorsicht, welche das chinesische Finanzsystem, wie alle Institutionen des Reiches durchdringt, und welche eben auf einer unablässig fortgesetzten Beobachtung und Erfahrung beruht. Der Staat nimmt keine Aenderung in irgend einer Einrichtung vor, welche ihm nicht durch die Erfahrung sich bewährt hat.

Ich wartete mit allem Fleiß bis jetzt, bevor ich eine Stelle in Ihrem letzten Briefe beantworte, welche also lautet: „Das chinesische Reich kommt mir aber doch wie eine Mumie, wie eine Versteinerung vor, welche eben kein frisches Leben mehr hat." Sie erlauben mir, Ihnen zu bemerken, daß ein Staat, dessen einzelne Theile in rechtem Ebenmaaße stehen, so daß ein Theil den andern unterstützt, ein wohlgeordneter ist. Er gleicht dann dem gesunden menschlichen Körper, wie er aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen ist. Die Organe der Ernährung und des Athmens führen denen der Bewegung und Thätigkeit den nöthigen Stoff zu und werden von diesen hinwiederum in ihrem Geschäft unterstützt. Uebermäßiges Gedeihen des einen oder des andern Gliedes würde den übrigen zum Schaden gereichen. Jene, gesunden Naturorganismen eigenthümliche Harmonie finden wir auch im chinesischen Staate, wo jeder Theil der Verwaltung, jede Bedingung gesetzmäßiger Entwickelung berücksichtigt ist. Die Chinesen haben meist Alles das, was in Europa gegenwärtig erstrebt wird. Sie haben vortrefflich geordnete Finanzen und Gesetze, öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren, vollkommene Preß-, Glaubens- und Denkfreiheit, volle persönliche Freiheit, Gewerbefreiheit, Gleichheit Aller vor dem Gesetze. Jeder kann sagen, drucken lassen,

glauben und treiben was er Lust hat, wenn er nur nicht Sitte, Gesetz und das Recht der Andern oder das Bestehen des Staates verletzt und seinen gleichberechtigten Nebenmenschen feindselig entgegentritt. Wer den Kaiser und die Regierung mit Schrift, Rede oder That schmäht und beleidigt, wird natürlich bestraft, wer den Andern mit Reden oder in Schriften verleumdet, wer die Pflichten gegen seine Eltern und Verwandten aus den Augen setzt, den trifft die Strenge des Gesetzes ohne Ansehn der Person. Wer da lehren wollte, es sey Unsinn, das Alter zu ehren und demselben dankbare Gesinnung zu äußern, den würde man in China zuvörderst als einen Narren betrachten, wenn er aber seine Ansicht geltend machen oder gar bethätigen wollte, als einen Verbrecher streng bestrafen. Wer sich weigern wollte, dem Kaiser die schuldige Ehrfurcht zu erweisen, würde allerdings sehr übel ankommen. Da die kaiserliche Regierung in allen ihren Verordnungen und Erlassen stets versichert, daß es ihr höchstes Bestreben sei, das Volk möglichst glücklich zu machen, da sie das durch die That fortwährend beweiset, da sie unablässig die größte Aufmerksamkeit auf dessen Wohlstand wendet, da gewissenlose Beamte unnachsichtlich zur Verantwortung und Bestrafung gezogen werden, da sie das geringe, wie das große Verdienst stets an's Licht zu ziehen und zu ehren bemüht

ist, hat sie auch das unbedingte Vertrauen des Volkes. Zeigt sich in irgend einem Theile des Reiches eine neue Erfindung, so wird sie sofort von der Regierung beachtet. Ich frage Sie auf Ihr Gewissen, zeigt dies nicht von einem steten Fortschritt, von gesundem Sinn für Verbesserung?

Sie sind nächstdem darüber ungehalten, daß die Chinesen sich so schroff gegen die Ausländer, namentlich gegen die Europäer hinstellen. Erlauben Sie mir nur ein Paar Thatsachen anzuführen. Die erste ist, daß früher Reisende, wie Marco Polo, eine gar freundliche Aufnahme in China fanden. Im Anfang des 16. Jahrhunderts kamen Portugiesen nach Kantong; man nahm sie gut auf, war auch durchaus nicht abgeneigt, mit ihnen einen Handelsverkehr zu eröffnen. Was geschieht! Die Herren Portugiesen bauen ein Fort, und antworten, als man sie darüber zur Rede stellt, daß sie so feindselige Anstalten treffen, dies sey so ihre Gewohnheit. Als die Regierung den Gästen ernstliche Vorstellungen machte und endlich ihnen das Weiterbauen verbietet, antworten sie mit einem Kugelregen, den sie über die Stadt Kantong ausschütten. Dem Volke hatten sie sich aber bereits durch das zügellose Betragen ihrer Matrosen und Soldaten verhaßt gemacht. Von da an hielt es die chinesische Staatsregierung für ihre Pflicht, derartigen Ereignissen

vorzubauen und den Eintritt in's Reich zu untersagen. Dennoch gestatteten sie den Franzosen und Holländern, später auch den Russen friedlichen, doch streng beaufsichtigten Verkehr mit ihrem Volke und wir verdanken diesem Umstande die reichen Nachrichten, welche die Jesuiten seit dem 17. Jahrhunderte über China gegeben haben. Im 18. Jahrhundert suchten die Engländer mit China Verkehr anzuknüpfen und die Gesandtschaft, welche Lord Macarteney nach Peking führte, stellte gewisse Verträge für diesen Zweck her. Mittlerweile entspann sich ein Schleichhandel mit Opium, den die englischen Behörden abzustellen nicht geneigt schienen. Als daher der frühere Vertrag zwischen England und China abgelaufen, weigerte sich die chinesische Regierung, denselben zu erneuern, und nun begann jener unselige Krieg, der beiden Theilen grenzenlose Opfer gekostet hat, ohne daß die Engländer ihren Zweck erreicht hätten. Denn die chinesische Regierung hält nun strenger als je auf das Fernhalten der Fremden, welche ihrem Volke ein Gift zuführen, das das innerste Lebensmark angreift.

Sie wundern Sich gewiß nicht, wenn ein Hausvater den Verkehr mit einer Familie abbricht oder vermeidet, welcher der Ruhe und dem Wohlstand seines Hauses gefährlich zu werden scheint. Wundern Sie Sich daher nicht, wenn eine Regierung, die sich das

Glück ihres Volkes zum Ziele gesetzt hat, sich gegen feindselige und gefahrdrohende Einflüsse durch Abschließung nach Außen zu sichern strebt. Erinnern Sie Sich geneigtest an meine frühern Mittheilungen über Aegypten. Nun denken Sie Sich das Unglück, welches über das wohlhabende, friedliche, gesittete Volk der Chinesen kommen würde, wenn unsere Communisten, Socialisten, Freischaaren, vielleicht mit einer Schaar emancipirter Damen dort einrückten und das rothe Banner aufpflanzten. Das gäbe ein Leben, wie wir es auch erlebt haben und einen Fortschritt ganz eigener Art.

Ein Volk, welches die moralischen Grundsätze bekennt und befolgt, die ich Ihnen darzulegen die Ehre hatte, kann nicht anders, als ein religiöses seyn. Die Dankbarkeit und Ehrfurcht gegen die Eltern und Großeltern hat gleiche Gefühle für die übrigen Vorfahren zur nothwendigen Folge. Man findet daher in jedem Hause einen Ort, wo die Namen der verstorbenen Familienmitglieder aufgestellt sind und wo sich die Familie zu gewissen Zeiten vereinigt, um sich diesen Gefühlen hinzugeben. In der Hütte des Landmannes, wie im kaiserlichen Palaste findet sich diese Halle der Vorfahren. Außerdem wendet man den Grabstätten die aufmerksamste Sorgfalt und Pflege zu.

So wie nun das Kind den älteren Geschwistern,

Eltern und Großeltern, so wie der niedere Beamte dem höhern, ebenso ist auch die Erde dem Himmel, der Mensch der Gottheit die dankbarste Verehrung und den Geboten der Verehrung und Liebe, der Pflicht und Ehre, die sie in die Brust des Menschen gepflanzt hat, Gehorsam schuldig. Das, verehrte Freundin, sind die Grundsätze, deren Anerkennung in China von Jedermann verlangt wird und die gewiß auch bei uns jeder vernünftige Mensch zu bekennen keinen Anstand nehmen wird. Es sind Grundsätze, welche Kongtseu oder Confucius aus der Natur, aus der geschichtlichen Erfahrung und den Büchern der Alten entnommen hat. Ein anderes Dogma hat er nicht aufgestellt. Er trat stets bescheiden zurück, wenn man ihn über das Wesen der Gottheit, die Zukunft befragte und antwortete mehrmals: Du kennst den Zustand der Lebendigen nicht, wie willst Du den der Gestorbenen kennen?

An diese Lehre schließt sich ferner der Satz an: Der sichtbare Stellvertreter des Himmels, der Kaiser, hat den gerechtesten Anspruch auf Dankbarkeit, Ehrfurcht und Gehorsam, wie die Aeltern, die Vorfahren, der Himmel. Alle andern Menschen aber soll der Mensch als seines Gleichen ebenso ehren und lieben, wie er sich selbst ehrt und liebt und ihnen nichts zufügen, was ihn, von Andern zugefügt, schmerzen würde.

Als Stellvertreter des Himmels ist der Kaiser der

oberste Priester des Reiches, wie der Familienvater der Oberpriester seines Hauses.

Da nun eben Confucius kein Dogma aufstellte, sondern es einem Jeden überließ, sich die ihm zusagenden theologischen Ansichten zu bilden, so konnte es nicht fehlen, daß der in China heimische Buddaismus und andere Religionen fortbestehen und neue auftreten konnten. Der Staat duldet alle, so lange sie ihm nicht feindselig entgegentreten. Es herrscht volle Religionsfreiheit. Allein er bevorzugt und unterstützt keine durch Concessionen, wodurch andere Secten in ihrem Rechte beengt werden. Die Priester jeder Religion stehen unter strenger Aufsicht und wo sie Eingriffe in staatliche oder bürgerliche Verhältnisse wagen, erfolgt sofort strenge Ahndung. So darf z. B. kein Bekenner der Buddalehre einem Kloster oder Pagode einen Theil seines Vermögens übergeben, so lange er noch Anverwandte hat, die als seine Erben gelten. In den Staatsdienst kann Niemand eintreten, der Mitglied irgend einer religiösen Secte ist, weil er dann zu einer Partei gehören würde. Dagegen schützt der Staat die kirchlichen Gebäude jeder Religionsgemeinde ebenso sehr wie seine Magazine, Befestigungen, Brücken und Denkmale.

Ich muß dieses Thema gewaltsam abbrechen, um nicht in Versuchung zu fallen, Ihnen das reiche

Leben des Confucius darzustellen, von welchem Voltaire so treffend, als schön sagt:

de la seule raison salutaire interprête,
sans éblouir le monde éclairant les esprits,
il ne parla qu'en sage, et jamais en prophète:
apendant on le crût, et même en son pays.

Daß im chinesischen Reiche, das seit so vielen Jahrtausenden auf der Bahn der Civilisation wandelt, Wissenschaft und Kunst in hoher Blüthe stehen, das bedarf wohl kaum mehr als einen Blick auf die reiche Fülle der chinesischen Literatur in jedem Fache des menschlichen Wissens und geistiger Bestrebungen. Das was bis jetzt in europäische Sprachen übersetzt ist, oder wovon uns namentlich die Franzosen Auszüge mitgetheilt haben, bildet schon eine kleine Bibliothek. Gebe Gott uns Zeiten, welche es möglich machen, von dem Buche der gründlichen Untersuchungen der alten Denkmäler, welches Ma-tuan-lie im 13. Jahrhunderte abfaßte und welches hundert Hefte in der Ausgabe von 1747 füllt, eine wörtliche Uebersetzung zu liefern. Im Jahre 1773 ließ Kaiser Kieng-Long eine Gesammtausgabe der besten Nationalwerke beginnen, welche ursprunglich auf 160,000 Hefte berechnet war und wovon bis zum Jahre 1818 78,731 erschienen waren. In dieser Sammlung finden wir die alten classischen, von Confucius abgefaßten Bücher, Werke

über Musik, Geschichte des Reiches, Urkunden, Gesetze und Verordnungen, Landeskunde, Reiseberichte, Bücherkunde, ferner Rechtswissenschaft, Kriegswissenschaft, Haushaltungslehre, Rechnenkunst, Naturwissenschaftliches u. s. w.

Die Kunst endlich ist in China nicht wie bei uns eine fremde, hergebrachte Pflanze, sondern sie ist aus dem Boden, aus der Nation selbst hervorgesproßt. Das Wenige, was wir davon kennen, besteht in kleinen ornamental gehaltenen Figürchen aus Bronze, Speckstein, Elfenbein und Porzellan, in einigen Malereien auf Porzellan und Reispapier. Größere Bildnereien, wie sie etwa im Zusammenhang mit der Architectur als Statuen oder Gemälde vorkommen, hat ein Europäer zu sehen nie Gelegenheit. Allein, wenn wir aus den poetischen Werken, die uns zugänglich sind, dann auf die ganze Organisation des chinesischen Wesens und der Sitte einen Schluß ziehen dürfen, so ist es wohl mehr die Musik, als die Plastik, welche die Chinesen ausgebildet haben. Confucius, wie die vom Pater Amiot mitgetheilten chinesischen Berichterstatter sind entzückt von der Erhabenheit der alten chinesischen Musik. Doch fehlen auch hier Berichte europäischer Musikkenner. Ich habe in meiner Sammlung eine Reihenfolge chinesischer Instrumente, dergleichen die Landleute führen. Die Lauten und

Geigen zeichnen sich durch treffliche Arbeit und angenehmen sanften Ton aus.

Meine Gnädige, ich meine Ihren Wunsch nun erfüllt, Ihnen eine Uebersicht über die wichtigsten Erscheinungen im Leben des chinesischen Volkes gegeben zu haben. Es wird Ihnen nun manche Stelle in den chinesischen Romanen und Dramen bei weitem weniger Befremdendes haben. Nehmen Sie die beiden Cousinen oder die vollendete Frau oder Pipaki zur Hand oder blättern Sie das Werk von Malpierre mit seinen interessanten Abbildungen durch, um Ihnen das Ganze noch anschaulicher zu machen.

Druck der Teubner'schen Officin in Dresden.

